Die Reichsfeinde.

Historischer Roman

von

Conrad von Bolanden.

„Weil ihr von der Welt nicht seid, sondern Ich euch auserwählt habe von der Welt, deßhalb hasset euch die Welt."
Joh. XV, 19.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1874.

Druck von Joh. Falk III., vorm. Fr. Sausen in Mainz.

Inhalt.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Erster Theil.

Im Tempelhofe.

Nach Ermordung des jugendlichen Kaisers Numerian bestieg Diocles, der Oberst der kaiserlichen Leibwache, am 29. August 284, den Thron des römischen Weltreiches.

Diocles war aus Dalmatien, von niederem Herkommen, der Sohn eines freigelassenen Sklaven, und ohne wissenschaftliche Bildung. In früher Jugend Soldat geworden, schwang er sich allgemach durch Tapferkeit und kühnen Muth bis zum Obersten empor. Als ihn das Heer auf den Kaiserthron erhob, zählte er neununddreißig Jahre. Mit dem Purpur nahm er den Namen Diocletian und zugleich die Wahrscheinlichkeit an, keines natürlichen Todes zu sterben; denn seit Commodus, in dem Zeitraume von nur zweiundneunzig Jahren, starben zweiundzwanzig Kaiser

unter den Mörderhänden der Soldaten. Letztere pflegten nämlich den Thron an den Meistbietenden um fabelhafte Preise zu verkaufen, den Käufer möglichst bald zu tödten und die Kaiserwürde abermals feil zu bieten.

In Diocletian vereinigten sich die widersprechendsten Eigenschaften. Er war gerecht und grausam, herablassend und hochfahrend, gerade und tückisch, scharfsinnig und beschränkt. Nach kaiserlichem Herkommen wurde er Gott mit der Thronbesteigung und nannte sich Sohn des Jupiter. Altäre wurden ihm errichtet, Opfer ihm dargebracht, göttliche Titel und Eigenschaften in öffentlichen Acten ihm beigelegt [1]).

Zur leichteren Beherrschung des ungeheueren Römerreiches nahm er einen Mitkaiser an, den Valerius Maximianus. Dieser war ein Bauer aus der Gegend von Sirmium, einer der besten Krieger seiner Zeit, dabei aber ein so schlechter, grausamer Mensch, daß Diocletian neben ihm großmüthig erschien. Auch zwei Cäsaren ernannte Diocletian, den Galerius und Constantius. Galerius war von gleich niederer Herkunft

---

1) Cantu, allgemeine Geschichte des Alterthums, B. IV, S. 433.

wie Diocletian und Maximian, der Sohn eines Hirten; er selbst hütete vormals die Schweine. Constantius, wegen seiner bleichen Gesichtsfarbe „Chlorus“ genannt, war aus edlem Geschlechte, ein Großneffe des Kaisers Claudius II., von milder Gemüthsart, edelmüthig, tugendhaft, ein aufrichtiger Freund der Christen [1]). — Diocletian gab dem Galerius seine Tochter Valeria zur Gattin. Constantius mußte sein Weib Helena, die christliche Mutter Constantins des Großen, entlassen, und die Stieftochter Maximians zur Frau nehmen.

Das römische Reich theilte Diocletian in vier Herrschaften. Die unmittelbare Regierung über Asien und Aegypten behielt er für sich. Dem Maximian gab er Italien und Afrika, dem Galerius Thracien und die illyrischen Provinzen an der Donau, dem Constantius Gallien, Spanien und Britannien. Diese Einrichtung hob indessen die monarchische Einheit nicht auf; denn Diocletian behielt den Vorrang, und die Cäsaren mußten seiner Oberherrlichkeit unterworfen bleiben.

---

1) Cantu, B. IV, S. 428. Eusebius de vit. Const. I, 13 sq.

Den vier Weltbeherrschern erwuchsen schwierige Aufgaben; denn murrend ertrugen die bezwungenen Völker das römische Joch, und die Barbaren bedrohten die Grenzen. Allenthalben züngelten die Flammen der Empörung, und blutige Kriege brachen los. Constantius bändigte die wilden Germanen und Briten; Maximian schlug die afrikanischen Stämme und erstickte einen Aufruhr in Italien; Galerius warf die andrängenden Perser zurück; Diocletian züchtigte das rebellische Aegypten.

Zum Schutze der Grenzmarken wurden feste Lager und Castelle errichtet. Selten wagten die Barbaren, diese Vertheidigungslinien zu überschreiten; geschah es dennoch, so wurden sie mit schweren Verlusten zurückgeworfen, ganze Stämme vertilgt und Tausende in Gefangenschaft geschleppt. Und als Diocletian in einem großen Feldzuge die Macht der Perser für lange Zeit brach, herrschte Ruhe im Reiche, — freilich nur eine erzwungene Ruhe, erkauft durch achtzehnjährige Kriege, durch unbeschreibliche Grausamkeiten und Ströme von Blut.

Im Jahre 302 kehrte Diocletian nach seiner prachtvollen Residenz Nicomedien zurück. Diese blühende Seestadt hatte der Kaiser zur Hauptstadt des Reiches

erhoben; denn er haßte Rom wegen seines frechen Pöbels und der berechtigten Ansprüche des Senates, von ihm als übermüthige Anmaßung empfunden. Auf der Grenze zwischen Asien und Europa, an tiefer Meeresbucht gelegen, wurde Nicomedien nach wenigen Jahren die vielbeneidete Nebenbuhlerin Roms. Auf Diocletians Befehl entstanden Paläste, Theater, Cirken, öffentliche Bäder, Portiken, Tempel und Villen. In unbeschreiblicher Pracht erhob sich der kaiserliche Palast. Ein ganzes Stadtviertel bildend, mit zahlreichen Gebäuden, Portiken, Gärten, Tempeln und Thermen, war er rings von hohen Mauern umschlossen. Angenehm belebt wurde das hohe, starre Mauerwerk der Veste durch zahlreiche Nischen, Halbsäulen und reiche Ornamentik, während die hervorspringenden, von Schießscharten durchbrochenen Thürme dem stolzen Kaiserhause das Gepräge unbezwinglichen Trotzes verliehen. Die Flächen der Umfassungsmauer enthielten zugleich in bildlicher Darstellung ein großes Stück römischer Geschichte. In den zahlreichen Nischen erhoben sich nämlich die Bildsäulen von berühmten Staatsmännern, Kriegshelden und Göttern, vollendete Kunstwerke des Meisels. Zwischen dem östlichen Thurmpaare, im Mittelpunkte der Umfassungsmauer,

öffnet sich ein ehernes Thor, durch welches eine breite Straße nach dem entsprechenden Thurmpaare der westlichen Seite läuft. Eine zweite Straße zieht zwischen den nördlichen Thürmen hindurch gegen Süden, durchschneidet im Mittelpunkte des Palastes die erste Straße und mündet in dem Vestibul oder der Eingangshalle zur eigentlichen Kaiserwohnung. Die Gebäude der nördlichen Viertel bewohnen die Prätorianer oder kaiserliche Leibwache. Die südlichen Viertel enthalten Prachtbauten von bewunderungswürdiger Großartigkeit. Reich und erhaben ist allenthalben der Charakter der Architektur. Nur der Herr des Erdkreises konnte einen Palast schaffen, dessen riesige Verhältnisse das Gemüth des Schauenden ebenso ergreifen, wie die Anwendung vollendeter Kunst in allen Formen, und der fabelhafte Glanz von Gold und kostbarem Marmor [1]).

Im südlichen Viertel des Palastes erheben sich zwei Tempel, dem Jupiter und Mars geweiht. Sie liegen einander gegenüber, von doppelten Säulenreihen dorischer Ordnung nach drei Seiten umstanden, während die vierte Seite sich an Palasttheile schließt, die

---

1) Guhl u. Koner, Leben d. Griechen u. Römer. S. 450 f.

mit den kaiserlichen Gemächern in entfernter Verbindung stehen. Zwischen beiden Tempeln hindurch läuft ein freier Raum, der sich weiterhin fortsetzt und ringsum von Portiken oder Säulenhallen umgeben ist. Die Säulen dieser Portiken gehören der prächtigen korinthischen Ordnung an, sind von geschliffenem Marmor und etwa vierzig Fuß hoch. Den Fußboden ziert kostbare Steinmalerei, Mosaik genannt, die Wandflächen schmücken Freskogemälde von meisterhafter Technik, wenn auch arm im Colorit. Auch der Inhalt der Darstellungen ist größtentheils schlüpfrig, zuweilen sogar häßlich angehaucht vom entarteten Geiste des Heidenthums. Dieser offene, von Portiken umgebene Hof, augenscheinlich eine großartige Erweiterung des Peristyls des alten Römerhauses, heißt „Tempelhof", welchen Namen ihm die Nähe beider Tempel gaben. Wenn der Kaiser dem Kriegsgotte Mars oder dem Göttervater und Donnerer Jupiter Opfer bringt, dann belebt den Tempelhof ein glänzendes Gefolge von Palastbeamten und Offizieren. Gewöhnlich aber herrscht tiefe Stille hier. Die hohen dorischen Säulen, deren ernste Pracht den Tempeln entspricht, stehen ebenso einsam, wie die canellirten Schäfte der korinthischen Säulen, welche die ringsum

laufenden Portiken des Tempelhofes bilden und deren kunstvoll gearbeitete Kapitelle schon hinreichen, das staunende Auge zu fesseln. Diese Kapitelle bilden nämlich geöffnete Kelche von Akanthusblättern, überragt von einer zweiten, derselben Basis entspringenden Blattreihe. Aus den Zwischenräumen dieser Blättermassen steigen Stengel mit kleineren Blattkelchen an ihren Spitzen in die Höhe. Aus den Spitzen entwickeln sich abermals zweigetheilte Stengel, deren Arme, gleichsam unter dem Drucke des auf ihnen lastenden Säulenträgers, an ihren Spitzen volutenartig gekrümmt sind. Und alle Theile, bis in die kleinsten Verhältnisse, sind mit größter Sorgfalt gearbeitet, das Blätterwerk des Marmors genau der Natur nachgebildet. Hierzu kommen die vollendeten Kunstformen verschiedener Götterstatuen, die in Lebensgröße zwischen den Säulen der Tempel stehen, die schöne Steinmalerei des Bodens, die bemalten Wandflächen, die zierliche Ornamentik und feine Technik an allen Theilen des Palastes und der Tempel. — Freilich muß hervorgehoben werden, daß eine gewisse Kälte und Starrheit über allen Kunstgebilden liegt. Wie dem Heidenthum überhaupt die Tiefe des christlichen Gemüthes und die höhere Lebenswärme fehlte,

so vermochte es auch nicht, seine Schöpfungen mit idealer Empfindung zu beleben und durch Lichter göttlicher Offenbarung zu verklären. Was jedoch seit Jahrhunderten der menschliche Geist auf dem Gebiete der Kunst gewonnen, dies bot der Tempelhof, der selten einen Bewunderer fand. Verlassen und öde lagen die reichen Portiken, — nur das lachende, tiefblaue Himmelsgewölbe schaute herein in den offenen Hof und goß helle Lichter herab, daß die Marmorsäulen leuchteten und das Gold der Zierungen glänzte. Nach den öffentlichen Thermen oder Bädern, nach den Cirken, dem Theater und Amphitheater zieht die unersättliche Genußsucht damaliger Zeit die Bewohner des Kaiserpalastes, wie alle Freien und Reichen der Stadt, während die zahllosen Sklaven unter den Lasten der Arbeiten und elender Verhältnisse seufzen.

Dennoch hat der Tempelhof einen regelmäßigen Besucher, den wohl nicht die Kunst, sondern die Stille des Ortes anzieht. Fast täglich wandelt er sinnend Stunden lang durch die Säulenhallen, wo nicht das mindeste Geräusch seine Betrachtungen stört. Gegenwärtig steht er an eine Säule des Marstempels gelehnt, eine geöffnete Pergamentrolle in den Händen, deren Zeichnung er genau betrachtet. Die Zeich-

nung besteht aus länglichen Vierecken, die alle roth oder blau aufgetragen sind und zuweilen mit „Reiterei“, „Fußvolk“, „sechste Legion“, „zehnte Legion“ u. s. w. erklärt sind. Noch andere Worte finden sich auf dem Pergament, wie „Berg“, „Ebene“, „Fluß“, „Sumpf.“ Das Ganze ist offenbar ein Schlachtplan.

Der Betrachtende, ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, trägt eine kostbare goldene Rüstung, noch werthvoller durch Kunst, als durch edles Metall. Den Panzer zieren Bildwerke in getriebener Arbeit. Auf der Brust fährt ein stolzer Triumphator auf einem mit Löwen bespannten Siegeswagen einher, während auf den Rückentheilen des Panzers der göttliche Herkules mit dem Höllenhunde Cerberus im Kampfe liegt. Wo sich die Schienen des Oberarmes an den Panzer schließen, leuchten grimmig Medusenköpfe in Gold, deren Augen geschliffene Edelsteine bilden. Am unteren Schlusse der Armschienen stehen schmale Aermelstreifen der Tunica hervor. Die übrigen Theile der Arme sind völlig nackt, deren muskulöse Formen außerordentliche Körperkraft bekunden. Die Schmiegsamkeit jener Panzertheile, welche den Unterleib schirmen, verräth sofort,

daß sie aus Kettenringen bestehen, die von goldener Ueberkleidung bedeckt sind. Schienen von Bronce, gleichfalls vergoldet, schirmen die Beine. Seine Fußbekleidung besteht in Schuhen, deren Ränder, bis zu den Waden reichend, mit rothem Zeug garnirt und mit Löwenköpfen von Gold geschmückt sind. Um die Hüfte trägt er an reichem Gurt das kurze zweischneidige Römerschwert in silberner Scheide, die mit geschmackvoller Reliefarbeit bedeckt ist. Die kurze Tunica, unter der Rüstung hervorstehend und bis zum Knie hinabreichend, ziert ein breiter Purpursaum, und schon dieser Purpursaum verräth den hohen Stand des jungen Mannes. Die Rüstung hingegen, wie er sie trägt, ist nur den Kaisern, den Prinzen und Tribunen gestattet, während sich die übrigen Offiziere mit dem Doppelpanzer ohne Schienen, und die gemeinen Soldaten mit dem einfachen Gurtpanzer begnügen müssen.

Die Gesichtsbildung des Gewappneten ist edel, aber von auffallend bleicher Farbe, seine Gestalt kräftig und von mittlerer Größe, sein Blick überlegend und scharf. Haltung und Wesen athmen Ruhe und natürliche Hoheit, weit ab von jenem gemein-

lüsternen Zuge, wie er die höheren Stände der damaligen Heidenwelt charakterisirt.

In den Schlachtplan vertieft, stand er unbeweglich, bis ein Geräusch unter dem Portikus seine Aufmerksamkeit erregte. Eine Thüre wurde geöffnet und zwei Männer betraten die Säulenhalle. Der Geharnischte warf einen Blick auf die Eingetretenen und lebhafte Ueberraschung glitt über sein Gesicht.

„Cäsar Galerius und Mark Trebon, — hier an dieser Stätte?“ murmelte er. „Was mag dies wohl bedeuten?“

Er trat unter den Portikus des Tempels zurück und stand regungslos, wie die Götterstatuen um ihn her.

Cäsar Galerius, der Beherrscher Thraciens und Tochtermann des Kaisers Diocletian, war von untersetzter, plumper Gestalt. Frühzeitig hatte er den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauscht, sich durch ungestüme Tapferkeit und wilde Kühnheit ausgezeichnet, war allmälig zu den höchsten Stufen des Kriegerstandes emporgestiegen und endlich von Diocletian zum Cäsar ernannt worden. Aber die Unwissenheit, Wildheit und Grausamkeit des vormaligen Sklaven waren geblieben. Geistesrohheit und verschlagene

Tücke lagen in den harten Zügen des häßlichen Gesichtes. Niedrig war die Stirn, der Blick falsch, das Haar struppig emporstehend, der Mund sinnlich aufgeworfen, die Haltung übermüthig und herausfordernd, die Stimme laut und herrisch. Die Niedrigkeit seiner Geburt zu verhüllen, erfand er das alberne Märchen, der Kriegsgott Mars sei in Gestalt einer Schlange seiner Mutter genaht und er die Frucht göttlicher Zeugung. Die Christen haßte Galerius mit der ganzen Kraft, deren seine grausame Gemüthsart fähig war. Und seine Mutter Romula, ein abergläubisches Weib von gemeinstem Stande, hatte diesen Christenhaß des Sohnes bis zu lodernden Flammen angeschürt. Nach Berichten seines Zeitgenossen, des Geschichtschreibers Lactantius, hatte Cäsär Galerius die Christen seines Reiches hart bedrückt, verfolgt, gemordet, ehe noch Diocletian die Blutedicte erließ. Nun kam der Haßerfüllte an den Hof seines kaiserlichen Schwiegervaters, um eine gründliche, allgemeine Vertilgung der Christen zu erwirken [1]).

Roh wie sein Wesen, war die Dürftigkeit seines Anzuges. Der frühere Sklave und Schweinehirt

---

1) Lactantius, de mortibus persecutorum IX.

schien es heute noch zu lieben, möglichst nackt einher zu gehen. Er trug kein Obergewand, sondern nur eine Tunica, die ihm knapp über das Knie reichte und deren Aermel nur die oberen Theile der Arme bedeckten.

Seinen Begleiter, ein sechs Fuß hoher breitschulteriger Mann, kleidete die Toga prätexta, ein langes, breites Tuch, malerisch und faltenreich um den ganzen Körper gelegt, das eigentliche Nationalkleid der Römer. Nur freie Männer durften die Toga tragen, und die purpurverbrämte Toga, prätexta genannt, nur hohe Staatsbeamten. Zur Zeit Diocletians wurde übrigens die Toga selten mehr gebraucht und war an deren Stelle das Sagum getreten, ein längliches Tuch, über der linken Schulter durch eine Spange befestigt, und als Obergewand über den Tuniken getragen. Neben der Häßlichkeit des Galerius erschienen die Gesichtszüge des Hochragenden weniger abstoßend, obwohl sie nicht entfernt auf männliche Schönheit Anspruch erheben konnten. Kahl war sein Kopf, die breite Stirne von tiefen Furchen durchzogen, der Mund von starkem Schnurrbart überschattet. Die langen Ohren standen weit vom Kopfe ab, wie in stetem Lauern begriffen. Aus den finster

blickenden Augen, wie aus den Linien des Gesichtes, sprachen Härte und kalte Entschlossenheit. Dieser Mann war Mark Trebon, des Kaisers vertrauter Rathgeber und leitender Minister, — ein Mensch voll Dünkel und Hochmuth, sowie von rücksichtsloser Fertigkeit zu jedem Thun. In der Heuchelei war er Meister und obwohl tückisch und falsch, wußte er doch seinem Wesen das Gepräge derber Geradheit zu geben. Unbestreitbar waren seine hohen Eigenschaften in der Kunst der Staatsleitung. Habsucht und Stolz trieben ihn aber, diese Eigenschaften weniger zum allgemeinen Besten, als für persönliche Interessen zu verwenden.

Beide gingen eine Strecke schweigend durch die Säulenhalle, Mark immer einen Schritt zurück.

„Hier sind wir ungestört, — unbelauscht von den Christen," hob Galerius an. „Der ganze Palast wimmelt von diesem verhaßten Pack! Sämmtliche Kämmerer meines Schwiegervaters sind Christen, — viele Prätorianer sind Christen, — des Kaisers Weib und mein Weib, des Kaisers Tochter, sind Christinen, — das halbe Reich ist christlich. Geht dies noch eine Weile so fort, dann steckt diese christliche Pest

Alle und Alles an," schloß er mit grimmigem Blick und dräuender Geberde.

„Deine Hoheit, siegreicher Cäsar, hat Zahl und Einfluß der Christen nicht erschöpfend gewürdigt," versetzte der Andere lächelnd. „Sogar Mark Trebon, des Kaisers vertrauter Minister, gehört zur fluchwürdigen Sekte der Christen."

„Du — ein Christ?" rief Galerius betreten.

„Laß Dir mein Christenthum erklären, Cäsar!" fuhr der Kahle fort. „Längst stachelte mich Neugier, den Inhalt einer Religion zu erforschen, der nur Eingeweihten erschlossen wird. Eine geistige Macht wollte ich kennen lernen, deren Ausrottung seit dreihundert Jahren den mächtigsten Kaisern nicht gelang. Erkunden wollte ich, ob die Christen wirklich einen Eselskopf als höchsten Gott anbeten und Verderben brüten dem Staate. Deßhalb wurde ich Christ, — ich kenne unsere Feinde. Und Du, als siegreicher Feldherr, weißt, daß Stellung und Macht des Feindes erforscht werden müssen, bevor überlegter und klug berechneter Angriff ihn vertilgt."

Galerius sah mißtrauisch in das kalte Gesicht des Hochragenden.

„Mein offenes Geständniß soll dein Vertrauen

nicht schwächen, edler Cäsar! Deine Abstammung, Deine Gesinnung, Deine hohe Stellung zwingen Dich, die Feinde der Götter und des Reiches zu verabscheuen; — und mir gebieten Einsicht und Pflichten des Staatsmannes, die gründliche Vertilgung jener gefährlichen Sekte anzustreben. Ja, — glühend hasse ich die Christen!" sprach er mit tiefer, dräuender Stimme. „Glühender, seit ich sie genau kenne. Wenn Du erlaubst, behaupte ich, mein Christenhaß übersteigt sogar jenen des marsentsprossenen Galerius."

Der Cäsar gewahrte die verzerrten Gesichtszüge Marks, die grimmige Glut seiner Augen, und der letzte Stachel des Mißtrauens schwand.

„Gerade mein Christenthum wird die Erfolge unseres Strebens fördern," fuhr der Staatsmann fort. „Wenn ich, als Eingeweihter der christlichen Sekte, dem Kaiser die Ausrottung der Christen rathe, — wenn ich, der Christ, bereit bin, jene schändlichen Lehren zu verfluchen, weil ich sie kenne, — wenn ich gehorsam den Göttern opfere: — glaubst Du, Rath und Beispiel des christlichen Ministers wiegen leichter im Urtheile des göttlichen Diocletian, als Rath und Mahnung des heidnischen Ministers?"

„O du Ausbund unübertrefflicher Schlauheit!"

rief lachend Galerius. „Ha — ha — christlicher Mark! Du bist mein Mann, — mein Helfer, — mein Freund!“ und er legte vertraut seine Hand auf die Schulter des kaiserlichen Vertrauten. „Wiederholt habe ich Dir meinen Plan angedeutet, — Du hast ihn gebilligt. Wie meinst Du? Wie gelangen wir zum Ziele? Sprich, — hast Du etwa bereits einen Kriegsplan erdacht?“

„Allerdings, mein Herr! Doch zweifle ich, ob ein sicher wirkender Vertilgungsplan Dir entspricht, weil er ungewöhnlich und neu ist,“ erwiederte Mark lebhaft, wie von einem Lieblingsgedanken fortgerissen. „Meinen Kopf setze ich ein für das Gelingen des Planes! Was der Staatskunst unerreichbar gewesen, was seit Jahrhunderten die römische Weltmacht vergebens erstrebte, — mein Plan vollbringt es,“ — und so erregt wurde Mark, daß er jetzt um zwei Schritte dem Cäsaren voraneilte. „Schwellte jemals berechtigtes Selbstgefühl die Brust eines Staatsmannes, weil er das Reich von zersetzenden Kräften gereinigt, — weil er ein Mittel entdeckt, den kranken Leib des Staates zu heilen: — mir sei gleiches Selbstgefühl gestattet; denn ich fand jene wirksamen Hebel, die katholische Kirche aus ihren Grundfesten zu heben und über den

Haufen zu werfen. Meine Erfindung ist mein Stolz und ich," — hier blieb er stehen, richtete die sechs Fuß hohe Gestalt auf und legte hochfahrend seine Hand über die Brust, — „ich lebe für alle Zeiten! Mein ewiges Denkmal sind die Ruinen der christlichen Kirche."

„So lass' einmal hören! Was hast Du ersonnen?" frug gespannt der Cäsar. „Deine Erfindung muß wirklich die Eingebung eines Gottes sein, wenn sie mehr zu wirken verspricht, als sämmtliche Folterwerkzeuge der Vergangenheit. Nur einen Vorbehalt mache ich: blutig sei Deine Erfindung, — je blutiger, desto ergötzlicher," und in die grausamen Züge des Cäsaren trat das Grinsen eines Tigers. „Ja, — mein Ergötzen will ich haben, und ich weiß kein höheres, als Christenblut."

Vom Tempel des Mars herab klang es leise; die goldene Rüstung klirrte unter einer heftigen Bewegung ihres entrüsteten Trägers.

„Cäsar, — höre mich an!" sprach Mark mit unheimlichen Blicken. „Wäre das Christenthum in Blutströmen zu ersäufen, jene fluchwürdige Sekte müßte längst ausgerottet sein. Blut thut es nicht,

— nein! Darum ist mein Plan ganz und gar unblutig."

Galerius schüttelte mißvergnügt und heftig den Kopf.

„Nicht blutig?" unterbrach er den Kahlen. „Dann ist er durchaus gegen meinen Geschmack. Christenblut, — Christenblut!" rief er, daß seine rauhe Stimme, wie das Brüllen einer blutdürstigen Bestie, durch die Portiken schallte. „Christenblut ist mir Wonne und süßer Genuß! Darum blutig, — höchst blutig, — ein Meer von Blut!"

„Cäsar, — schenke mir gnädiges Gehör!" sprach Mark mit tiefer Stimme. „Ein scharfblickender Schriftsteller sagt: „Das Blut der Martyrer ist ein Same der Christen." Der Mann hat recht, — die Geschichte beweist es. Seit dreihundert Jahren wüthen Feuer und Schwert gegen die Anhänger des Nazareners. Durchgreifende, entschlossene Kaiser, begeisterte Väter des Vaterlandes, eifrige Verehrer der Götter, haben mit voller Anwendung ihrer Macht jene reichsfeindliche Sekte auszurotten gestrebt. Nach Hunderttausenden, nach Millionen starben die Christen durch Feuer und Schwert und Wasser und grausame Qualen, — und was geschah? Tertullian sagt

es: „Das Blut der Martyrer wurde ein Same der Christen.“ — Hieraus folgt, daß ein blutiger Vertilgungsplan nicht zum Ziele führt.“

„So sprich, — laß mich Deinen Kriegsplan sehen!“ drängte Galerius.

„Gestatte noch ein erläuterndes Wort, damit nicht gering, nicht unbedeutend mein Plan Dir scheine,“ sprach der Staatsmann, die Furchen seiner Stirne tiefer legend. „Eingehend habe ich die Geschichte der Christenverfolgungen durchforscht. Genau habe ich Thatsachen und Erscheinungen geprüft und erwogen. Was fand ich? Kaum bricht in voller Heftigkeit das Hinwürgen der Christen los, da erfaßt eine ganz unerklärbare Todesverachtung und Freudigkeit zu sterben für ihren Gott diese Leute. Die schauerlichsten Qualen sind ihnen Kinderspiel. Lächelnden Mundes bieten sie den Lictorenbeilen ihre Köpfe, — auf brennenden Scheiterhaufen singen sie Preislieder dem gekreuzigten Juden von Nazareth, — über glühendem Roste bratend, machen sie Scherze, — jede Pein, auch die schrecklichste, erscheint wirkungslos. Die Christen warten nicht einmal, bis sie entdeckt werden, freiwillig treten sie vor den Richter, sie geben sich selber an und verlangen, zu sterben für

den Wahn ihres Glaubens. — — — Was fand ich weiter? Eine geheimnißvolle Zaubermacht, wachsend mit den Flammen der Holzstöße und der rastlosen Thätigkeit der Folterwerkzeuge. Die Christen stehen in Mitte der Flammen und verbrennen nicht, — wilden Bestien im Amphitheater vorgeworfen, lecken ihnen Tiger und Löwen die Füße, — in das Meer versenkt, wandeln sie über den Fluthen, wie auf festem Boden. Die Verehrer der Götter sehen diese Wunder, — und was geschieht? Tausende werden hingerissen und bekennen laut ihren Glauben an den Gott der Christen. — Aus Allem folgt schlagend, daß in Blutströmen jene verruchte Sekte nicht erstickt werden kann."

„Nun gut! Weißt Du ein wirksameres Mittel?" frug erwartungsvoll Galerius.

„Ja, Cäsar!" antwortete Mark im Tone staatsmännischen Triumphes. „Soll das Christenthum sterben, dann muß es erwürgt werden," sagte er mit scharfer Betonung und einem höllischen Ausdrucke des Mienenspiels.

„Erwürgt, — erdrosselt soll es werden? Das verstehe ich nicht. Erkläre Dich!"

„Mein Erwürgungssystem gründet auf der Ein-

richtung der katholischen Kirche," versetzte Mark. „Ich kenne den religiösen Organismus der Christen genau und weiß ihn tödtlich zu treffen, — nämlich so: — wir nehmen durch ein Gesetz den Christen ihre Catechetenschulen, wir zwingen sie durch ein Gesetz in die Staatsschulen. So wächst die Jugend heran im Geiste der Staatsreligion. Ferner: — wir lassen zwar den Christen ihre Tempel, aber wir bilden und erziehen die Priester, welche in den Tempeln lehren — so werden die Priester amten im Staatsgeiste. Ferner: — wir tödten nicht das Oberhaupt der Christen, den Bischof in Rom, aber ein Gesetz verbietet allen Priestern und Bischöfen des Reiches, vom Papste Weisungen anzunehmen, damit die organische Einheit zerfalle und das Ganze in winzige Theile sich auflöse. Ferner: — wir bevorzugen und begünstigen jene christlichen Sekten, die vom Papste sich losgesagt, vorzüglich die Manichäer und Montanisten, damit heillose Verwirrung und Spaltung im Lager der Reichsfeinde entstehe. — Dies in Kürze die Grundzüge meines Vernichtungsplanes."

„Ein höchst langweiliges Ding!" rief mißvergnügt der Cäsar.

„Langsam, aber sicher wirkend zur Ausrottung

des Christenthums," versetzte der Staatsmann. „Glaube mir, göttlicher Sohn des großen Mars, — in fünfzig Jahren ist die katholische Kirche unterwühlt, zerfallen und zerrissen!"

„In fünfzig Jahren? Und ich soll nicht den Untergang der Verhaßten sehen? Nein, — nein, — bei allen Göttern, — nein!" rief Galerius aufbrausend. „Dein Plan ist nichts, — ein Schneckenplan! Wie, — kann das gefährdete Reich warten, bis Mark die katholische Kirche nach schlau erdachtem Plane zersprengt, vernichtet? Nimmermehr, — jähen Todes sterbe das Christenthum!"

„Was dreihundert Jahre geistig aufgebaut, edler Cäsar, vertilgt mit einem Schlage keine menschliche Gewalt, — nicht einmal die Weltmacht eines göttlichen Diocletian."

„Bah — bah, — Tollheit, sage ich!" schrie heftig Galerius. „Ein Stümper bist Du im Christenvertilgen, — ein waffenloser Mann, — ein Löwe ohne Krallen und Zähne, — ein Schwert ohne Schneide! Höre mich an! Wohl haben die Kaiser vor uns die Christen getödtet, aber nicht mit vollem Ernst, — nicht mit dem Aufgebot aller Vertilgungsmittel. Wir hingegen stehen gerüstet zum Todes-

stoße. Die äußeren Feinde des Reiches, die Germanen, die Sarmaten, die Araber, die Briten, die Perser und alle Barbaren sind niedergeworfen, — nun laßt uns die Schwerter gebrauchen zur Vernichtung der inneren Reichsfeinde, der Christen. Ein Edikt Diocletians überliefert alle Christen dem Tode. Jede Soldatenfaust, jede Henkershand im ganzen Reiche bewaffne sich mit dem Mordschwerte. In jeder Stadt, in jedem Dorfe und Weiler überfällt das Verhängniß die Christen. Zur Flucht bleibe ihnen keine Zeit, — nirgends öffne sich ihnen ein Asyl, — allenthalben erwarte sie der Tod. Eisen, Feuer, Wasser des ganzen Reiches erhebe sich zur Vertilgung der Nazarener," rief er mit satanischer Begeisterung. „In Massen werden sie in das Meer gestürzt, — in Massen verbrannt, — in Massen zusammengehauen. Ha, — welch ein köstlicher Anblick!" — und die Augen des Cäsaren funkelten dämonisch. „Alle Schwerter und Lictorenbeile triefend von Christenblut! Alle Ströme, Seen und Meere des Reiches geöffnet, die Christen zu verschlingen, — die Erde dampfend vom Blute der Reichsfeinde, — die Lüfte erfüllt mit christlichem Jammergeschrei, — welche Freude, welche Wonne!"

Mark sah den glühenden Haß des rasenden Cäsaren, und auch seine zur Grausamkeit geneigte Gemüthsart ergriff ein blutdürstiger Drang.

„Bei Diocletian, dem Göttlichen, Deine Begeisterung reißt hin, Cäsar!“

„Reißt es Dich hin, mein Bester? Denke, — stelle Dir vor: — das ganze Reich ein Leichenfeld von Christen, — Alle todt, die sich bekreuzen, — wie schön!“

„In der That, ein ergreifender Gedanke!“

„Alle Schwerter, alle Beile stumpf geschlagen an Christennacken, — wie großartig! Alle Zungen stumm, die Lieder sangen dem Christengott, — alle Herzen erstarrt, die ihn liebten, den Christengott, — alle Köpfe zerschmettert, die an den Christengott glauben, — wie erhaben! Den ewigen Göttern ein Meer von Christenblut geopfert, — wie entzückend!“ rief mit unheimlich glühenden Augen Galerius. „Mark, denke Dir: — geschlachtet der Letzte jener fluchwürdigen Rotte, die uns ärgerte, die uns allenthalben stieß und zwickte durch ein verhaßtes Beispiel! — Todt der letzte Frömmler, deren überspannter Tugendsinn alle Freuden des Lebens vergällte, deren nüchterner Wandel sogar die rauschenden Feste des lustigen

Bachus verbitterte, — todt, — alle todt, — wie wonnereich!"

„Du schwelgest in Bildern, Cäsar, die ein Gott Dir zeigt!"

„Ja, göttliche Bilder, gemalt mit Christenblut, — Gedanken meines Vaters Mars! Grimm zur Vertilgung der Reichsfeinde schwellt mir, dehnt mir alle Glieder," rief der Cäsar, seine geballten Fäuste schüttelnd. „Und Du willst mit trägen Gesetzen langsam ersticken, was der Götter Zorn, des Reiches Wohl mit Feuer und Schwert jählings zu vernichten fordern?"

„Träge scheinen allerdings Deinem tapferen Ungestüm die gemeinten Gesetze. Dennoch bitte ich, gestatte mir, dem christlichen Organismus ein schleichendes, tödtliches Gift einzuträufeln," bat der Staatsmann. „Zersplittern will ich die kirchliche Einheit, lähmen die christliche Lehrgewalt, in Staatsschulen will ich erziehen die christliche Jugend, auf unseren Reichslehranstalten will ich bilden die christlichen Priester, —"

„Stille, — schweige!" unterbrach ihn wild der Cäsar. „Wer mit Keulen und Schwertern drein schlagen kann, bedarf nicht Deines schleichenden Giftes.

Ist Dir an meiner Gunst gelegen, bist Du ein Freund der Götter und des Staates, — dann gehe meine Wege!"

„Wohlan, — ich entsage meinem Plane, edler Cäsar!" sprach nach kurzem Schwanken der Staatsmann. „Offen gestanden, nur mit Widerstreben unterwarf sich mein kochender Christenhaß den Forderungen des berechnenden Verstandes. Gebiete über meinen Einfluß, über meine ganze Kraft. — Tod den Christen!"

„So gefällst Du mir!" entgegnete befriedigt Galerius. „Wohl bedarf ich Deines Einflusses, Deiner Kraft. Seit acht Tagen treibe ich vergebens den Kaiser wider die Christen. Er findet sie durchaus nicht staatsgefährlich. Seine getreuesten Diener seien die Christen, — sagt er. Ihre Menge sei dermaßen zahlreich, daß ihre vollständige Ausrottung unmöglich, — behauptet er. Niemals hätten die Christen Empörungen angezettelt, seine besten Soldaten seien gerade die Nazarener, — rühmt er. Und mir kocht die Galle im Leibe, wenn ich die Verhaßten ihn loben höre. Seinen Kämmerer Dorotheus ehrt er, wie einen Gott, den Gorgonius liebt er, wie einen Sohn,

— und diese Christenhunde bestricken schlau des Kaisers Sinn."

„Hier muß allerdings der erste Hebel angesetzt werden," sprach Mark. „Der einflußreichste von Allen ist Gorgonius, — wir schieben ihn bei Seite."

„Ist dies möglich?"

„Heute noch will ich den Kaiser bestimmen, einem getreuen Diener Urlaub zu gestatten, der seit Monaten im Palaste bei Tag und Nacht sich aufreibt."

„Sehr klug! Und dann, bester Mark?"

„Dann vorsichtig dem Ziele näher, — des Kaisers Argwohn geweckt, — seinen Stolz gestachelt, — seinen Zorn geschürt." Der Staatsmann schwieg und verlor sich in Gedanken.

Galerius stand vor dem Sinnenden und schaute ihn an.

„So muß es gelingen, — das ist der Weg!" rief Mark unternehmend.

„Wie meinst Du, Freund?" forschte der Andere.

„Die alte Rüstkammer will ich öffnen, wo schwere Beschuldigungen wider die Christen aufgehäuft liegen," antwortete Mark. „Meine Späher sollen diese Beschuldigungen unter das Volk tragen, die öffentliche Meinung wider die Christen hetzen. Eine leichte Ar-

heit; denn verhaßt sind und bleiben die Anhänger des Nazareners jedem Freunde frohen Lebensgenusses. Mit Recht hat von seinen Anbetern der Gekreuzigte gesagt: „Die Welt wird euch hassen, weil ihr nicht von der Welt seid." Das Volk wird bald den alten Schlachtruf erheben: „Tod den Christen, — die Christen den Löwen!" Du weißt es, Cäsar, Dein Schwiegervater ist nicht gleichgültig gegen die Volksstimmung, — und das Volk wird ihn beschwören, die herkömmlichen Gesetze wider die Reichsfeinde wirken zu lassen."

„Vortrefflich, Mark! Dich erleuchten die Götter!"

„Dann will ich dem Kaiser Verschwörungsplane der Christen hinterbringen, — er wird kaum leichtgläubig sein, ich kenne seinen klaren Blick in gewissen Dingen. Aber ein Feuer wird ausbrechen im Palast, natürlich gelegt von den Christen, und die Flammen werden meine Warnungen beglaubigen."

„Dies wirkt, bester Mark, dies wirkt!"

„Ich hoffe, Cäsar! Noch andere Hebel weiß ich, den Felsen kaiserlichen Grimmes in's Rollen zu bringen, daß er niederstürze und die Christen zermalme."

„Kluger Mark, — Retter des Staates!"

„Schlüpfrig und nicht ohne Gefahr ist unser Weg, Cäsar! Deßhalb erlaube mir, Deine Schritte zu lenken durch meinen Rath.“

„Mit Vergnügen, mein schlauer Christenvertilger!“

„Was wir gesprochen und geplant, bleibe strenges Geheimniß zwischen uns.“

„Natürlich, weiser Mark, natürlich, bester Freund!“

„Sogleich an's Werk! Heute noch will ich meine Späher unterweisen, damit sie morgen auf dem Forum ihre Thätigkeit beginnen.“

Sie traten durch die Thüre und kehrten in das Innere des Palastes zurück.

Die Stimmen waren verklungen und die gewöhnliche Stille herrschte im Tempelhofe. Zarte Lichter flossen über den farbenreichen Mosaik, der Marmor der Säulenschafte leuchtete, und die zierlichen Akanthusblätter an den Kapitellen streuten Goldschimmer über den Hof und durch die Hallen. Der bocksfüßige Pan der Wandmalerei blies auf seiner Flöte und wild um ihn her tanzten die grimmigen Furien.

Da regte es sich zwischen den Säulen des Marstempels. Der Geharnischte trat hervor. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht glühte vor Entrüstung.

„Welche Schurken, — o ihr entmenschten Barbaren!“ sprach er leise aber scharf. „Der alten Lüge von der Reichsfeindlichkeit der Christen und dem grausamen Gelüsten herzloser Unholde sollen Hunderte, — Tausende, — ja Hunderttausende geschlachtet werden! „Ein Meer von Blut“ — hat dieser Schweinhirt im Purpur gesagt, „das ganze Reich ein Leichenfeld, — die Erde dampfend von Christenblut, — jede Soldatenfaust, jede Henkershand im ganzen Reiche bewaffnet mit dem Mordschwert!“ Welch ein Cäsar! Mars nennt er seinen Vater, — in Wirklichkeit waren Grausamkeit sein Vater und viehische Wollust seine Mutter. — — — Und dieser Mark, dieser heuchlerische Wicht! In das Vertrauen argloser Christen stahl er sich ein, — wie eine Natter legt er sich an ihre Brust, zur gelegenen Zeit den Giftzahn in das christliche Leben zu schlagen. Ganz Lüge, ganz Tücke und Falschheit ist dieser Mark, — gestaltet wie ein Mensch, denkend wie ein Teufel.“

Klirrend schritt er zwischen den Tempelsäulen auf und nieder, und immer größer und heftiger wurden seine Schritte. Plötzlich blieb er stehen, von Schrecken jählings überfallen, und seine Augen starrten wie in einen Abgrund, der sich vor seinen Füßen

öffnete. In dieser Stellung verharrte er unbeweglich und sein Angesicht wurde leichenblaß. Dann legte er die Hand an den goldnen Helm, hob den Blick zum Himmel und rief mit dem Ausdrucke ergreifenden Schmerzes: „Mein Vater, — o mein Vater, — mein armer Vater!“ Diese heftige Gemüthsbewegung wich indessen bald einem düsteren Ernste. Weiche Stimmungen und schmerzliche Erregungen schienen über den Gewappneten keine dauernde Herrschaft zu gewinnen. Stolz richtete er die goldschimmernde Gestalt auf und noch fester dröhnten seine Tritte durch die Hallen.

„Was zwei Buben ausgesonnen, wird niemals die Billigung des Constantius Chlorus finden,“ sprach er. „Nein, — niemals wird mein Vater, der menschlich fühlende und gerechte Beherrscher des Abendlandes, seine reine Hand beflecken mit dem Blute der Unschuldigen. Wohl bin ich, sein Sohn, in der Gewalt dieser mordsüchtigen Tyrannen. Peinvoll wird seine Vaterliebe ringen mit den Pflichten des gerechten Herrschers. Doch eher wird er den Sohn der Pflicht opfern, als seinen Purpur besudeln durch übernommene Henkerarbeiten. — — Und ich? Nun,

— ich entsage der Freiheit und dem Leben, wenn es gilt, meines Vaters Herrscherpflichten zu wahren."

Er lehnte mit überschlagenen Armen an einer Säule und blickte sinnend vor sich hin.

Constantius Chlorus, Gebieter des römischen Nordreiches, stand nicht in derselben Abhängigkeit von dem Oberkaiser Diocletian, wie die übrigen Cäsaren. Die großen Eigenschaften dieses Imperators, namentlich seine Milde und Gerechtigkeit, gewannen ihm die Liebe seiner Völker, und seine kriegerischen Vorzüge die treue Anhänglichkeit der Legionen. Aber gerade diese Umstände erweckten Diocletians argwöhnische Eifersucht. Als Versicherung seiner Abhängigkeit mußte Constantius Chlorus seinen Sohn Constantin, den gegenwärtigen Träger der goldenen Rüstung, bereits in den Tagen der Kindheit an den kaiserlichen Hof nach Nicomedien senden, wo er gleichsam als Geisel weilte. Diocletian schätzte die seltene Begabung des drallen, geistig geweckten Knaben. Er ließ ihn sorgfältig erziehen und von den ausgezeichnetsten Lehrern bilden. Achtzehnjährig nahm Constantin Theil an den Feldzügen, leuchtete durch kühnen Muth und Tapferkeit hervor, wurde der Liebling des Heeres und

vom Kaiser zum höchsten Tribun der Legion, — tribunus primi ordinis — ernannt [1]).

In frühester Kindheit von seiner christlich-frommen Mutter Helena erzogen, lagen christliche Ideen in seiner Seele, von denen er sich unbewußt leiten ließ. Mit diesen Keimen mütterlicher Erziehung verband sich eine natürliche Hoheit der Gesinnung. Obwohl Heide, verabscheute er die sittliche Verkommenheit der damaligen Heidenwelt. Niemals betrat er die Stätten gemeiner Laster, denen in öffentlichen Bädern und Häusern schamlos gefröhnt wurde. Einen weiteren Halt gab ihm die Verehrung des Philosophen Aristoteles, dessen forschender Geist den erhabenen Ideen des Christenthums so nahe kommt. Gern versenkte er sich in die Schriften jenes tiefen Denkers, oder las in den lehrreichen Blättern der Weltgeschichte. Auch in dieser Richtung bildete Constantin durch seine geistige Strebsamkeit eine Ausnahme seiner Zeit, die allenthalben den Charakter des Greisenhaften und Abgelebten an sich trug, zehrend von den Errungenschaften der Vergangenheit. — Hiebei unterließ er nicht, den Lauf der Dinge im Reiche zu

---

1) Stolberg, Bd. IX., S. 579 f. Anm.

beobachten. Vieles erschien ihm haltlos und faul, und er beklagte das jammervolle Dasein der Völker unter dem eisernen Joche einer rücksichtslosen Willkürherrschaft. Den Christen fand er sich geistesverwandt, er achtete sie und bewunderte deren Tugenden. Deßhalb empörte ihn der ruchlose Anschlag des Galerius, ohne eine Möglichkeit zu entdecken, dem geplanten Werke unmenschlicher Grausamkeit entgegenwirken zu können; denn Galerius haßte ihn und Einfluß auf die Regierungsweise Diocletians besaß er nicht [1]).

Je genauer Constantin das Mordgewebe betrachtete, und je wahrscheinlicher ihm ein allgemeines Hinwürgen der Christen vor die Seele trat, desto schärfer gruben sich Zorn und Erbitterung in seine Züge. Auch die gefährliche Lage seines Vaters, der ohne Zweifel ein Blutedikt des Oberkaisers nicht vollzog, entging nicht seinem politischen Scharfblick. Er sah eine Verbindung der drei Cäsaren gegen seinen Vater voraus und einen Krieg, welcher mit der Niederlage des Constantius Chlorus endigen mußte.

In solche Betrachtungen vertieft und gleichsam

---

1) Cantu, B. IV., S. 438.

von einem Strome der widersprechendsten Gefühle fortgerissen, schrack er empor, als plötzlich die lautlose Stille durch ein nahes Geräusch unterbrochen wurde. Vom nördlichen Theile des Palastes nahten hastige Tritte. Ein ehernes Thor bewegte sich in seinen Angeln und gleich darauf betrat die schlanke Gestalt eines Jünglings den Tempelhof. Auf dem Kopfe trug er eine phrygische Mütze, unter der glänzend schwarzes Lockenhaar hervorquoll. Malerisch und faltenreich um den Körper gelegt, kleidete ihn das griechische Himation, ein sehr langes und breites Gewebe, der römischen Toga täuschend ähnlich. Der fein geschnittene Kopf, die Schönheit der Gesichtszüge, das ächt griechische Profil, das edle Ebenmaß der Glieder und eine reizende Grazie in Bewegung und Haltung, verriethen sofort den gebildeten Griechen. In der Linken trug er einen Gegenstand von der Form eines Büchleins, und mit der Rechten hob er das lange Gewand zum eiligen Gang. Beim Betreten des Tempelhofes schweiften die glänzenden Augen forschend durch die Säulenhallen. Als er den Gewappneten im Portikus des Tempels gewahrte, stieg er rasch die Stufen hinan. Das buchförmige Ding hob er wie eine Botschaft empor, und zwar wie eine

mißliebige; denn Unmuth lag über seinem hübschen Gesichte.

„Freund Constantin, sei mir gegrüßt!“ sprach er mit wohlklingender Stimme.

Der Begrüßte empfing ihn nicht mit dem gewöhnlichen herzlichen Entgegenkommen. Stumm streckte er ihm die Rechte entgegen, und das lodernde Feuer der Augen verrieth außerordentliche Erregung.

Der Jüngling stand betroffen. Seine erhobene Hand mit dem Büchlein senkte sich, während er dem Freunde besorgt in's Auge sah.

„Constantin, — Du blickst finster? Was ist Dir begegnet?“

„Unglaubliches!“ antwortete dieser mit heftiger Stimme. „Das Bellen des Cerberus vernahm ich, des vielköpfigen Höllenhundes, um dessen Hals giftgeschwollene Schlangen hängen, dessen Geifer tödtlich und dessen Athem verpestet ist. Ein Kopf dieses abgründigen Drachen saß über den Schultern des Cäsaren Galerius, ein zweiter auf dem Halse des Ministers Mark Trebon. Mord planten sie, — tausendfältigen, schrecklichen Mord.“

Die seltsamen Worte und noch mehr die Haltung Constantins steigerten des Griechen Besorgniß.

„Fasse Dich!“ bat er. „Niemals sah ich Dich, den Bedächtigen, in solcher Empörung, — selbst damals nicht in der wilden Perserschlacht, als mein leichter Schild die Pfeile auffing, abgeschnellt auf meinen gestürzten Freund.“

Der Prinz senkte den Blick, als wolle er die flammende Gluth seiner Augen verbergen.

„Darf ich nicht wissen, was meinen Constantin bewegt?“ frug schmeichelnd der Jüngling.

Der Gewappnete richtete das Haupt empor und sah in die ängstlichen Züge seines Vertrauten. Er legte seine Hand auf dessen Schulter und das Empfinden edler Freundschaft milderte die Strenge seines Gesichtes.

„Du sollst es wissen, Alexander!“ sprach er. „Außer Dir habe ich ja Niemand an diesem Hofe, dem ich vertrauen darf. Deine treue Brust bewahrt verschwiegen meine Geheimnisse, und in der Schatzkammer Deines Herzens lege ich die Lasten meiner Sorgen und Leiden erleichtert nieder.“

Er berichtete ausführlich die Unterredung zwischen Galerius und Mark Trebon. Alexander bewegte unmuthsvoll das Haupt und sein jugendliches Angesicht wurde männlich ernst.

„Das ist schlecht, — erbärmlich, — grausam!“ sprach er, nachdem Constantin geschlossen. „Du hast Recht: — nur in den Köpfen höllischer Drachen können solche Plane reifen. Indessen vertraue ich der Menschlichkeit Diocletians. Hoffentlich ist er kein blutdürstiges Ungeheuer, das ganze Reich in ein Leichenfeld zu verwandeln.“

„Du täuschest Dich!“ versetzte Constantin. „Diocletian ist zu jeder Grausamkeit bereit, sobald ihm dieselbe nothwendig erscheint. Und Mark ist ein schlauer, verschmitzter Schurke. Schritt um Schritt wird er den Kaiser zur Christenverfolgung treiben. Der mordsüchtige Christenhasser Galerius wird Mark's Bemühen mit seinem ganzen Einflusse unterstützen. — Und der herzlose, habsüchtige Kaiser Maximian? Nun, er wird freudig ein Edict begrüßen, das ihm die Güter wehrloser Menschen überliefert.“

„Deine Beurtheilung der Personen ist richtig,“ sprach kopfnickend der Jüngling. „Deinen Vater, den edlen Sprößling aus altem Kaiserhause, abgerechnet, sind die übrigen Herren des Reiches geborene Sklaven. Vormals hütete Galerius die Schweine, und heute noch klebt ihm die Natur seiner Heerde an; denn schweinisch ist er, gemein und von höchst

schmutziger Art. Diocletian und Maximian waren Haus- und Feldsklaven, — und Sklaven sind sie heute noch, — Sklaven häßlicher Leidenschaften, — dennoch aber Götter," und ein schelmisches Lächeln erhellte die feinen Züge des Griechen. „Ich meine, die Philosophie unseres Meisters Aristoteles war nicht nothwendig, die Lächerlichkeit des homerischen Götterhimmels zu beweisen. Jupiter Diocletian und Herkules Maximian reichen vollständig aus, den ganzen Olymp seiner Göttlichkeit zu entkleiden."

„Selbst den Wahnsinn der Cäsaren nicht zu achten, ist gefährlich," warnte Constantin, indem er forschend durch die Portiken sah.

„Sei unbesorgt, Freund! Wir sind im Tempelhofe, wo nicht einmal die Palastwände Ohren haben. — Blicke heiter, mein Constantin! Wozu Dein Gram über das Schicksal der Christen?"

„So frägt Alexander, mein täglicher Genosse in der menschlich bildenden Schule des Aristoteles?" sprach im Tone des Tadels der Prinz. „Mir soll es nicht Schmerz und Zorn erwecken, wenn ich edle Menschen von grausamer Mordgier bedroht sehe? Du kennst Gorgonius, Petrus, Dorotheus und andere Christen, — wie tugendhaft, wie gütig, wie gerecht

sind diese Männer! Sie halten sich rein vom Unflath des gegenwärtigen Weltlaufes. Ein Asyl für Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Keuschheit und Hochherzigkeit sind ihre Familien. Ihre Hände pflegen barmherzig den Dürftigen, und ihre Bescheidenheit verbietet ihnen, auch nur mit einem Worte ihrer Großthaten zu gedenken. Und solche Männer, in denen sich die höchsten Ideale des Aristoteles verkörpern, sollen der blutdürstigen Raserei von Unholden preisgegeben werden?"

„Das Lob der Gerühmten bleibe unangetastet, — gut! Du wirst aber nicht bestreiten, daß auch christliche Betrüger, Diebe, Wollüstige und andere Frevler existiren."

„Bei einer religiösen Gesellschaft, die nach Millionen ihre Glieder zählt, sind wohl düstere Schatten neben strahlenden Lichtern kaum zu vermeiden," erwiederte Constantin. „Im Allgemeinen aber beschämt der lautere Wandel der Christen die Entartung der Göttergläubigen. Sind ja doch gerade wegen ihrer Frömmigkeit die Christen verhaßt. Ihre Tugenden sind wie eine stete Anklage der sittlichen Verworfenheit der Heiden. Und die Heiden haben gleichsam die Erlaubniß, lasterhaft zu sein; denn nichtswürdig

und schlecht sind ihre Götter, — während Jesus von Nazareth so lauter wandelte, daß nicht einmal seine Feinde ihn einer Sünde beschuldigen konnten. Nein, — vom Wesen des Christenthums hast Du keine Ahnung."

„Muß gestehen, meine achtzehn Jahre schauen die Welt gar oberflächlich an," bekannte der Jüngling. „Klar scheint mir aber, daß ihr Gott, Jesus von Nazareth, ebenso ein Wahn ist, wie Homers göttlicher Olympos. Wäre Jesus Gott, unmöglich könnte er seit dreihundert Jahren die grausame Verfolgung und Tödtung seiner Verehrer dulden."

„Ein höchst jugendliches Urtheil!" versetzte der Prinz. „Auch der höchstweise und allmächtige Gott des Aristoteles duldet die Frevler gegen seinen heiligen Willen. Oder wagst Du, aus dem Dasein menschlicher Gottlosigkeit das Dasein Gottes zu läugnen?"

„Nein! Aber die Lächerlichkeit eines gekreuzigten und getödteten Gottes wirst Du nicht bestreiten wollen. Mithin ist das Christenthum ein Wahn."

„Meine Absicht geht nicht dahin, für eine Religion Dich zu gewinnen, der ich selber nicht angehöre," sprach der Prinz. „War Jesus auch nicht Gott, —

göttlich bleibt immerhin seine erhabene Sittenlehre, und verehrungswürdig sind Jene, die nach ihr leben und streben. Deßhalb verpflichtet Theilnahme für die bedrohte Unschuld, den edlen Gorgonius zu warnen. Du weißt, daß alle meine Schritte von Spähern beobachtet werden. Ich darf für gar nichts Interesse zeigen, — darf nicht dem lauernden Galerius Anlaß geben, seinen kochenden Haß in meinem Blute zu stillen; darum bitte ich Dich, mein Alexander, gehe morgen in das Haus des Gorgonius. Bringe ihm meine Grüße, meine Warnung. Melde ihm die drohende Gefahr, verschweige jedoch die Urheber des Anschlages. Vielleicht gelingt es ihm, das Verderben abzuwenden; denn Diocletian ist nicht so stumpfsinnig, das Kleinod eines solchen Kämmerers nicht einigermaßen zu würdigen."

„Dein Auftrag soll pünktlich vollzogen werden, Freund!" erwiederte der Grieche. — — „Nun höre einen Fall, der mir höchst peinlich ist, und der meinem Constantin nicht gleichgültig sein kann."

Er zog das kleine Büchlein hervor, dessen Deckel mit Elfenbeinschnitzereien geziert waren. Er öffnete das Büchlein, und einige Wachstafeln wurden sichtbar, wie solche zum Briefschreiben gebraucht wurden.

„Eine Einladung von Bernice, der Tochter des allgewaltigen Ministers Mark Trebon. Nimm, — lies — und staune!“

„Freund Alexander!“ las Constantin. „Ich erwarte Dich heute Abend auf unserer Villa, wo Dir ungeahnte Ueberraschungen bevorstehen. Die Ablehnung meiner Bitte müßte Liebe in Haß verwandeln. Lebe wohl! Bernice.“

Der Jüngling stand mit trotzig geschürzten Lippen, und Verachtung brannte in seinen Augen.

„Vom Standpunkte Bernice's gewöhnlich, — vom Standpunkte eines ächten Philosophen gemein!“ sprach Constantin gelassen.

„Gemein, — nur gemein? Frech, — unverschämt, — empörend!“ rief Alexander mit blitzenden Augen. „Wann, — wo, — wie gab ich diesem Weibe Anlaß, mich zu beschimpfen? Mich auf gleiche Stufe mit wollüstigen Buben zu stellen?“

„An Beschimpfung dachte Marks hübsche Tochter gewiß nicht, — im Gegentheil! Was sie Dir bietet, ist Huld und Gnade, von allen Verehrern Aphroditens und anderer schmutziger Götter ersehnt!“

„Constantin, — Deine Ruhe ist kränkend! Schändliches wird mir zugemuthet, und Du zürnest nicht?“

„Weil ich zu groß von meinem Freunde denke, um ihn einer Schändlichkeit fähig zu halten," antwortete der Prinz. „Ein Philosoph muß den Gleichmuth bewahren, selbst weiblicher Frechheit gegenüber."

„Ah, — nun begreife ich Dich!" sprach versöhnt der Jüngling. „Eine Sache von solcher Niederträchtigkeit verdient Deinen Zorn nicht, — nicht einmal Deine Verachtung. Der Große bist Du, — nicht ich, mein Constantin!"

„Wahrscheinlich knüpft Bernice ihre Einladung an flüchtiges Begegnen, — oder dies nicht einmal?" frug der Prinz. „Hörte sie etwa nur von dem schönen Griechen und wünscht, durch den Augenschein die Berechtigung des vernommenen Lobes zu prüfen?"

„Ich sprach sie wiederholt und zufällig bei Maxentius, der in sinnloser Gluth für Bernice schwärmt," antwortete Alexander. „So viel ich wahrgenommen, steuert Maxentius auf eine eheliche Verbindung los, keineswegs abgeschreckt durch den Umstand, daß Bernice zwanzig Jahre zählt und bereits vierundzwanzig Männer hatte [1])."

1) Die heidnischen Mädchen der höheren Stände pflegten im dreizehnten Lebensjahre zu heirathen. In der Kaiserzeit waren

„Bei zwanzig Lebensjahren vierundzwanzig Männer ist zwar nicht ungewöhnlich, aber doch ein hohes Maß des Gewöhnlichen," sprach Constantin. „Ich sage Dir, Freund, groß ist die Reichsfäulniß! Ein Schiff, dessen Rippen faul sind, muß der nächste Sturm zertrümmern. — — — Du wirst also Bernice diesen Abend besuchen?"

„Du scherzest wohl!"

„Voller Ernst! Höre mich an, mein guter Junge!" fuhr der Prinz in väterlichem Wohlwollen fort. „Des Kaisers rechte Hand und Kopf ist Mark Trebon, Bernice's Vater. Sie droht, Liebe in Haß zu verwandeln, wenn Du ihre Einladung verschmähst. Du kennst die tödtliche Rachsucht dieser Frauengattung. Und Bernice, mächtig durch ihren Vater, der sie abgöttisch liebt, wird leicht Mittel finden, Dein Leben zu treffen. Deßhalb sei klug, — gehe hin!"

„Nein, — nein, um den Preis meines Lebens nicht!" rief der heftig Erregte. „Dieses Weib ist mir ein Abscheu, ein unaussprechlich verächtliches Geschöpf."

---

die ehelichen Verhältnisse überaus verderbt und die Scheidungen so zahlreich, daß manche Frauen die Zahl ihrer Männer gar nicht mehr angeben konnten.

„Um so weniger wird Deiner Tugend Gefahr drohen," versetzte Constantin. „Von Deiner Seite handelt es sich um einen ganz unschuldigen Besuch."

„Aber schlecht ist Bernice's Absicht, und auch den Schein will ich meiden."

Der Prinz sah mit achtungsvollem Kopfnicken auf den Jüngling, der mit flammenden Wangen und Augen vor ihm stand.

„Folge der Einladung aus Rücksicht zu mir," fuhr er sehr ernst fort. „Du kennst meine Lage. Diocletians Argwohn und des Galerius Haß begleiten meine Schritte. Niemand darf ich vertrauen. Tücke, Falschheit und Nachstellungen umlauern mich, — ein klägliches Dasein! Stets hängt über mir ein düsterer, drohender Himmel. Nur der Sonnenblick Deiner Freundschaft, die edle Liebe Deiner treuen Brust, erhellen mein armes Leben. Verlöre ich meinen Alexander durch Mord oder Verbannung, wie könnte ich eine solche Existenz ertragen? Deßhalb fordere ich von Deiner Großmuth, den Abscheu niederzuringen und mir den Freund zu erhalten."

Ein hingebender Blick inniger Freundschaft leuch-

tete in den schönen Augen des Griechen. Er nahm des Prinzen Hand und drückte sie warm.

„Du hast ein Recht, mein Constantin, von mir sogar ein solches Opfer zu fordern, — ich gehe hin! Aber auch Maxentius soll kommen,“ fuhr er heiter fort. „Einer meiner Sklaven soll ihm Bernice's Einladung verrathen. Der Eifersüchtige wird herbeieilen und mir die Genugthuung, die Nichtswürdige empfindlich geärgert zu haben.“

„Da sehet den listigen Griechen!“ sprach lächelnd der Prinz.

„Sogleich will ich gehen, meinen Sklaven zu unterrichten.“

„Noch Eines!“ sagte Constantin. „Als Schild gegen alle Schäden möchte ich Dir eine Lehre unseres weisen Aristoteles mit auf den Weg geben. Er sagt: „Die Seele herrsche über den Körper, wie der Herr über den Knecht. Der Verstand herrsche über die Begierden, wie der Regent über seine Unterthanen. Es ist offenbar, daß es nach dem Gange der Natur dem Körper vortheilhaft ist, von der Seele regiert zu werden, und daß es den Begierden nützt, wenn sie dem Verstande und der Vernunft gehorchen [1]).“

1) Aristoteles, Politik, I, 5.

„Ah, — Du scheinst meiner Beharrlichkeit doch nicht ganz sicher!“ rief scherzend der Grieche.

„Ein Uebermaaß ängstlicher Vorsicht,“ mein Alexander! Zwei Stützen in bedenklicher Lage sind besser, als eine; denn Keiner ist seiner absolut sicher, und Niemand weiß, was er in manchen Verhältnissen thun wird. Deßhalb schadet Mißtrauen in sich selbst nicht immer. Lebe wohl, — auf Wiedersehen!“

Beide Freunde gaben sich die Hände und verließen nach verschiedenen Richtungen den Tempelhof.

Ein heidnisches Weib.

Die Villa des Mark Trebon vereinigte die Pracht der villa urbana mit der ländlichen Annehmlichkeit der villa rustica. Außerhalb der Stadt auf sanfter Anhöhe gelegen, bot sie einen herrlichen Ausblick auf das Meer und die reizende Landschaft.

Marks Villa gehörte zwar nicht zu den reichsten und prunkvollsten der Kaiserzeit; denn sie umfaßte keine Tempel, kein Theater, keine Museen und Bibliotheken und andere Dinge, die als Nothwendigkeiten einer vollendeten Villa gefordert wurden. Dennoch enthielt Marks ländlicher Sitz eine Anzahl von Gebäuden mit Säulen und Prunkgemächern, mit Höfen, Gärten und Hallen, mit Bädern und anderen Bedürfnissen eines grenzenlosen Luxus. Bis auf die Gartenanlagen erstreckte sich eine gekünstelte Ge=

schmacksrichtung. Wo sich die Anhöhe nach dem Meere hinabsenkt, im Angesichte der Hauptfronte der Villa, dehnt sich eine Fläche, von Kunst und Natur in eine anmuthige Stätte verwandelt. In Mitte der schiefen Ebene grünt und duftet ein niedliches Wäldchen, aus den seltensten Ziersträuchern zusammengestellt, von gewundenen Pfaden durchschnitten und von üppigen, durch Blumengruppen unterbrochenen Matten umgrenzt. Etwa zwanzig Schritte über dem Wäldchen steigen vier Säulen von karystischem Marmor empor, die eine Wölbung mit dem herrlichsten Stuckwerk tragen. Unter der Wölbung steht eine Ruhebank von weißem Marmor. Durch kleine Röhren fließt ein Wasserstrahl, gleichsam durch den Druck der Sitzenden herausgepreßt, aus der Ruhebank und fällt in ein Marmorbecken, aus dem er unbemerkt wieder in ein anderes Becken abfließt. Will man hier speisen, so setzt man die schweren Schüsseln auf den breiten Rand des Marmorbeckens, die leichteren Gerichte läßt man in Gefäßen, welche in Gestalt von kleinen Schiffen und Vögeln geformt sind, über dem Wasserbecken herumschwimmen. Neben der Kunst des Meisels thut sich auch jene des Gärtners hervor. Die Wege, Pfade und Blumenbeete begrenzen Buchs-

bäumchen, in Formen von allerlei sich anschauenden Thieren geschnitten. Dann wieder nimmt der Buchs die Formen von Buchstaben an, die bald den Namen des Herrn, bald jenen des Kunstgärtners bezeichnen. Auch Immergrün, Akanthus und seltene Blumenarten zieren in geschmackvollem Wechsel Beete und Spazierwege. Das Ganze umschließt gegen das Meer hin eine hohe Mauer, deren Wände Ahornbäume und Epheu verdecken [1]).

Das Innere der Villa entfaltet eine Pracht, die jeder Beschreibung spottet. Edle Metalle und seltene Marmorarten hatten sich mit der feinsten Technik verbunden, um alle Gemächer und Hallen glänzend auszustatten. Kostbare persische Teppiche, Möbel aus Hölzern, deren Werth dem Golde gleich geachtet wurde, zierliche Mosaiken und Wandmalereien blendeten oder fesselten das Auge. Und Mark bildete in dieser verschwenderischen Ausstattung seines Landsitzes keine Ausnahme von der allgemeinen Prachtliebe seiner Standesgenossen. Je tiefer Geistesadel und Gesittung der Vornehmen gesunken waren, desto reicher entfalteten sich alle Formen eines üppigen Lebens. Jene

---

1) Plinius, ep. V, 6. II, 17.

Zeit, von dem erhabenen Geiste des Christenthums noch nicht durchdrungen und geläutert, kannte die Menschenwürde nicht, darum auch nicht das Volk, sondern nur bevorzugte Stände. In den Händen Weniger flossen alle Güter zusammen, während die große Masse zu einem elenden Sklavenleben verurtheilt war. Deßhalb wäre die Annahme, beim Anblicke der in ihren Trümmern noch großartigen Denkmäler, sehr irrig, das ganze Volk sei damals reich und glücklich gewesen. In Wirklichkeit schwelgten in raffinirten Genüssen verhältnißmäßig Wenige, — die große Menge darbte und seufzte unter fast unerträglichen Bürden eines kläglichen Daseins [1]).

Das Frauengeschlecht ist immer ein getreuer Spiegel der Gesittung seiner Zeit. Hoffahrt und Zuchtlosigkeit der Frauen bezeichnet regelmäßig ein tief gesunkenes Zeitalter. So war es auch zur römischen Kaiserzeit. Die heidnische Frauenwelt lag im Abgrunde wüster Entartung. Haarsträubend ist das Gesammtbild, von Juvenal, Martial, Lucian und anderen Schriftstellern, über das wilde Leben der Frauen. Während die Sklavinen schutzlos der Willkühr ihrer Herren preis-

---

1) Cantu, B. IV, S. 264 f.

gegeben waren, folgten die Freien des weiblichen Geschlechtes schamlos einer Lebensweise, deren überaus schmutzige Richtung noch dazu durch den Götzendienst empfohlen wurde. Die öffentlichen Feste der Cybele, des Bachus, der Aphrodite und anderer Dämonen, waren feierliche Huldigungen geworden, die man den gemeinsten Lastern ohne Schamgefühl darbrachte. Das entnervende Gift der Unzucht hatte sich tief in das Mark des Volkes eingefressen und namentlich die höheren Stände gründlich verpestet. Auf den Gesichtern der Damen traten frühzeitig die häßlichen Spuren zeitgemäßer Sittenlosigkeit hervor. Die verwüsteten Körper fielen vor den Jahren zusammen, jugendliche Gesichter bedeckten Lasterfarben und die entstellenden Runzeln junger Greisinen. Diesen Folgen der Ausschweifungen zu begegnen und weiblicher Gefallsucht zu genügen, wurde allmälig eine lange Reihe von Verschönerungsmitteln ersonnen, deren Anwendung theilweise einen nicht geringen Grad von Selbstüberwindung erforderte [1]).

Als Bernice, die Tochter Marks, am späten Morgen vom Lager sich erhob, begann sofort die alltägliche

---

1) Guhl u. Koner, S. 629 f.

Abwickelung der Toilettenbedürfnisse. Und heute, wo der schöne Grieche empfangen werden sollte, wurden die Verschönerungsmittel mit ängstlicher Sorgfalt angewendet.

Bernice ließ sich auf einem Polster vor dem Putztische nieder. Dieser Putztisch war sehr geräumig, mehr reich als kunstvoll ausgestattet. Er trug eine hohe Rückwand mit vielen Schubladen, welche die üblichen Toilettengegenstände enthielten. Eine Sklavin löste mit gewandter Hand vom Gesichte ihrer Gebieterin die übliche Larve, welche über Nacht getragen zu werden pflegte. Diese Larve, Poppäana genannt, bestand aus Brodteig und Eselsmilch, sie diente zur Entrunzelung der Haut und zur Erhaltung des Teints. Ueber Nacht zu einer Kruste verhärtet, wurde die Larve mit Hilfe lauwarmer Eselsmilch jeden Morgen entfernt. Sodann folgte eine sorgfältige Bähung des Gesichtes mit warmer Eselsmilch. Diesen Vorgang hat Juvenal sogar in Versen verewigt. Er sagt:

Endlich befreit sie's Gesicht und entfernet das frühere Tünchwerk,
Wird allmälig erkannt, und mit der Milch läßt sie sich bähen [1].

1) Juvenal VI, 467 f.

Nach Beseitigung der Larve, traten Bernice's Züge hervor. Diese waren verwelkt, widerwärtig und trugen die häßlichen Merkmale einer ausschweifenden Lebensweise. Hiezu kam der Mangel einiger Vorderzähne und der falsche Blick boshaft glitzernder Augen. In Bezug auf die Larve schreibt Lucian: „Sollte Jemand diese Damen in dem Augenblicke sehen können, wo sie endlich aus ihrem Morgenschlafe sich erheben, so würde er sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchen beim ersten Ausgange am Morgen zusammen zu treffen, im gemeinen Leben für eine schlimme Vorbedeutung gehalten zu werden pflegt."

Bernice's krustenfreies Gesicht war indessen noch abstoßender, als das einer Meerkatze oder eines Pavians; denn es trug das Gepräge einer bis zur Grausamkeit gesteigerten Gemüthsart.

Mark's Tochter schaute in einen kleinen Metallspiegel mit goldenem Griffe, den sie in der Hand hielt.

„Die Poppäana sollte besser wirken," sagte sie mißvergnügt, beim Anblicke der verknitterten Haut.

„Wüßte doch nicht, gnädigste Herrin! Weiß und glatt ist die Haut, wie das Gesicht einer zwölfjährigen Jungfrau," schmeichelte die Sklavin. „Sind

erst die Schminken aufgetragen, dann bist Du wunderschön, meine Herrin!“

„Camilla,“ befahl Bernice einer anderen Sklavin, die sich an den Schubladen zu schaffen machte, „mische heute stark mit Roth; denn Alexander liebt frische Gesichter.“

„Wir müssen unsere Herrin wie eine Göttin heute herausputzen,“ sagte Camilla. „Alexander ist ein Grieche, gar aus Athen, wo die Leute einen sehr feinen Geschmack haben, wie ich schon oft hörte.“

„Hm, — unser Geschmack steht jenem der Griechen nicht nach,“ versetzte eine dritte Sklavin mit Selbstgefühl. „Ich gebe zu, daß Alexander schön ist, wie Apollo, — aber heute wird Apollo von Amor besiegt.“

„Gut gesagt, Faustina!“ sprach kopfnickend Bernice. „Die römischen Männer siegen auf den Schlachtfeldern, — die römischen Frauen machen Sklaven auf dem Felde der Liebe.“

„Welchen Haarputz befiehlst Du, meine Herrin?“ frug eine Andere.

„Den germanischen Zopf,“ entschied Bernice nach einigem Besinnen. „Sei aber vorsichtig, Annia, in der Färbung. Du weißt, meine Haare sind braun.

Neulich stimmte das aufgetragene Blond nicht genau zum germanischen Goldgelb."

In Folge dieses Tadels, betrachtete Annia genau ein Stück Seife, spuma Batava genannt, womit die Damen ihre Haare röthlichgelb zu färben pflegten. Sodann trat sie zu einem Schrein und zog einen langen Haarzopf hervor, ursprünglich die Zierde eines deutschen Frauenkopfes. Deutsche Goldhaare, für welche die römischen Damen große Vorliebe besaßen, waren förmliche Handelsartikel geworden. Nicht bloß Zöpfe, sondern vollständige Perrücken wurden aus denselben gefertigt, mit welchen die vornehmen Frauen des römischen Reiches ihre eigenen Haare bedeckten [1]).

Während Annia die Haarfrisur beschäftigte, begann Camilla, ihre Gebieterin zu schminken. Die fahle Gesichtsfarbe verschwand, und lebensfrisches Roth und Weiß überzogen allmälig die Züge. Bernice schaute in den Spiegel und nickte befriedigt.

Angelangt bei diesem Punkte regelrechter Thätigkeit, trat der Gaumen als anspruchsvolles Glied in die Reihe der sich abwickelnden Kette. Zwei Sklavinen

---

1) Guhl u. Koner, S. 617.

stellten zu Handen der Dame ein Speisebrett, das eine Auswahl feiner Leckerbissen enthielt. Der kostbare Seebarbe (mullus), dessen Fleisch mit Gold aufgewogen wurde, dann Meerigel (echinus), Purpurmuschel, und die Krone aller Gerüchte, palma mensarum divitum, wie Plinius sagt, die Auster, lagen pikant zubereitet in silbernen Gefäßen.

„Meine Zähne!“ befahl Bernice, beim Anblicke der Speisen.

Sofort trat jene Sklavin heran, deren Obliegenheit es war, die falschen Zähne ihrer Gebieterin am Morgen einzusetzen, und am Abend wieder herauszunehmen. Sie hielt ein goldenes Kästchen in der Hand, worin das Gebiß der jugendlichen Dame bewahrt wurde, flink und sicher ihres Amtes wartend.

Diesen Kunstgriff, falsche Zähne einzusetzen, kannten die Römer schon zur Zeit der Zwölftafelgesetze, in denen verboten wird, den Todten Gold in das Grab zu geben, ausgenommen des zum Einsetzen falscher Zähne nothwendigen.

Bernice's Kiefern waren bewaffnet, und sie begann zu naschen und an der Weinschaale zu nippen. Hiebei beobachtete sie fortwährend ihre Sklavinen beim Ordnen der Toilettegegenstände.

„Nun, Annia, trafst du genau das Goldgelb des germanischen Haares?"

„Ja, gnädigste Herrin! Die Mischung der Salben ist vortrefflich gelungen. Das schärfste Auge wird nicht unterscheiden können, wo Dein Haar aufhört, und wo das fremde Haar anfängt."

„Gut! Zuerst färbe meine Augenbrauen und Wimpern, — aber etwas dunkler, als das Haupthaar."

Das Färben begann, und abermals wurde Bernice's Gesicht um eine Verschönerung bereichert.

Indessen rührte Faustina mit einem kleinen Pinsel bläuliche Farbe in einer winzigen Schaale. Diese Farbe pflegten die Damen anzuwenden, um das Durchschimmern der Adern an den Schläfen hervorzubringen. Mit geschickten Pinselstrichen schuf Annia ein feines Geäder am Halse und an den Schläfen ihrer Gebieterin [1]).

„Du malst heute vorzüglich, gute Annia!" lobte Bernice, nachdem sie im Spiegel die Malerei betrachtet. „Hoffentlich wird deine Kunst die Haarfrisur in gleicher Vollendung herstellen."

1) Guhl u. Koner, S. 630.

Ein langwieriges, heikles Geschäft begann. Zuerst wurde Bernice's spärliches Haar gefärbt. Dann wurden deutsche Haare eingeflochten zu einem Zopfe, der sich als erstes Stockwerk aufbaute. Auf dieser Unterlage wurde immer höher gethürmt bis zu einem geschmacklosen Haarberge, wie er damals bei den Frauen höherer Stände üblich war. Von diesem Haarkostüm sagt Juvenal:

. . . . . Sie bauet Stockwerk auf Stockwerk
Sich auf den Kopf, und erhöht ihn durch Bindebalken zum Thurme [1]).

Endlich war das Kunststück fertig und eine Person unter den Händen der Sklavinen hervorgegangen, welche mit der wirklichen Bernice keine Aehnlichkeit mehr hatte. Diesen wunden Fleck weiblicher Entartung geißelt Martial sehr gelungen in folgendem Epigramm:

„Galla, Dich flickt Dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom Du lebst, röthet Dein Haar sich am Rhein.
Wie Dein seidenes Kleid, so hebst Du am Abend den Zahn auf,
Und zwei Drittel von Dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit Du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die Dich am Morgen geschmückt.

---

1) Juvenal VI, 502.

Darum kann kein Mann zu Dir: ich liebe Dich, sagen.
Was er liebt, bist nicht Du! Was Du bist, liebet kein Mann!"

Bernice betrachtete im Spiegel genau jedes einzelne Stück der Verschönerung und fand schließlich das Ganze preiswürdig.

„Bei Aphrodite, Dich müßte Apollo selber loben, gnädigste Herrin!" versicherte Camilla. „Wie schade, daß du befohlen, heute Frauen und Männer abzuweisen, die zum Besuche kommen!"

„Ich erwarte liebend heute nur Einen, — den stattlichen Jüngling aus Athen," erwiederte Bernice. „Was meint ihr? Wird er den Triumphwagen meiner Siege um einen Gefangenen bereichern?"

Sofort erhob sich ein Chorus von Schmeichlerinen.

„Kein Zweifel, — Du bist allzeit siegreich, — Amor herrscht in deinen Blicken, — Aphrodite lebt in deinem Lächeln."

In Wirklichkeit dachten die Sklavinen: „Allzeit Grausame, — Schlangenaugen hast Du und Basiliskenblicke, — Dein Lächeln ist der Vorbote naher Mißhandlung und arger Tücke, — zum Hades mit Dir!"

„Sind alle Säfte zum Liebestrank bereitet, Faustina?"

„Alles fertig, meine gnädigste Herrin!"

„Ich will dabei sein, wenn die Mischung geschieht," versetzte Mark's Tochter. „Alexander soll mich lieben bis zum Wahnsinn. Alle Nerven und Fasern seines Leibes sollen vor Liebe brennen. Und wenn er brennt," fügte sie mit thierisch funkelnden Augen hinzu, „dann gleicht er mir."

Es gab eine Pause des Schweigens. Die Sklavinen wurden unruhig; denn sie fürchteten die Langweile ihrer Herrin, welche dieselbe durch unglaubliche Quälereien an Menschen und Thieren zu vertreiben pflegte.

„Wenn Du keine Besuche annimmst, Gnädigste, was befiehlst Du zur Kurzweil?" frug Faustina. „Deine Gaukler, oder Deine Flötenspieler?"

„Die Künste dieser Sklaven will ich in Gesellschaft Alexanders hören und sehen," antwortete sie. — „Aber wo bleibt Canopas? Schläft etwa der Molch, — oder treibt er sich im Lustgarten herum?"

Annia verließ das Zimmer und kehrte nach einigen Minuten mit einem häßlichen Zwerge zurück. Diese Mißgeburt maß kaum zwei Fuß, hatte einen ungeheuren dicken Kopf, einen spitzigen Höcker, fratzenhafte Gesichtszüge, zwei geistlos glitzernde Augen und einen sehr breiten Mund, den er gewöhnlich zum

blödsinnigen Lachen verzog. Dieses verkrüppelte Wesen war keineswegs von Natur so häßlich gestaltet, sondern durch künstliche Mittel. In keinem Hause, das auf Reichthum und Eleganz Anspruch erhob, durfte eine solche Mißgestalt damals fehlen. Man ergötzte sich zur Kurzweil an ihren dummen Streichen, lehrte sie tanzen und fechten, und machte sie zur Zielscheibe des Witzes [1]).

„Wo bist Du gewesen, Herkules?“ rief ihm Bernice entgegen. „Weder Deine Tanzkunst, noch Dein attisches Salz hast Du heute leuchten lassen.“

Canopas verzog das Gesicht zu einem grinsenden Lachen, trippelte auf Bernice los und küßte deren Füße.

„Da seht den artigen Ritter!“ neckte Faustina. „Wie geschickt er seine Huldigungen darbringt! Nur gut, daß Alexander nicht gegenwärtig ist, er müßte eifersüchtig werden.“

„Canopas, wer hat Dir heute das Haupthaar und den Bart gesalbt?“ stichelte Camilla. „Ei, wie prächtig! Wie er duftet, — die ganze Villa riecht nach Ambrosia.“

---

1) Guhl u. Koner, S. 662.

„Wüßte man nicht, daß Canopas nur Feigen und Oliven stiehlt," sagte Annia, „so könnte man glauben, er habe diese göttliche Ambrosia im Olympos entwendet."

Während diese Streiche fielen, wandte sich der Zwerg nach den Zofen und betrachtete die Neckenden mit boshaft blitzenden Augen.

„Wenn auch Canopas kein Prometheus ist, welcher den Olympos bestahl, so ist er sicher ein Herkules, welcher den Atlas auf seinem Rücken tragen könnte," versicherte Faustina.

„Du irrst, Faustina!" widersprach Annia. „Den Höcker hat er nicht vom Lasttragen, sondern von steten Verbeugungen. Sein Rücken ist ein stehender Bückling."

„Annia, — Annia!" rief der Zwerg mit widerlich klingender Stimme. „Kennst Du den Unterschied zwischen mir und Dir?"

„Laß hören, weiser Canopas! Nenne uns den Unterschied," riefen die Zofen.

„Weiß ihn Annia?" frug rachsüchtig der Mißgestaltete.

„Hätte ich Deinen dicken Kopf, kluger Canopas,

dann könnte ich den Unterschied zwischen mir und Dir wohl finden," erwiderte Annia.

„So will ich den Unterschied Dir sagen," versetzte der Zwerg. „Ich trage meinen Höcker hinten, Du trägst Deinen Höcker vorn."

Allgemeines Gelächter und Händeklatschen.

„Canopas hat euch alle geschlagen," rief Bernice. „Dem Helden Canopas gebührt der Siegespreis beim Zungenrennen. — Nun zeige uns Deine Tanzkunst. Tretet alle bei Seite, damit die Arena groß und weit sei für die Achillessprünge unseres gewandten Mimen."

Der Zwerg schürzte die Tunica höher, klatschte in die Hände und begann, Arme und Beine mit einer Gelenkigkeit zu bewegen, die man von dem Krüppel nicht erwartet hätte. Die Zuschauer lachten und lobten. Die Zirkel des Tanzenden wurden immer rascher, immer wilder seine Sprünge, wobei er sich die Waden schlug und häßliche Laute ausstieß.

Endlich rief ein Diener zum Hauptmahl, das nach drei Uhr, oder um die neunte Stunde römischer Tageszeit eingenommen wurde.

Bernice begab sich nach dem kleinen Speisesaal, wo sie heute ausnahmsweise keine Gäste fand und

ihren Vater in sehr ernster Stimmung. Er trug die Stirne in düsteren Falten, in den Augen ein unheimliches Brüten und in seinem ganzen Wesen die Schrift des bösen Gewissens; denn bereits hatte der Staatsmann die ersten Schritte zu einer Christenverfolgung gethan, deren Ausdehnung und Grausamkeit alle früheren Vertilgungsversuche weit übertreffen sollte. Mark hatte seine Werkzeuge eingehend belehrt und angewiesen, den schlummernden Haß der Heiden gegen die Christen zu schüren, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Alle Unwahrheiten und Verläumdungen früherer Zeiten gegen die Anhänger Jesu waren ihm geläufig. Er selbst kannte die Ungerechtigkeit dieser Anklagen, dennoch gab er seinen Agenten diese vergifteten Mordwaffen in die Hände. Obwohl nun Mark kein Christ, sondern nur ein getaufter Heide war, dazu ein Mensch von unbedenklicher Fertigkeit zu jeder Blutthat, so mochte er doch gegenwärtig mit einigem Schauder auf ein Werk blicken, das sein Haß und seine Ehrsucht einleiteten. Denn nur gegen das Gelöbniß des Cäsaren Galerius, persönliche Absichten zu fördern, hatte Mark ihm seinen Einfluß und seine Staatskunst zur Vernichtung der katholischen Kirche zugesagt.

Aber Gottes warnende und strafende Stimme verläßt nicht einmal den vollendeten Bösewicht. Marks Züge waren peinlich verzerrt, seine Hände zitterten in nervöser Erregung und die gewöhnliche Härte seines Blickes zerschmolz in der Gluth düsterer Flammen. Selten richtete er ein Wort an seine Tochter, die mit Ungeduld das Ende des Mahles erwartete, um ihre Vorbereitungen zum Empfange Alexanders zu vollenden.

In ihre Gemächer zurückgekehrt, gab sie dem Haushofmeister, zugleich Oberaufseher über sämmtliche Haussklaven, genaue Weisungen. Namentlich gebot sie ihm, den Gauklerinen und Musikanten, deren Mark nach damaliger Sitte eine große Anzahl besaß, die höchsten Leistungen ihrer Kunst einzuschärfen [1]).

„Die Sonne neigt zum Untergang, — eilen wir, den Liebestrank zu bereiten,“ sprach sie, nach Entfernung des Haushofmeisters.

Faustine trug einen silbernen Krater herbei, ein urnenförmiges Gefäß, dessen man sich zur Mischung des Weines bediente. Camilla hielt eine Schale mit gelblichem Saft.

---

1) Guhl u. Koner, S. 659 f.

„Du hast doch Wurzeln und Kräuter klug gewählt?“ frug Bernice.

„Alles nach Vorschrift meiner Kunst,“ erwiederte Faustina. „Das Liebesgras wurde in früher Morgenstunde aus der Erde gehoben, bethaut von den Thränen der göttlichen Allmutter. In gleicher Stunde wurde der Erosapfel gepflückt und die Wurzel Aphrodisiaka der Liebesgöttin geopfert.“

Sie goß den Saft in den Wein und rührte, fortwährend Zaubersprüche murmelnd, die Mischung mit einem Löffel um.

„Mit diesem Trank im Leibe,“ versicherte Faustina, „wird der hübsche Grieche Dich lieben bis zum Wahnsinn.“

„Trage den Krater an seinen Ort,“ gebot Bernice.

Sie begab sich in ihr Toilettenzimmer, wo der befohlene Anzug bereit lag, ein durchsichtig weißes Hemd mit kurzen Aermeln, Stola genannt, und ein faltenreiches Obergewand, von gelber Farbe, die Palla. Die Zofen umgürteten die Stola unterhalb der Brust mit einem breiten goldenen Gürtel. Die Palla, ein sehr langes seidenes Tuch, hatte den Schnitt der männlichen Toga. Sie wurde von den Sklavinen mit Sorgfalt in malerischen Falten um Bernices Körper

gelegt, aber so, daß Nacken und Busen völlig frei blieben; denn die durchsichtige Stola konnte als deckendes Kleid nicht betrachtet werden. Darauf legten sie an die Füße ihrer Gebieterin Sandalen mit Perlen und funkelnden Edelsteinen besetzt. Aus einem Schmuckkästchen nahm Annia eine Perlenschnur von hohem Werthe, und schlang dieselbe mehrfach um den Hals Bernices. Eine goldene Halskette, mit blitzenden Steinen geschmückt, fiel über die Brust herab und diente zugleich als Trägerin groben Aberglaubens. An der Kette hing nämlich eine kleine Kapsel, bulla genannt, die ein Amulet enthielt gegen Krankheit, Zauber und bösen Blick. Dann folgten kostbare Armbänder und eine Menge werthvoller Ringe, von denen mehrere an jeden Finger gesteckt wurden, nur die Mittelfinger blieben frei. Dieser Luxus im Gebrauche der Ringe war soweit gediehen, daß man sich für die verschiedenen Jahreszeiten passende Ringgarnituren hielt, die leichteren für den Sommer, die schweren für den Winter. Zum Schlusse befestigte Camilla Ohrgehänge von ungeheurem Werthe. Dieselben bestanden aus je zwei Perlen nebeneinander und einer dritten darüber. „Zwei Perlen nebeneinander und eine dritte oben darüber,“ schreibt Seneca, „machen

ein einziges Ohrgehänge aus. Die rasenden Thörinen glauben vermuthlich, ihre Männer wären noch nicht geplagt genug, wenn sie nicht in jedem Ohre zwei oder drei Erbschaftsmassen hängen hätten."

Bernice hatte aufmerksam das Thun ihrer Zofen überwacht, damit nicht ein Kleinod verschwinde. Sie hatte verschiedene Anweisungen gegeben und schließlich, nach eingehender Prüfung vor einem Spiegel, der ihre ganze Gestalt zurückgab, über die Vollendung der Toilette ihre Befriedigung ausgesprochen.

„Nun die Salben!" gebot sie.

Ein stark duftendes Kästchen mit verschiedenen kleinen Gefäßen wurde geöffnet. Haar und Gewand wurden mit Flüssigkeiten besprengt. Damit auch der Athem wohlriechend sei, trank Marks Tochter von der feinsten Salbe [1]).

Kaum war das Salben zu Ende, als ein Sklave Alexanders Ankunft meldete. Leidenschaftlich erregt, begab sich Bernice in einen prachtvoll ausgestatteten Saal, wo einige Kandelaber von fünf Fuß Höhe und kunstvoller Arbeit, namentlich am Sockel und Schaft mit Thierfiguren belebt, Tageshelle verbreiteten. Die

---

1) Plinius, h. n. XIII.

Wände waren bemalt, und nackte Statuen von Göttern und Göttinen, aus dem schlüpfrigen Gebiete heidnischer Liebe, standen umher. Drei Eingänge, durch kostbare Teppiche an silbernen Stangen verhüllt, mündeten von verschiedenen Seiten in den Saal.

Fast zu gleicher Zeit mit Bernice trat Alexander herein. Er trug gegenwärtig nicht das griechische Himation, sondern weite Beinkleider von dunkler Farbe, darüber eine kurze Tunica mit langen Aermeln und als Obergewand die Chlamys, einen kurzen Mantel, über der Schulter mit einer Spange befestigt. Dieser Anzug, jene sittenverletzenden Nuditäten herkömmlicher Trachten ausschließend, bildete damals die Kleidung der Christen männlichen Geschlechtes.

Der Jüngling war bis zur Mitte des Saales vorgetreten, verbeugte sich und sprach: „Ave Bernice, — sei gegrüßt Bernice!“

„Willkommen, mein Alexander!“ erwiederte sie, die glühenden Augen auf den jugendlich schönen Griechen geheftet, strahlend im Schmucke des Goldes und der Edelsteine, — für einen jungen Heiden in den geschickt erborgten Verschönerungen eine anziehende Erscheinung.

Sie geleitete den Besuch nach der mit Polstern

belegten Kline, deren Gestell aus werthvollem Holze zierlich zusammengefügt war und dem modernen Kanapee ähnlich sah.

„Dank für Dein Kommen, Alexander!“ fuhr sie fort, an seiner Seite sich niederlassend. „Die Annahme meiner Einladung sagt mir, daß Du Bernice nicht verschmähst.“

„Deine Einladung war für mich schmeichelhaft und auch gefährlich,“ erwiederte er.

„Gefährlich?“ frug sie erstaunt. „Welche Gefahr sollte meinem Alexander in einem Hause drohen, wo nur Liebe für ihn wohnt?“

Er senkte das Auge vor Blicken, deren herausfordernde Schamlosigkeit all den Abscheu in Gährung brachte, der in ihm lag gegen dieses Weib.

„Eben deßhalb gefährlich,“ erwiederte er.

„Weil ich Dich liebe, Alexander?“ flüsterte sie.

„Ja, Bernice!“

„Ei, Du bist doch keine Vestalin und auch kein Christ,“ sprach sie lachend.

„Du fassest den Sinn meiner Worte nicht, Bernice! Ich fürchte die Eifersucht des Prinzen Maxentius.“

„Du fürchtest grundlos,“ sprach sie. „Niemals

fanden die Huldigungen des Maxentius meinerseits die geringste Beachtung."

„Desto grimmiger wird seine Wuth gegen mich auflodern, wenn er Deine Aufmerksamkeit für mich erfährt. Und ich, der wehrlose Fremde, wäre schutzlos den tödtlichen Nachstellungen des Mächtigen preisgegeben."

„Fürchte nichts, mein Freund! Der Prinz hat keine Ahnung von Deinem Besuche, und gerade die beneidete Heimlichkeit der Liebe erhöht deren Reiz."

„Maxentius ist Hausfreund hier, sein Erscheinen zu jeder Stunde gehört nicht zu den Unmöglichkeiten. Fände mich der Prinz an Deiner Seite, — es wäre mein Untergang."

„Sei doch ohne Sorgen, Geliebter! Ich übernehme alle Verantwortung für Deine Sicherheit. Bei unserer mächtigen Göttin, der holden Venus, nicht ein Haar soll Dir gekrümmt werden! Esse, trinke, sei guten Muthes!"

Zwei niedere Tische mit zierlich geschnittenen Füßen und silbernen Platten, bedeckt mit allerlei Leckerbissen, waren vor die Sitzenden hingestellt worden. Auf einen Wink Bernices, traten zwei Gauk-

lerinen in den Saal. Den Kopf dieser Sklavinen zierte eine rothe Kappe, ihr Oberkörper war völlig nackt, und kurze, fleischfarbene Beinkleider bedeckten Hüften und Beine.

Die Kunststücke der Gaukler beiderlei Geschlechts hatten damals eine ganz erstaunliche Vollendung erreicht. Mannigfaltig und an das Unmögliche grenzend waren die Erscheinungen ihrer Produktionen. In Banden durchzogen sie das Reich und fanden überall bewundernde Zuschauer für halsbrechende Darstellungen auf hochgespannten Seilen, für Taschenspielerkünste und die unnatürlichsten Verrenkungen ihrer knochenlos scheinenden Körper. Diese Personen überboten sogar die Schamlosigkeit einer tiefgesunkenen Zeit, und ein Dichter nannte sie „die Vögel aller Länder, der ganzen Stadt verwerflichste Brut." Noch der heilige Bischof Chrysostomus fand sich veranlaßt, in einer Homilie den Bewohnern von Antiochien zu zu sagen: „Was kann mühsamere Anstrengungen erfordern, als wenn ein junger Mensch sich alle Gliedmaßen durchkneten und durcharbeiten läßt, so daß sie sich in biegsamster Geschmeidigkeit zusammenkrümmen und, zu einem Rade gebogen, auf dem Boden herumkreisen und, in weibischer Weichlichkeit gebrochen,

ebensowenig die Mühsamkeit, als die schmähliche Entwürdigung scheuen? Was soll man zu denen sagen, die, auf der Bühne sich hereinwindend, jedes ihrer Gliedmaßen zu einem Flügel machen und dadurch Alles in Erstaunen setzen? Die aber, welche große Messer im Wechselwurf in die Luft schleudern und sie stets wieder beim Griffe erhaschen, beschämen sie nicht Jeden, der wegen der Tugend keine Mühe übernehmen wollte? Oder was soll man zu Denen sagen, welche eine lange Stange auf der Stirn, als sei sie ein festgenagelter Baum, ohne Schwanken balanciren? Und das ist noch nicht das Bewunderungswürdigste. Sie setzen zwei Kinder auf die Spitze der Stange und lassen sie da ringen."

Und dann geißelt der Heilige mit scharfen Streichen die Unanständigkeit solcher Produktionen, bei denen kein Christ Zuschauer sein sollte.

Die beiden Gauklerinen hatten ihre Künste begonnen, in deren Aufführung sie abwechselten. Scheinbar erweckten sie Alexanders Bewunderung, in Wirklichkeit ersehnte er das Erscheinen des Maxentius, der ihn aus einer Lage befreien sollte, die ihm peinlich war.

Inzwischen trugen Sklavinen den Krater mit Wein herbei. Daneben stellten sie den Kantharos, ein

kannenförmiges Gefäß, in das der Wein aus dem Krater, mit einem langstieligen Löffel, Kyathos genannt, geschöpft wurde.

„Nun kommt das Sehenswürdigste, — ganz zum Erstaunen,“ versicherte Bernice, welche in diesem Augenblicke nur an den Liebestrank dachte.

Die darstellende Gauklerin rückte die Gefäße in gewünschte Stellungen und legte sich dann platt auf den Boden. Jetzt bog sie langsam Füße und Beine rückwärts über den Kopf, stand auf den Händen und ging in dieser unnatürlichen Haltung auf den Krater zu. Mit den Zehen des linken Fußes ergriff sie den Henkel des Kantharas und mit den Zehen des rechten Fußes den Stiel des Kyathos, während ein Spiel von Flöten und Leyern unsichtbarer Musikanten diese Produktionen begleitete. Die Gauklerin verharrte eine Weile regungslos in dieser kaum glaublichen Verstellung der Glieder. Auf Armen und Händen ruhte das ganze Körpergewicht, ihr Kopf war in gleicher Höhe mit dem Rande des Kraters, und die Füße der schlangenartig gewundenen Beine ragten um eine Spanne über den Kopf hinaus. Sie senkte den Kyathos in den Krater und schöpfte mit Sicherheit, ohne das mindeste Zittern eines Gliedes, den

Wein und zugleich den Liebestrank in den silbernen Kantharos [1]).

Sklavinen gossen den Trank in goldene Becher und reichten ihn dar. Alexander nippte und rühmte die Geschicklichkeit der Gauklerinen, die sich auf Bernices Wink zurückgezogen hatten.

„Du wirst noch Köstlicheres sehen," sprach sie. „Mein Vater kaufte vor einigen Tagen griechische Sklaven, welche in allen Tänzen ihres Landes bewandert sind. Ich dachte, es sei für Dich eine Ueberraschung, die Tänze Deiner Heimath zu sehen."

„Gewiß, Bernice, — gewiß!" antwortete er zerstreut.

„Oder nicht? Ersehnt etwa Dein Herz andere Freude?" frug sie.

„Ich dachte an meine schöne Heimath, — an Athen, meine Vaterstadt," antwortete er. „Groß muß die ehrenvolle Freundschaft eines Mannes sein, die mir Alles ersetzt, was die Heimath bietet."

„Von wem sprichst Du, mein Alexander?"

„Von dem edelsinnigen Constantin."

„Ah, — ein gestrenger, stets ernster Herr! Immer einhergehend in goldener Rüstung."

---

1) Guhl u. Koner, S. 326. III. Aufl.

„Er ist Soldat und betrachtet die Rüstung als sein Kleid.“

„Wohl! Aber ich möchte eifersüchtig auf den Prinzen sein, dessen Freundschaft Dir keine Neigung für Andere zu gestatten scheint,“ sprach sie, ungehalten über die langsame Wirkung des Liebestrankes; denn kühl und zurückhaltend blieb der Jüngling.

„Athen schuldet der Großmuth Constantins vielen Dank,“ versetzte der Grieche. „Ich habe mir gelobt, durch treue Anhänglichkeit ihm zu dienen. Wenn er den Diener zum Freunde erhob, so ist dies eine Gunst, deren meine Wenigkeit nicht würdig ist.“

„Wie bescheiden!“ rühmte sie. „Die Gunst Deiner Neigung zu verdienen, würde ich mein ganzes Vermögen einsetzen.“

„Käme doch endlich Maxentius!“ wünschte er im Stillen. — „Und weil ich meine Heimath nicht vergessen kann,“ sagte er, „darum wird es mich freuen, ihre Tänze zu sehen.“

Abermals winkte Bernice. Vier Tänzerinen jugendlichen Alters betraten den Saal. Sie trugen jenen dürftigen und schamlosen Anzug, welcher bei öffentlichen Tänzen an den Festen des Bachus und der Cybele üblich war. Ihnen folgte eine Musik-

bande, deren Clarinete, Flöten, Schalmeien, Kitharen und Leyern eine Melodie begannen, die anfänglich ernst, fast erhaben, bald in die Weise eines Tanzes überging. Die Mädchen gaben sich die Hände zum Kettentanze. Sofort schwiegen alle Instrumente, nur die Flöten begleiteten eine Tanzweise, deren zierlicher Charakter Aehnlichkeit mit jenen Chortänzen hatte, welche an Festen ernster Götter aufgeführt zu werden pflegten. In malerischen Formen entwickelte sich der Reigen, den Alexander mit sichtlicher Freude betrachtete. Bald aber änderte sich die Scene. Die Mädchen lößten die Kette. Sämmtliche Instrumente begannen eine rauschende, leidenschaftlich erregende Musik, und die Sklavinen führten einen jener frechen, schändlichen Tänze auf, wie solche an den Bachanalien üblich waren.

Dem Jüngling boten zwar diese wilden Bewegungen und das Unzüchtige des Mimenspieles nichts Neues; denn er sah an verschiedenen Götterfesten dasselbe öfter im Jahre. Aber die Absicht der gegenwärtigen Darstellung verletzte und empörte ihn. Entrüstung brannte auf seinen Wangen und Zorn loderte in den Augen des Sittenreinen.

Bernice hingegen gab sich den wüstigen Eindrücken

rückhaltlos hin. Durch Blicke, Mienenspiel und Bewegungen suchte sie den Jüngling in gleicher Richtung fortzureißen. Es gelang ihr nicht. Constantins würdiger Freund blieb ernst und allen Künsten verschlossen. Unruhig spähte er nach den Eingängen, und jetzt belebte freudige Ueberraschung sein Gesicht.

Zwischen Thürvorhängen wurde der Kopf eines Mannes sichtbar, dessen Augen glühend in den Saal herein schauten. Dann theilten sich die Teppiche und Maxentius, der Sohn des Kaisers Maximian, trat herein. Der Prinz war von mittlerer Größe, überaus häßlich von Gestalt und lasterhaft von Sitten. Obwohl seine ausschweifende Lebensweise dem Zeitgeiste huldigte und das schmutzige Vorbild des Prinzen der Entartung gefiel, war er dennoch verhaßt wegen seiner grausamen Gemüthsart [1]).

„Mein Gott, — dort siehe Maxentius!“ sprach Alexander, scheinbar in hohem Grade bestürzt.

Bernices Augen funkelten vor Grimm. Auf ihren Wink verstummte die Musik, Tänzerinen und Musikanten verschwanden.

---

1) Cantu, B. IV, S. 438.

„Bernice, — ich bin verloren!“ sagte er im Tone des Schreckens.

„Fürchte nichts, mein Alexander! Ha, — er soll es wagen!“

„Sei mir gegrüßt, allerschönste Bernice!“ sprach Maxentius hervortretend. „Und Du, — wie kommst Du da herein?“ wandte er sich mit drohendem Blick an den Griechen. „Ein Christ an der Seite Bernices, der eifrigen Verehrerin Aphroditens?“

„Ich bin kein Christ, Maxentius!“

„Dann bist Du ein Jünger des läppischen Aristoteles, mithin nicht viel besser als ein Christ. Nochmals, wie kommst Du an diesen, der Liebe geweihten Ort?“

„Bernice hatte die Güte, mich zum Anschauen griechischer Tänze einzuladen.“

„Ah, — sonst nichts?“ rief er mit eifersüchtig funkelnden Augen.

„Prinz, Du hast kein Recht, meinen Gast in so unhöflicher Weise zu behandeln,“ hob Bernice an, bebend vor Wuth. „An mir ist es, zu fragen: Maxentius, wie kommst Du da herein?“

„Wie ich da herein komme, Du Herzkind unserer Venus? Ei der Tausend, — auf meinen Füßen!“

rief er lachend. „Ich meine, Du solltest einen Hausfreund glimpflicher behandeln, welcher eines Kaisers Sohn, Deines Vaters Augapfel und Dein ergebenster Verehrer ist."

„Ich verschmähe Dich!" rief sie verächtlich. „Nichtswürdig erscheint mir ein Mann, der sich unberufen eindrängt."

„Oho!" rief Maxentius roh. „Spricht so Bernice, die niemals einem jungen Manne gram gewesen? Die stets den Göttern der Liebe huldigt? Du bist nicht bei Sinnen, Allerschönste! Ich wette, dieser hübsche Apollo aus Athen hat Dich bis zur Tollheit berauscht!"

„Erlaube, daß ich gehe!" sprach Alexander, und ohne eine Erwiederung abzuwarten, verließ er rasch den Saal und die Villa.

„Nun ist er fort, der Bann gelöst — nicht wahr, meine Bernice?"

„Zurück, Prinz, — rühre mich nicht an!"

„Ei, — sei doch verständig! Was kann ich für die unwiderstehliche Anziehungskraft Deiner Schönheit? Bei Cybele, — Du redest eine mir völlig fremde Sprache! Niemals hat ein Weib zu mir gesagt: Zurück, Prinz, rühre mich nicht an! Auch

Du hast es nicht gesagt, bis auf diese Stunde. Aber, — warte, — warte, — ich will dem hübschen griechischen Vogel die Federn ausrupfen lassen, der mich aus Deiner Gunst vertrieb."

Sie stand zitternd vor Ingrimm.

„Höre mich an, Maxentius, und überlege meine Worte!" sprach sie. „Du bist der Sohn des Kaisers Maximian, — ich aber bin die Tochter Marks. Trifft Alexander irgend ein Unglück, dann fürchte meine Rache!"

Sie warf ihm einen wilden Blick zu und verließ den Saal.

Maxentius stand eine Weile schweigend.

„So, — so, — vortrefflich!" murmelte er. „Ein Nebenbuhler also, — den man beseitigen muß."

Er wandte sich und verschwand.

Während Bernice durch die anstoßenden Gemächer schritt, tanzte Canopas, der Zwerg, vor ihr her, durch seine Sprünge zu ergötzen.

„Hinweg, Unhold!" rief sie, und ihr Fußtritt schleuderte den Kleinen an die Wand, wo er regungslos liegen blieb.

Und dann ergoß sich die Wuth der Rasenden über die Sklavinen. Sie schmähte und schlug die Zofen.

Die Mißhandelten ertrugen Alles schweigend; denn sie waren keine Menschen, sondern nur Sachen in der Hand ihrer Herren. Sie wußten aus Erfahrung, daß jede Aeußerung des Unwillens oder der Klagen harte Strafen, sogar den Tod zur Folge haben konnte. Auch die Stiche einer langen goldenen Nadel, welche ihnen Bernice beim Auskleiden versetzte, nahmen sie schweigend hin, ohne jedoch immer einen unwillkührlichen Aufschrei des Schmerzes unterdrücken zu können.

Der Kindersucher.

Oertlich beschränkte Verfolgungen abgerechnet, erfreute sich die katholische Kirche seit vierzig Jahren schonender Duldung von Seite der römischen Kaiser.

Diocletian achtete die Christen, schenkte ihnen Vertrauen, gab ihnen religiöse Freiheit, erhob sie zu den höchsten Staatsämtern, zu Prätoren und Statthaltern, sogar zu seinen Palastbeamten. Gorgonius und Dorotheus, welche die Kirche zu ihren Heiligen zählt, genossen des Kaisers Vertrauen und Hochschätzung. Den Bischöfen wurde mit Achtung von den Statthaltern begegnet, allenthalben wurden geräumige Gotteshäuser gebaut. Die Christenkirche zu Nicomedien überragte, auf einer Anhöhe gelegen, die ganze Stadt. „Aber," fährt der Zeitgenosse Diocletians, der Geschichtschreiber Eusebius, fort, „die Chri-

sten verfielen bei der herrschenden Freiheit in Nachlässigkeit und Trägheit. Die Einen beneideten die Anderen. Sie bekämpften sich mit den Waffen des Wortes und des Schwertes. Vorsteher erhoben sich gegen Vorsteher, Gemeinden gegen Gemeinden. Selbst niedere Verstellung und Heuchelei bis zur höchsten Bosheit wurden verübt. Da ließ Gottes Gerechtigkeit die Strafe hereinbrechen[1])."

Diese allmälige Entartung entsprang der Natur der Dinge. Bei dem Vertrauen und Ansehen, welches die Christen genossen, ließen sich viele Heiden aus irdischen Rücksichten taufen. Nicht das Reich Gottes suchten sie und seine Gerechtigkeit, sondern Ehrenstellen und materielle Vortheile. Hiedurch kamen unlautere und schlechte Elemente in die Kirche, diese brachten Schande und befleckten den Christennamen. Sollte dieses Gift heidnischer Gesinnung in der Kirche nicht zerstörend weiter fressen und den ganzen Organismus anstecken, so war eine Läuterung der Geister nothwendig. Und der göttliche Lenker und Wächter seiner Stiftung ließ eine Prüfung von solcher Heftigkeit hereinbrechen, daß alle verdorbenen

---

1) Eusebius, eccl. h. lib. VIII.

Säfte und fremden Stoffe vom Leibe der Kirche ausgeschieden wurden.

Nicht die Epochen träger Ruhe begünstigen Wachsthum und Gedeihen der streitenden Kirche, sondern Tage der Gefahr und schwerer Kämpfe. Aus dem Ringen mit den Mächten der Finsterniß gehen Helden und Heilige hervor.

Während irdische Waffen irdische Reiche zerstören können, vertieft sich das Reich Gottes unter den Fußtritten brutaler Gewalt, — ein Beweis, daß die Kirche auf überirdischen Fundamenten ruht.

Die Beobachtungen des stillen, scharfblickenden Constantin führten zur Hochschätzung der Christen. Er sah die Enthaltsamkeit, die Werke der Nächstenliebe, den reinen, gerechten Wandel der Anhänger Jesu, und fand sich, im Zusammenhalt mit heidnischer Verkommenheit und Sittenverderbniß, zur Bewunderung hingerissen. Tief schmerzte und empörte ihn der ruchlose Anschlag des Galerius und Mark Trebon. In den ersten Stunden des folgenden Tages trieb es ihn nach dem Forum, einem weitgedehnten Marktplatze, von zwei Seiten mit halbkreisförmigen Säulengängen umgeben, unter denen sich Buden von Geldwechslern und Räume zur Erhebung

von öffentlichen Abgaben befanden. Im Vordergrunde, das Forum beherrschend, erhob sich ein Tempel des Jupiter tonans, mit einem Portikus von korinthischen Säulen, dessen Pracht in Staunen setzte.

Das Forum war der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens für die Bürger des römischen Reiches. Dort wurden alle staatlichen Angelegenheiten verhandelt. Das Forum der Städte war das Herz, von dem aus der ganze Reichskörper Leben und Bewegung erhielt. Dort hoffte Constantin näheren Einblick in die unheilvollen Umtriebe Marks zu gewinnen.

Während er in Rüstung durch die Straßen schritt, grüßten ihn alle Begegnenden, die ihn kannten, mit großer Ehrerbietung, namentlich die Soldaten, die mit Stolz auf den tapferen Tribun blickten.

Als er das Forum betrat, herrschte daselbst, wie gewöhnlich, reges Leben und Treiben. An verschiedenen Punkten hatten sich Gruppen von Bürgern gebildet, der Sitte gemäß von geputzten Sklaven begleitet. Sofort erkannte der Prinz, daß sich eine auffallende Erregung der Gemüther bemächtigt hatte. Es wurde sehr laut und heftig gesprochen. Flüche und Verwünschungen fielen, Ausrufungen des Zornes und der Ueberraschung gellten über den Platz.

„Ah, — Marks Späher und Agenten wühlen gut!“ sprach Constantin vor sich hin. „Schon gährt und kocht es in den erhitzten Köpfen.“

Er trat unter den Portikus und nahte einer Gruppe, die etwa fünfzig Schritte von demselben entfernt stand. Er lehnte an einer Säule und beobachtete.

Ein langer, hagerer Mensch, mit schlauem Blick, schimpfte mit erstaunlicher Zungenfertigkeit wider die Christen. Die althergebrachten Anklagen flossen ihm geläufig über die Lippen, und die widersinnigsten Behauptungen fanden gläubige Zuhörer.

„Die Götter zürnen, weil die Christen ihrer spotten,“ rief er. „Im ganzen Reiche Erdbeben, Dürre, Seuchen, Heuschreckenfraß, Ueberschwemmungen, — und wie die Plagen alle heißen. Das kommt vom Zorne der großen Götter. Und die Götter zürnen, weil die Christen lieber einen Eselskopf anbeten, als den donnernden Zeus, oder die segenspendende Ceres. Meinestheils hätte ich gar nichts gegen den Götterhaß der Christen, — meinethalben könnten sie ein Kreuz anbeten, oder das Blut erwürgter Kinder trinken: — aber wir Alle müssen unter dem Zorne der Götter leiden. Die Theuerung ist ganz uner-

hört, das Elend über alle Maßen. Die Geschäfte stehen still, — der Verkehr stockt, — der Handel liegt darnieder, — warum? Weil es so viele Christen gibt, und weil die Christen ganz untauglich sind für das Leben. Die Theater, die öffentlichen Bäder, die Verkaufsbuden, die Häuser der Glückseligkeit, die Tempel, das Amphitheater, die Circen sind leer, — warum? Weil die Christen sich ausschließen vom öffentlichen Leben."

Während Marks Agent sprach, drückten Viele durch Zeichen und Bewegungen ihren Beifall aus, namentlich that dies ein Mann, dessen schmachvolles Gewerbe durch das Christenthum schwer geschädigt wurde. Er war nämlich der Besitzer einer Felicitas, eines Hauses der Schande. Von heidnischem Standpunkte waren diese Schandhäuser keineswegs schimpflicher Art; sie waren vielmehr Filiale der Tempel des Bachus, der Venus und anderer schmutziger Götter. Ohne Schamröthe konnte deßhalb der Heide jene Stätten tiefster Entartung betreten. Er folgte ja dem Beispiele der Götter, deren unfläthiges Betragen übrigens modernen Heiden solchen Reiz erweckt, daß sie das Christenthum verwünschen und Cybele zurücksehnen. Die Schamlosigkeit wurde ge-

ehrt, angebetet bei den Göttern, gerühmt bei den Menschen. Selbst Preise wurden für das häßlichste aller Laster ausgesetzt. In fast allen Straßen der Städte befand sich ein Haus mit der Inschrift: „Hic Felicitas!“ Heute noch liest man beide Worte über Häusern der ausgegrabenen Städte Pompeji und Herculanum, deren Einwohner sich durch Lasterhaftigkeit besonders hervorgethan zu haben scheinen, und deßhalb auch das schauerliche Loos der Einwohner von Sodoma und Gomorrha theilten. Im Jahre neun und siebenzig nach der Geburt Jesu wurden nämlich Pompeji und Herculanum durch einen Ausbruch des Vesuv plötzlich mit Feuer und Asche überschüttet und deren Bewohner mit einem Schlage vertilgt [1]).

Der Besitzer einer solchen Felicitas war es, der am lautesten schrie und den Worten des Agenten Marks lebhaften Beifall schenkte.

„Beim Zeus, Du sprichst Wahrheit, bester Felix!“ rief er. „Ihr alle kennt meine Felicitas, — in ganz Nicomedien gibt es keine, die mehr Glückseligkeit bietet, als die meinige. Und was verdiene

1) Cantu, B. IV, S. 362.

ich? In manchen Tagen keine fünfzig Denare. Schlecht geht es, — es ist kein Geschäft mehr, — kein Zulauf! Daran sind die Christen schuld; denn die Christen besuchen niemals eine Felicitas. Sie hängen ihr Geld lieber an alte hungernde und lungernde Weiber, oder an abgelebte Sklaven, denen man den Gnadenstoß geben sollte. Jawohl, — Felix hat Recht, — die Christen verderben jedes Geschäft."

„Ganz mein Fall, Freund Demetrius!" rief ein Goldschmied. „Ihr wißt ja, welche hübsche Götterbilder ich fertige in Gold, Silber und Bronce. Nach Tausenden verkaufte sie mein Vater, — ich selber machte vor Jahren noch gute Geschäfte. Wie steht's aber heute? Ganz erbärmlich! Meine Götter und Göttinen trauern unbeachtet in der Bude, — ich verkaufe nichts; denn ein Gräuel sind vor den Christen die Götter. Es ist nicht mehr zu leben, Bürger! Bricht der Kaiser nicht allen Christen die Hälse, dann muß das Reich zu Grunde gehen."

„Und was noch mehr, — was noch mehr?" rief ein Anderer, dessen Finger goldene Ringe schmückten, der eine glühende Kupfernase, ein feuriges Bachusgesicht und einen weitvorstehenden Bauch hatte. „Ich

sage euch, die Sklaven werden frech und rebellisch. Diese Schufte behaupten, Menschen zu sein, wie der Freie, — aber keine Sache, kein willenloses Ding, kein Eigenthum. Und wer setzt den Sklaven solche rebellische Gedanken in den Kopf? Abermals die Christen. Können wir nach den Reichsgesetzen mit unseren Sklaven nicht verfahren, wie es uns beliebt? Können wir sie nicht kaufen, verkaufen, oder tödten, wie jedes andere Hausthier? Wenn nun die Christen behaupten, auch Sklaven besäßen Menschenrechte, wie jeder Freie, — rebelliren sie da nicht gegen die Gesetze des Reiches? Und der Kaiser duldet dies? Der Kaiser läßt so etwas ungestraft hingehen? Ich bin zwar liberal, — ihr wißt es! Aber die Christen hasse ich."

„Deine Klage ist berechtigt, Lucius!" versetzte Felix, Marks Agent. „Der Kaiser sollte den Reichsfeinden auf die Köpfe schlagen, die freche Verletzung der Gesetze nicht dulden. Natürlich trifft den Kaiser nicht der mindeste Vorwurf. Er ist allzeit der Große, der Göttliche. Aber die Bürger sollten nicht länger schweigen, sondern geradezu und frischweg die Vertilgung der Christen fordern."

Bedenkliche Bewegungen der Zuhörer.

„Der Kaiser ehrt die Christen," rief Demetrius, der Schandwirth, im Tone schüchternen Tadels.

„Weil er sie geehrt glaubt vom Volke; denn Vater des Vaterlandes ist der Kaiser. Wie ein Vater die Wünsche seiner Kinder achtet, so achtet der Kaiser die Wünsche und Meinungen des Volkes," erklärte Felix, Marks vielerprobtes Werkzeug. „Wünscht ihr die Vertilgung der Christen, — sagt es dem Kaiser."

„Wird Diocletian Weib und Tochter tödten?" rief eine Stimme.

„Warum nicht, — sobald das Wohl des Reiches dies fordert?" antwortete Felix unverweilt. „Haben nicht große Kaiser ihre eigenen Weiber und Kinder tödten lassen zum Heile des Staates? Hat nicht Kaiser Nero sogar seine leibliche Mutter umbringen lassen? Meint ihr, Diocletian sei nicht fähig, zur Rettung des Staates Weib und Kind zu opfern? Ich behaupte, der göttliche Diocletian sei nicht minder groß, als Nero und Tiberius."

Hier wurde die Thätigkeit des Felix durch eine Scene unterbrochen, die einen tiefen und überaus jammervollen Blick in das gesellschaftliche Leben der Heidenwelt öffnete.

Zu der Gruppe war nämlich ein weiterer Bürger herangetreten, dem einige Sklaven folgten. Lucius betrachtete mit zornigen Blicken einen dieser Sklaven. Er krallte sein Gewand mit der Faust über der Brust zusammen, und sein Gesicht wurde jenem eines Geiers ähnlich, der Lust hat, sich auf sein Opfer zu werfen. Als nach der Rede des Felix eine Pause tiefer Stille eintrat, nahte er dem Bürger.

„Silvan, Du hast da einen Sklaven, der mir gefällt,“ sprach er mit rauher, von Leidenschaft bebender Stimme. „Diesen da meine ich. Willst Du ihn mir verkaufen?“

„Höchst ungern,“ erwiederte Silvan. „Der Sklave ist zuverlässig, klug und arbeitsam. Indessen, — Du weißt, Freund Lucius, daß ich Dir nicht leicht eine Bitte abschlage. Wünscht Dein Herz diesen Sklaven, so magst Du ihn haben.“

„Gut, — bestimme den Kaufpreis!“ sagte Lucius.

Silvan besann sich. Dann richtete er seinen Blick auf eine goldene Kette um die Schultern des Lucius, an der eine Götzenfigur aus gelbem Ambra hing. Diese Ambra wurde sehr hoch geschätzt und kostete,

nach des Plinius Bericht, eine kleine Figur aus jenem Stoffe mehr, als ein lebender Mensch [1]).

„Für Deine Ambrafigur nebst Kette sei mein Sklave Dein," sprach endlich Silvan.

Lucius nahm den Schmuck von den Schultern.

„Bürger," rief er, „Zeugen seid Ihr, daß ich für diese Leibzier von Silvan den Sklaven hier gekauft habe."

„Ein hoher Preis, — der Kerl ist schlechte Waare, — Lucius, Du bist geprellt!" rief es in der Runde.

„Ihr sollt gleich sehen, wie ich den Handel verstehe," rief Lucius entgegen. „Nun, — Du Schuft, — Du Hund," fuhr er den gekauften Menschen an, „wirst Du noch weiter gegen mich hetzen und schüren? Bist Du etwa auch ein Christ?"

„Ich bin kein Christ, mein Herr, und will Dein getreuer Sklave sein," antwortete der Arme.

„Und ich will Dir sogleich den Gnadenstoß geben," versetzte Lucius, indem er seinen Dolch dem Sklaven bis an das Heft in die Brust stieß.

---

1) Taxatio in deliciis tanta, ut hominis quamvis parva effigies vivorum hominum vigentiumque pretia superet. Plinius h. n. XXXVII.

Allgemeine Ueberraschung.

„Da seht Lucius, der um hohen Preis einen Sklaven kauft und ihn tödtet!“ rief es.

„Werfet den Cadaver in's Meer,“ gebot der Mörder seinen Sklaven, welche den zuckenden Leichnam von dannen trugen.

„Du hast ein schlechtes Geschäft gemacht, bester Lucius!“ sagte Demetrius.

„Ei was, — Lucius wollte nur die Menschenrechte der Sklaven in das richtige Licht stellen,“ rief ein Anderer. „Heil Lucius, dem klugen, entschlossenen Bürger!“

„Ich will Euch die Sache erklären, Freunde!“ versetzte Lucius. „Ich habe gegen vierhundert Sklaven, von denen die Meisten die Felder meines Landgutes bauen. Vierundsiebenzig meiner Sklaven sind Handwerker und Handelsleute. Nach Recht, Gesetz und Herkommen zahlen mir diese einen jährlichen Pacht; was sie darüber verdienen, legen sie bei mir an, — so ist's ja Brauch. Der Sklave des Silvan aber, den ich eben erstochen habe, that sein freches Maul auf wider mich. Er behauptete, ich sei ein Wucherer und Betrüger. Nicht allein den Pacht, sondern auch die Ersparnisse meiner Handwerkerskla-

ven stecke ich in die Tasche, — sagte er. Der freche Kerl hatte es darauf abgesehen, mich in schlechten Ruf zu bringen. Als ich neulich durch die Straße ging, hatte er sogar die Unverschämtheit, mir Schimpfworte nachzurufen. Nicht genug, — seine Niederträchtigkeit redete mir nach, ich lasse meine Sklaven absichtlich zu Tode peitschen, damit ich deren Erworbenes bekomme. Nun ist sein ungewaschenes Maul stumm, — er wird mich in Ruhe lassen [1])."

„Probatum est, — Lucius versteht es, seine Feinde zum Schweigen zu bringen," rief Felix lachend. „Ein todter Feind ist besser, als zehn lebendige falsche Freunde. Ich schlage vor, der göttliche Kaiser mache Lucius zum Oberpräfekten aller Provinzen, damit er sämmtliche Feinde des Reiches zum Schweigen bringe; denn falsche Freunde sind die Christen, und falsche Freunde sind schlimmer, als offene Feinde."

Man lachte und nickte Beifall.

„Ah seht, — dort kommt Marcellin, der Kindersucher!" rief Demetrius, über das Forum deutend. „Und nicht allein Kinder sucht er für die Christen-

---

1) Cantu, B. IV., S. 265.

gemeinde, sondern auch Erwachsene gewinnt er in Menge für Geld und gute Worte. Ein gefährlicher Feind des Reiches, dieser Marcellin!"

Ein kleiner bedeckter Wagen, von zwei Dienern gezogen, rollte über das Forum. Neben dem Wäglein schritt ein junger Mann, den verbrämten Mantel des Ritterstandes um die Schultern. Auf dem Kopfe trug er einen flachen Hut, dessen Krämpe ein offenes, muthvolles Gesicht, mit zwei sprechenden Augen überschattete. Als er der Gruppe nahe kam und alle Köpfe nach sich gewendet sah, trat er freundlich grüßend heran. Mit falsch schielenden Augen empfingen die Heiden den angesehenen Christen.

„Seid mir gegrüßt, Bürger!" sprach Marcellin.

„Vater Zeus nehme Dich in seinen Schutz und Venus Aphrodite sei Dir gewogen," versetzte Felix höhnisch.

Marcellin richtete sein lebhaftes Augenpaar auf den spottenden Heiden.

„Zeus hat für meinen Schutz keine Zeit," erwiederte Marcellin, „denn er sitzt eben bei Nektar und Ambrosia zu Tische, — und Venus Aphrodite ist mit Apollo, Merkur und Bachus in arge Lie-

beshändel verstrickt. Uebrigens danke ich für Deine wohlwollende Meinung, guter Felix!"

„Hast Du ausgiebige Funde gemacht heute?" frug Silvan.

„Zehn Lebendige und drei Todte," antwortete Marcellin.

„Ein ehrenvolles Geschäft für den Ritter, weggeworfene Kinder zu suchen," sagte Lucius.

„Wir Beide suchen Schätze, bester Lucius!" erwiederte Marcellin. „Und wir Beide sind im Suchen unermüdlich. Dein Durst kann nicht gestillt werden, — der meinige auch nicht. Du siehst, wie ähnlich wir einander sind."

Die Zuhörer lächelten; denn Gelddurst und Habsucht des Lucius waren stadtbekannt.

„Du mir ähnlich?" rief der Mörder entgegen. „Du bist ja ein Christ, — und die Götter hassen die Christen."

„Ich meinte nur die Aehnlichkeit im ruhelosen Suchen der Schätze," erwiederte der junge Mann. „Und der Haß vergötterter Dämonen beleidigt keinen ächten Christen."

„Hört ihr, — die Götter nennt er Dämonen!" rief Felix. „Dies thut er auf öffentlichem Forum,

— im Angesichte des Jupitertempels! Kann der Christen Frevelsinn weiter gehen?"

„Felix, sei ehrlich!" sprach Marcellin. „Hältst Du die Erzfigur, mit den vergoldeten Donnerkeilen da droben, für Gott?" — und er deutete nach der Höhe des Tempels.

„Ich halte sie für das, für was sie der Kaiser zu halten befiehlt," antwortete Felix.

„Und wenn der Kaiser befiehlt, den Jupiter für einen Wahn, oder gar für einen Dämon zu halten? Wie dann, bester Felix?"

„Dann wird sich abermals mein Glaube nach dem Befehle des Kaisers richten. — Du lächelst und schüttelst den Kopf, Marcellin? Habt ihr Christen kein Verständniß mehr für des Kaisers Vollgewalt und Allmacht? Kann nicht der Kaiser nach Belieben dem Staate jede Einrichtung geben, und ist Religion nicht auch eine Staatseinrichtung? Die Statthalter verwalten die Provinzen nach des Kaisers Befehl, — die Feldherren ziehen auf des Kaisers Befehl in den Krieg, — die Steuereinnehmer erheben öffentliche Abgaben auf des Kaisers Befehl, — die Priester opfern und dienen den Göttern auf des Kaisers Befehl, — kurz Alle und Alles im Staate

gehorcht des Kaisers Befehlen. Kein denkender Mensch wird glauben, daß Merkur, Saturn, Juno, Ceres, Neptun, und wie die Götter und Göttinen alle zusammen heißen, wirkliche Wesen sind, die leben und herrschen. Aber die Gottheiten sind eine Staatseinrichtung, die Religion ist eine Staatsmaschine, deren Hebel und Räderwerk des Kaisers Hand bewegt. Gefällt es nun dem Kaiser, alte Götter abzuthun und neue Götter einzuführen, — dann haben wir einfach zu gehorchen. Der Staat ist Alles, — der einzelne Bürger ist nichts, — und des Staates Haupt ist der Kaiser. — — — Freunde, habe ich wahr gesprochen?"

„Sehr wahr, — so ist's, — einziger Gott ist der Kaiser!" riefen beistimmend die Bürger.

„Eine Frage, Felix!" sprach Marcellin. „Wer hat die Lichter am Himmel erschaffen, die Sterne, den Mond, die strahlende Sonne, — etwa auch der einzige Gott, der Kaiser? Wer hat die ersten lebenden Wesen auf Erden erschaffen und die tausendfältigen Gesetze in der Natur? Wer hält und leitet die Ordnung des Universums, — wer gebietet den Jahreszeiten und den kreisenden Gestirnen? Wenn nun Deine Götter Wahngebilde sind, wie Du sagst,

— wer ist der einzige, allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde? Etwa der Kaiser?"

„Zuviel gefragt!" antwortete Felix mürrisch. „Mir genügt des Kaisers Allmacht im Staate. Um das Uebrige kümmere ich mich gar nichts."

„Und mir scheint vernünftig," sprach Marcellin, „daß im Staate noch ein Höherer sei, als der Kaiser, — nämlich der Schöpfer aller Dinge, der ewige, der heilige Gott. Ist der Kaiser selbst nur ein Geschöpf Gottes, so scheint es mir weiter vernünftig, diesem allerhöchsten Gott mehr zu gehorchen, als dem Kaiser."

„Meinst Du etwa euren jüdischen gekreuzigten Gott, den Jesus von Nazareth?" frug Lucius.

„Ich meine den Ewigen, den Unendlichen, den Allgütigen, der aus Barmherzigkeit die Menschennatur angenommen, der jede Creatur durch seinen Kreuzestod erlöste," antwortete Marcellin.

„Dummes Zeug!" rief Silvan. „Ich will es euch kurz sagen, Bürger, wie es sich verhält mit diesem Christengott; denn ich habe das schöne Buch unseres gelehrten Hierocles über ihn gelesen. Das Buch heißt Philalethes oder Wahrheitsfreund, und ich em-

pfehle es Jedem, der lesen kann [1]). — Unser Hierocles berichtet also, Jesus von Nazareth sei ein Zauberer gewesen, der seine geheimen Künste bei einem gewissen Juden Moses erlernte. Weil er aber in seinem Hochmuthe immer weiter ging und sogar den Juden lästig fiel, darum wurde er von ihnen vertrieben. Darauf ging er in die Wüste und sammelte neunhundert Räuber um sich, lauter verwegene, tollkühne Leute, die er durch Zauberei ernährte, indem er Steine in Brod verwandelte. An der Spitze dieser Neunhundert kehrte er, bewaffnet bis an die Zähne, wie alle seine Spießgesellen, nach Jerusalem zurück. Dort lief ihm alles Gesindel zu, streute ihm Blumen, empfing ihn wie einen Triumphator und rief ihn gar zum Könige aus. Dann hat er eine neue Religion eingeführt, deren Haupt er sein will, deßhalb soll man ihn, — nicht den Kaiser, als Höchsten im Staate verehren. — Da seht den frechen Juden! Ehre und Gewalt der göttlichen Kaiser hat er geschmälert und behauptet, man müsse ihm mehr gehorchen, als dem Kaiser. Die Tempel, die Opfer, die Priester will er des Kaisers Machtgebot ent-

1) Lactantius, instit. V, 2, 3. De mort. pers. XVI.

reißen, darum hat dieser schlaue Zauberer und verschmitzte Räuberhauptmann einen obersten Bischof eingesetzt, und dann noch viele Bischöfe und Priester. Diese sollen die Christengemeinde leiten und regieren, nicht der Kaiser. Ist es nicht eine folgenschwere Unverschämtheit, die wichtigste Einrichtung des Staates, die Religion, dem Kaiser entwinden zu wollen? Deßhalb thaten seit dreihundert Jahren alle einsichtsvollen Kaiser klug daran, die Christen auszurotten mit Feuer und Schwert; denn Reichsfeinde sind die Christen, sie bringen den Staat in Verwirrung."

„Wohl gesprochen, weiser Silvan!" rühmte Felix. „Das Christenthum ist eine höchst staatsgefährliche Krankheit, die vertilgt werden muß."

„Die Christen schädigen den Handel!" rief der Goldschmied.

„Die Christen ruiniren die Gewerbe!" behauptete Demetrius.

„Die Christen verschulden, daß die Zeichendeuter verhungern müssen," rief ein Anderer.

„Nicht ganz Unrecht habt Ihr, Mitbürger!" versetzte kopfnickend Marcellin. „Mit Grund beschweren sich gar Viele über die Christen, daß sie ihnen nichts einbringen. Da sind die Zeichendeuter, die Wahr-

sager, die Meuchelmörder, welche sich verdingen, die Goldschmiede, welche Götzenbilder verfertigen, die Wirthe, welche vom Gewerbe der Unzucht leben, die Giftmischer, welche für zehn Denare Einen sterben lassen. Solchen Leuten bringt allerdings das Christenthum keinen Nutzen [1])."

„Solchen Leuten?" wiederholte Felix im Tone des Aergers. „Hört ihr's, Bürger, der Christ redet mit Verachtung von ehrsamen Gewerben und religiösen Einrichtungen! Die Auguren und Sterndeuter sind Priester des Apollo oder des Janus, — und der Christ schmäht unsere Priester?"

Dumpfes Murren.

„Hast Du nicht gesagt, Felix, alle Götter seien Wahngebilde, kein denkender Mensch glaube daran?" versetzte Marcellin. „Auch wir Christen glauben nicht daran und halten die Wahrsagerei und Sterndeuterei für Aberglauben."

„Wenn aber die Zeichendeuterei zur Staatsreligion gehört, willst Du auf diese Staatseinrichtung schmähen?" frug Felix mit lauerndem Blick.

„Nein, Felix, diesen Gefallen werde ich Dir nicht

---

1) Tertullian, ap. 39.

thun," antwortete Marcellin lächelnd. „Sogar auf die Staatseinrichtung der Giftmischer, Meuchelmörder und Mädchenwirthe will ich nicht schmähen, weil der Christ wohl trauern, klagen und beten darf, nicht aber schmähen."

„Euer Lebenswandel ist Schmähens genug," rief Felix entgegen. „Ihr verachtet die Staatsreligion, — Ihr glaubt nicht an die Gottheit des Kaisers, — Ihr besuchet nicht das Amphitheater, nicht die Gladiatorenspiele, — Ihr lebt wie Fremde unter uns."

„Deine Vorwürfe gereichen den Christen zum Lobe, bester Felix!" erwiederte der Kindersucher. „Diocletian achten wir als Kaiser, nicht als Gott; denn niemals vergöttern die Christen einen Menschen. Amphitheater und Gladiatorenspiele meiden wir, weil es dem Christen verboten ist, schauerliche Blutscenen und Menschenmord zum Vergnügen anzuschauen."

„Ihr schließt Euch ab vom öffentlichen Verkehr, — untauglich seid Ihr für alle Geschäfte des Lebens," rief Felix.

„Unsinnige Behauptung!" erwiederte Marcellin. „Leben wir nicht mitten unter Euch? Haben wir nicht gleiche Nahrung, gleiche Kleidung, gleiche Be-

dürfnisse? Lebt nicht das ehrsame Handwerk auch von uns, — wird es nicht von Christen geübt? Wir treiben mit Euch Handel, ziehen mit Euch zu Felde, bauen das Land, üben Künste, besuchen Märkte, halten Verkaufsbuden. Nur das Schändliche unterlassen wir [1])."

„Das Schändliche? Was ist schändlich?" rief Felix. „Nichts im Staate ist schändlich, — auch die Felicitas nicht, die ihr verabscheut; denn auch die Felicitas und das Amphitheater sind Staatseinrichtungen."

„Das Aussetzen und Ermorden der Kinder ist auch eine Staatseinrichtung," versetzte Marcellin.

„Dazu eine sehr nützliche," behauptete Lucius. „Kann eine Mutter ihren Balg nicht ernähren, so wirft sie ihn weg. Ist ein Säugling mißgestaltet, oder schadhaft, oder schwächlich, so fordert das Wohl des Staates die Tödtung eines solchen Dinges; denn nur kräftige Bürger kann der Staat brauchen. Alle Kinder und alle Bürger sind Staatseigenthum, und mit seinem Eigenthum verfährt der Staat, wie es ihm gefällt."

---

1) Tertullian, ap. 42.

Vom Standpunkte eines heidnischen Staatswesens, von dessen Leitung der milde Geist des Christenthums und das Gesetz eines heiligen Gottes ausgeschlossen waren, hatte Lucius vollkommen Recht. Ein Reich, das nicht regiert wird nach ewigen Gesichtspunkten eines allerhöchsten Wesens, sondern lediglich nach irdischen Nützlichkeitsprincipien, kennt auch die Menschenwürde nicht.

„Das Gesetz erlaubt, unnütze Kinder zu ersäufen, oder sie an Orten auszusetzen, wo Frost und Hunger sie tödten, oder wilde Hunde dieselben zerreißen[1])," sagte Felix. „Willst Du ein Gesetz des Staates bekriteln?"

„Das Gesetz der Christen," antwortete Marcellin, „gebietet Menschlichkeit, Nächstenliebe, Barmherzigkeit."

„Deßhalb tauget Ihr Christen nicht für ein gesundes Staatswesen," behauptete Silvan.

„Und was kluge Mütter wegwerfen, sucht Ritter Marcellin täglich zusammen," rief Lucius höhnisch.

„Was unnatürliche Grausamkeit verschuldet, sühnt das Christenthum," erwiederte Marcellin. „Seid

1) Tertullian, ap. 3.

aufrichtig, Bürger: — kleidet Barmherzigkeit die Menschen nicht schöner, als Grausamkeit?"

„Das Kinderaussetzen ist keine Grausamkeit, sondern eine höchst weise Staatseinrichtung, welche schon der berühmte Gesetzgeber Lykurg eingeführt hat," erwiederte Lucius.

„Was redest Du von Barmherzigkeit?" sprach Silvan im Tone des Vorwurfs. „Was thut Ihr Christen in Eueren geheimen Versammlungen? Ihr bedecket ein lebendes Kind mit Mehl, durchstoßet es mit Euren Opfermessern, fasset sein Blut in einen Kelch, trinket das Blut und esset das Fleisch[1])."

Marcellin bewegte abwehrend Hände und Haupt bei dieser schändlichen Entstellung des heiligen Abendmahles, von dessen Geheimniß die Heiden häßlich verzerrte Begriffe hatten.

„Jawohl, — wir Alle wissen," rief es von verschiedenen Seiten, „daß die Christen Kinder morden, deren Blut trinken und deren Fleisch essen."

„Pfui, — schämet Euch einer so ruchlosen Verleumdung!" rief Marcellin entrüstet.

„Ja, — ja, — so ist's! Die Christen trinken Kinderblut!" klang es in der Runde.

1) Cantu, B. IV, S. 461.

„Bürger, Ihr selber glaubet diese schändliche Anklage nicht," erwiederte der Kindersucher. „Wie pfleget Ihr zu sagen? Ihr behauptet: „Cajus ist ein guter Mann, aber ein Christ. Ich wundere mich, saget Ihr, daß Sejan, der weise Sejan, ein Christ geworden." — Mithin sind Männer, die Ihr gut und weise nennt, Christen. Also müsset Ihr sagen: weil Cajus gut und Sejan weise, darum sind sie Christen geworden [1]). — Euer Christenhaß aber treibt Euch in diese boshafte Gesinnung hinein. Euere Feindseligkeit erfindet die schmachvollsten Anklagen gegen uns. Geschieht irgendwo ein Unglück im Staate, — die Christen müssen es verschuldet haben. Wird eine Schlacht verloren, — die Christen sind schuld daran. Verheeren Pest und Seuchen die Länder, — wir sind die Schuldner. Zerstören Erdbeben die Städte, brechen Stürme aus, erzeuget Dürre Hungersnoth, — Alles verschulden die Christen. Wer trug die Schuld an solchen Unglücksfällen, als es noch keine Christen gab? — Seid doch nicht so ungerecht, Bürger! Seit dreihundert Jahren bluten und sterben unschuldig die Christen. Möge endlich

1) Tertullian, ap. 3.

die Zeit kommen, welche sich einer solchen Grausamkeit schämt."

„Diese Zeit wird kommen, wenn ihr Christen Euch allen Staatseinrichtungen gehorsam unterwerfet," versetzte Felix. „Friede wird aber nicht im Reiche, so lange es noch Menschen gibt, die ein anderes Oberhaupt haben, als den Kaiser."

„Wir gehorchen dem Kaiser."

„Jawohl, — und auch dem Bischofe von Rom," rief Lucius.

„In religiösen Angelegenheiten," erklärte Marcellin.

„In Sachen der Religion hat Niemand zu befehlen, als der Kaiser," entgegnete Felix.

„Stifter unserer Religion ist Gott, nicht der Kaiser. Kein Fürst hat Gewalt von Gott in der Kirche Jesu."

„Hört Ihr's, Bürger?" rief Felix triumphirend. „Er beschränkt die Oberhoheit des göttlichen Kaisers. Reichsfeindlich sind die Christen und staatsgefährlich."

„Deßhalb „Tod den Christen, — die Christen den Löwen!" Nicht so, bester Felix?" sagte Marcellin. „Wir kennen jene grausigen, unmenschlichen

Schlächterrufe, und — fürchten uns nicht. Sterben für Christus und seine heilige Lehre, bringt ewiges Leben. Hasset uns, Bürger, — wir lieben euch, trotz eures Hasses; denn Feindesliebe ist auch ein Gebot des Christenthums."

Er verbeugte sich und schritt von dannen.

„Freunde, lasset euch von den glatten Worten des schlauen Kindersuchers nicht bethören," rief Felix. „Die Christen lieben einander, — ja! Den Staat aber hassen sie, darum hassen sie auch uns; denn wir sind des Staates Eigenthum. Wären die Christen in der Mehrzahl, sie würden die Tempel der Götter zerstören, den göttlichen Kaiser tödten, jeden Anhänger der Staatsreligion ermorden. Da nun wir in der Mehrzahl sind, so laßt uns nicht zögern, das Vaterland zu retten, bevor die Christen zur Mehrzahl angewachsen und jede Rettung unmöglich geworden."

„Es ist wahr, — die Christen vermehren sich mit rasender Schnelligkeit," sprach Lucius. „Wie das Unkraut sind sie, — je mehr getreten und zerstampft, desto üppiger schießt es empor. Schwerter, Dolche, Lictorenbeile, Löwenzähne, Feuer, Wasser, Abgründe, Bergwerke verschlingen seit Jahrhunderten die Chri-

sten, — und der Erfolg? Das Unkraut ist zahlreicher, als jemals.“

„Gegen das Unkraut weiß ich ein probates Mittel: — man reißt es mit der Wurzel aus,“ rief Felix. „Der letzte Christ muß sterben und das Reich ist gerettet. Doch, — wie gesagt, — Verzug bringt Gefahr. Deßhalb rathe ich, Freunde, werbet Stimmen gegen die Christen. Reget die Bürgerschaft gegen sie auf. Dann rufet des Kaisers Hilfe an gegen die Verächter der Götter, gegen die Reichsfeinde. Wir verlangen vom Kaiser weiter nichts, als die Gültigkeit alter Gesetze gegen die Christen. Diese Gesetze verhängen nicht allein den Tod über die Christen, sie bestimmen zugleich,“ hob er mit starker Betonung hervor, „daß jedem Angeber eines Christen dessen Vermögen zugesprochen werde. Sind dies keine prächtigen Gesetze? Haben wir nicht steinreiche Christen?“

Zahlreiches Kopfnicken und rauschender Beifall.

„Bürger, glaubet mir, die Sache hat gar keine Schwierigkeit,“ fuhr der Wühler fort. „Wer den Staat liebt und dessen göttliches Haupt, der muß die Christen hassen. Es handelt sich nur darum, den Haß zu ermuthigen, die Hassenden zu vereinigen, in

eine starke Partei zusammenzuschließen. Und dann wird der Kaiser, begeistert für des Reiches Wohl und der Götter Ehre, der allgemeinen Forderung beistimmen, die alten Gesetze gegen die Christen wieder in Kraft setzen."

„Dein Rath ist klug, Felix!" sprach Silvan.

„Werben wir, Bürger!" rief Lucius. „Wecken wir einen so allgemeinen, einen so laut gellenden Aufschrei des Hasses gegen die Reichsfeinde, daß Diocletian aufgeschreckt wird in seiner Milde."

„Wir sind Alle dabei, — Tod den Christen!" schrie der Götterfabrikant. „Sogleich an's Werk! Eines Jeden Athem blase in die verdeckte Gluth, damit bergeshoch zum Himmel die Flammen rasen, die Christen zu verzehren."

Die Gruppe löste sich auf und ihre Glieder zerstreuten sich über das Forum.

Constantin hatte mit Spannung das Treiben beobachtet. Unmuth, Zorn und Verachtung stürmten über sein Gesicht.

„Fast glaube ich an die Gottheit des Nazareners; denn sein Werk wird gehaßt vom Auswurfe der Menschheit," sprach er vor sich hin. „Tod den Christen, — warum? Weil sie nicht schwimmen mit dem

faulen Strome der Zeit, — weil sie das Gemeine verabscheuen, — weil sie das Schlechte hassen, — weil sie nach reinen Grundsätzen ihren Wandel gestalten, — weil sie Barmherzigkeit üben, an den Götterwahn nicht glauben und den allmächtigen Schöpfer des Universums höher stellen, als den Kaiser. — — — Glänzend sind die Bürgertugenden der Christen, — ja, das Christenthum allein vermag es, unsere faulen socialen Zustände umzuwandeln, das hinstürzende Reich zu retten. Die Christen haben sich niemals empört, sie gehorchen den Gesetzen, übertreffen aber die Gesetze durch ihr Leben. Sie lieben Alle und werden von Allen verfolgt und gehaßt. Die Menschen kennen sie nicht und verdammen sie. Sie werden seit Jahrhunderten zum Tode geführt und leben. Sie sind größtentheils arm und bereichern dennoch Viele. Sie entsagen Allem und haben Ueberfluß an Allem. Sie werden beschimpft und frohlocken über die Beschimpfung. Die Massen sprechen Böses von ihnen und legen doch für ihre Trefflichkeit Zeugniß ab. Sie werden geschmäht und segnen, gelästert und zollen Achtung. Sie thun Gutes und werden als Missethäter bestraft. Man bekämpft und verfolgt sie, aber die, welche sie hassen, vermögen es

nicht, einen stichhaltigen Grund für ihren Haß anzugeben. Welche Menschen, — welche Bürger! Ja, die Christen sind des Reiches Stützen, des wankenden Staatsgebäudes feste Säulen. — — — Dennoch arbeiten seit Tiberius die Kaiser an der Vertilgung solcher Menschen! Falsche Politik, — unheilvolle Lenkung des Staates! In der allgemeinen Fäulniß sind die Christen das erhaltende Salz, — die besten Elemente der Bevölkerung, — wird Diocletian dies erkennen? Wird er dem tückischen Drängen des Cäsaren Galerius und Marks widerstehen? Ich zweifle; denn kurzsichtig und an vielen schwachen Seiten zu packen ist der dünkelhafte Sohn des Jupiter."

Er schwieg. Die Hand auf den Schwertgriff gelegt, wandelte er gedankenvoll zwischen den Säulen.

Albina.

Während Constantin die Höllensaat gewahrte, von Marks Werkzeugen über das Forum gestreut, ging Alexander nach dem Hause des kaiserlichen Kämmerers Gorgonius.

Leichten Schrittes, in hellen Beinkleidern, in kurzer Tunica, darüber die luftige Chlamys, auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut, wandelte der Jüngling durch die Straßen, ohne Ahnung dessen, was im Hause des Christen ihm bevorstand.

Er hatte vorher in den Schriften des Philosophen Aristoteles gelesen. Sein Geist war noch bei den erhabenen Ideen jenes oft christlich denkenden Heiden, als ihn ein Aufblick belehrte, er sei dem Hause des Kämmerers nahe. Zugleich sah er den kleinen überdeckten Wagen des Kindersuchers Marcellin vor

der Thüre in der Gasse stehen. Er bemerkte, wie Marcellin die gefundenen Säuglinge behutsam aus dem Wagen hob und Sklaven überreichte, welche im Hause des Gorgonius verschwanden.

Alexander hielt überlegend zur Stelle. Er wußte, daß im Hause des Kämmerers die Christen öfter zusammenkamen, und die Heiden spannen allerlei Sagen von wundersamer und schauerlicher Art um diese Zusammenkünfte. Als nun der Bischof Anthimus von Nicomedien, in Begleitung eines Diakons, an ihm vorbeischritt und gleichfalls das Haus des Hofbeamten betrat, wurde ihm irgend eine christliche Cultushandlung zur zweifellosen Gewißheit.

Einem unwillkührlichen Drange der Neugier folgend, nahte er raschen Schrittes dem Hause, blieb jedoch unentschlossen vor der Pforte stehen. Wissensdrang spornte ihn, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um die vielbesprochenen religiösen Handlungen der Christen zu belauschen. Aber sein natürliches Feingefühl hielt ihn zurück. Wohlanstand verbot dem gebildeten Griechen, in Kreise sich einzudrängen, die nur Eingeweihten offen standen. Dann wieder bedachte er den Inhalt seiner Botschaft, für die Christen von höchster Wichtigkeit.

„Der Nomenclator kann mich wenigstens anmelden," dachte er. „Will mich Gorgonius jetzt nicht empfangen, so mag er eine Stunde bestimmen."

Er berührte den Klopfer. Sofort öffnete sich die Thüre, und Alexander betrat ein geräumiges Vestibulum. Der Janitor, oder Pförtner, ein alter Mann, verbeugte sich schweigend, während der Nomenclator, dessen Amt in angesehenen Häusern darin bestand, Besuche anzumelden, aus seiner Zelle heraustrat.

„Kann ich Gorgonius sprechen?" frug der Jüngling, in der Voraussetzung, eine verneinende Antwort zu erhalten.

„Gewiß, mein Herr!" antwortete dienstbeflissen der Nomenclator. „Wen darf ich melden?"

„Alexander, den Hausgenossen des Prinzen Constantin."

Der Diener geleitete den Besuch in das Atrium, einen weiten viereckigen Raum. Nirgends erblickte Alexander die gewöhnlichen Hausgötter und auch keinen Opferaltar, welcher an dieser Stätte in allen heidnischen Wohnungen aufgerichtet stand. Aber die Wände waren bedeckt mit Malereien, deren Darstellungen er nicht verstand, und die Decke des vorspringenden Daches war mit Stuckwerk geziert. So-

gar die Brüstungen an der Oeffnung der Decke, durch welche Licht und Luft eindrang, waren geschmackvoll ornirt, und der Fußboden glänzte im schönsten Mosaik. Nach drei Seiten lief rings um das Atrium eine Reihe von Thüren, die zu kleinen Gemächern, cubiculae und alae genannt, führten. Die vierte offene Seite des Atriums bot einen freien Einblick in die beiden übrigen Haupträume des Hauses, in das Tablinum, einen gedehnten Saal mit Nebenzimmern verschiedener Größe, und in das Peristylium, einen offenen Hof mit umlaufenden Säulenhallen.

Die Einladung des Hausbeamten, auf einem Sitze Platz zu nehmen, ließ der Grieche unbeachtet, durch ein Schauspiel überrascht, das ihn fesselte.

In dem Peristylium, das etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt lag, stand ein feierlich ernster Halbkreis von Frauen und Männern. In Mitte des Halbkreises erhob sich ein Marmorbecken, vor dem Bischof Anthimus stand, ein nacktes Kind in beiden Händen. Der Bischof trug über der langen Tunica eine Pänula von glänzend weißer Farbe. Dieses Gewand floß bis zu den Knieen hinab, war ärmellos, hatte einen runden Halsausschnitt, um den Kopf hindurch zu lassen, und war an beiden Seiten offen.

Vom Halse abwärts war es mit einer Naht versehen, an die sich feine Stickereien anschlossen.

Die Säulen, welche das Peristyl umgaben, verschwanden theilweise hinter grünem Strauchwerk und Blumen, deren lieblicher Duft bis in das Atrium hervordrang. Bei der tiefen Stille hörte man das Geplätscher eines Wasserstrahles, der aus der Wand hervorsprang, in ein Marmorbecken fiel, darin glänzende Perlen schlug und dann durch ein tiefer gelegenes Becken abfloß. So glich das Peristyl weniger einem offenen Hofraum, als einem lieblichen Garten, von der Morgensonne mit glänzenden Lichtern übergossen.

Aber nicht die Ausstattung der Oertlichkeit überraschte den jugendlichen Heiden, sondern die Haltung der Versammelten. Schon die friedliche Stille, im Gegensatze zur geräuschvollen und lärmenden Art der Heiden bei religiösen Feierlichkeiten, gefiel ihm. Zuweilen vernahm er die feierlich klingende Stimme des Bischofs, und sah die schweigsame, würdevolle Thätigkeit des Diakons. Und dann wieder fesselte ihn die geregelte Entwicklung von Ceremonien, deren Sinn er nicht verstand und an denen alle Gegen-

wärtigen in einer Art Theil nahmen, die von heidnischer Andacht so sehr verschieden war.

Noch stand er in den Anblick des Neuen versenkt, als sich Gorgonius ihm nahte.

Dieser Mann, von der Kirche unter die Zahl ihrer heiligen Martyrer aufgenommen, stand in den besten Lebensjahren. Ein bescheidenes Gewand kleidete seine hagere Gestalt, und die Reinheit seiner Seele wiederstrahlte in der gutmüthigen Offenheit seiner Gesichtszüge.

„Willkommen, Alexander, in meinem Hause!“ sprach er grüßend.

„Gorgonius, sei mir gegrüßt!“ erwiederte der Jüngling. „Du hast mich ertappt beim Anschauen von Dingen, die wohl der Heide nicht sehen darf.“

„Warum nicht, mein Freund?“ erwiederte lächelnd der Kämmerer. „Unsere heilige Kirche ist nur frevelndem Spotte verschlossen, nicht aber freundlicher Theilnahme.“

„Ich bringe Dir Botschaft von Constantin,“ sprach der Grieche mit forschenden Blicken nach dem Peristyl. „Mit Deiner Erlaubniß möchte ich wohl die religiöse Feier betrachten und später Constantins Worte Dir melden.“

„Nach Deinem Wunsche,“ versetzte Gorgonius.

Beide durchschritten das Tablinum und gelangten durch einen Seitengang in den Portikus des Peristyls, wo Alexander bescheiden stehen blieb, die Versammlung und deren Thun beobachtend.

Zunächst interessirte ihn der Dienst des christlichen Oberpriesters, wobei ihn der Diakon unterstützte. Auf einen Wink des Letzteren traten aus dem Halbkreise Männer oder Frauen hervor, nahten bis auf zwei Schritte dem Bischofe, übergaben dem Diakon einen Säugling und nannten hiebei einen Namen. Der Diakon überreichte das Kind dem Bischofe. Dieser hielt es mit beiden Händen an den Schultern, tauchte es in die Fluth des Marmorbeckens und sprach mit klarer Stimme: „Martinus, ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“ Der Diakon gab das Kind dem Manne zurück, aus dessen Händen er dasselbe empfangen hatte, indem er sprach: „Martinus, Du kennst Deine christlichen Pathenpflichten, — erfülle sie.“

Der Pathe trat zurück. Das Kindlein wurde von einer Dienerin abgetrocknet und mit einem weißen Mäntelchen umkleidet.

Diese einfache Ceremonie wiederholte sich bei allen Säuglingen, welche der Kindersucher Marcellin heute in den Gassen, namentlich in der Nähe des Meeres aufgelesen.

Alexander, ohne die mindeste Kenntniß von der heiligen Taufe, suchte kaum nach einer Erklärung des religiösen Aktes; denn sofort wurde seine Aufmerksamkeit durch die Eigenart der christlichen Frauen lebhaft angeregt. Von gemalten Wangen, aufgethürmter Haarfrisur und anderen künstlichen Verschönerungsmitteln heidnischer Frauen keine Spur. Vom Haupte bis zu den Füßen waren sie in die gewöhnliche Palla gekleidet, ein langes und breites Gewebe, das in malerischem Faltenwurf als Obergewand über den Tunicen getragen wurde. Selbst Kopf und Hals waren verhüllt, nur Hände und Angesicht frei. An heidnischen Frauen hatte er diese Art, die Palla zu tragen, niemals gesehen. Während die heidnischen Frauentrachten fast ausschließlich den sinnlichen Reiz bezweckten, gewahrte er hier das gerade Gegentheil jener Absicht. In züchtiger Würde standen die Christinen vor ihm, deren Haltung und Benehmen das Gepräge edler Weiblichkeit trug. So

oft er in Gesellschaft heidnischer Frauen sich befand, pflegte er lüsternen Blicken zu begegnen, und nicht selten verletzte unziemliches Verhalten sein Zartgefühl. Gegenwärtig bemerkte er kein Merkmal ähnlicher Bewegungen in den Zügen der Frauen. Sie hoben nicht die Blicke nach ihm, sondern sahen züchtig nieder, in andächtiger Sammlung der religiösen Handlung folgend. Zugleich glaubte er noch eine andere merkwürdige Verschiedenheit zu entdecken. Bekanntlich nahm das heidnische Weib eine Stellung in der gesellschaftlichen Ordnung ein, die sich wenig von jener der Sklavin unterschied. Von der Fülle des Rechtes ausgeschlossen, war die Frau eine wehrlose Magd des Mannes und dessen Willkühr preisgegeben. Sie wurde gekauft und verkauft. Nur Frauen höherer Stände wußten sich gegen Unterdrückungen und Mißhandlungen von Seiten ihrer Männer zu schützen. Diese klägliche und bemitleidenswerthe Stellung des Weibes brachte die traurigsten Folgen. Sklavischer, feiler Sinn, Untreue bis zur schamlosesten Lasterhaftigkeit, beschimpfte und entehrte das weibliche Geschlecht. Von Mutterliebe und Familienleben in christlichem Geiste wußte das Heidenthum nichts; denn die Kinder ge-

hörten dem Staate, nicht der Mutter, und das Weib dem Manne, so lange es ihm gefiel[1]).

Gegenwärtig schaute nun Alexander Frauengestalten, deren würdevolle Erscheinung und züchtiger Ernst Sklavensinn und treulose Ueppigkeit ausschlossen. Sie trugen offenbar ein Selbstbewußtsein in sich, das sie weit höher stellte, als nur dienende Mägde und Werkzeuge der Männer zu sein. Sie erschienen dem Griechen wie Wesen und Gebilde einer fast übernatürlichen Ordnung, und hierin täuschte er sich nicht; denn Christus und seine himmlische Lehre befreiten das Weib aus der Sklaverei und erhoben es zu gleicher Würde mit dem Manne. Ebenso wurde die Stellung, welche die jungfräuliche Mutter Maria in der Erlösungsgeschichte einnimmt, von außerordentlicher Bedeutung für das weibliche Geschlecht. Sobald Marias Tugenden Vorbilder wurden für alle Frauen, mußte die Hoheit weiblichen Seelenadels die entwürdigenden Bande lösen, in denen das heidnische Weib schmachtete. Und deßhalb verdankt das schwächere Geschlecht seine Erlösung aus drückender Knechtschaft und seine Erhebung zur Frauenwürde lediglich dem Christenthum.

---

1) Cantu, B. IV, S. 126.

Die Ueberraschungen des Griechen hatten ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Männer und Frauen waren der Reihe nach mit ihren Kleinen zum Taufbecken herangetreten. Jetzt nahte ein aufblühendes Mädchen, dessen Gestalt bisher einige Männer dem Anblicke Alexanders entzogen hatten. Sie trug nicht die Palla der Frauen, sondern eine blaue Tunica mit langen Aermeln und darüber eine rosaweiße Stola. Letztere war ein ärmelloses Gewand, an beiden Seiten aufgeschlitzt und über den Schultern mit Spangen befestigt. Den Saum der Tunica und deren Aermel um die Handgelenke zierten Stickereien, ebenso den Saum der Stola. Eine Fülle tief schwarzer Haare war bescheiden von der Stirne zurück gekämmt und lag schwer am Hinterhaupte in einem seidenen Netze, wie es Kinder zu tragen pflegten, ein Umstand, welcher bewies, daß sie in der Familie noch als Kind betrachtet wurde. Ihr Angesicht war von überraschender Schönheit und die Körperformen vom zierlichsten Ebenmaß. Ihre Wangen glühten, als der Diakon nach dem Namen frug, und der sanfte Klang ihrer Stimme harmonirte mit der Feinheit der ganzen Gestalt.

Auf Alexander, mit jenem den Griechen eigen-

thümlichen Schönheitssinn begabt, mußte diese Erscheinung den lebhaftesten Eindruck hervorbringen. Als gebildeter Grieche besaß er zugleich bedeutende Kenntnisse auf dem Gebiete der plastischen Kunst, und die berühmten Gebilde seiner Heimath förderten durch Anschauung das gewonnene Wissen und schärften sein natürliches Feingefühl. Alle Linien und Formen regelrechter Schönheiten waren ihm geläufig. Nun gestand er sich, daß ihm niemals ein menschliches Wesen begegnet sei, dessen Leiblichkeit ein so vollendeter Ausdruck idealer Schönheit war. Alexander zweifelte keinen Augenblick, daß selbst die verkörperten Ideale der größten Meister Griechenlands vor diesem christlichen Mädchen zurückstehen mußten. Ueberrascht im höchsten Grade, betrachtete er die anmuthige Erscheinung, und als sie an ihren früheren Ort zurücktrat, waren Alexanders Sinne für alles Uebrige verschlossen. Wohl vernahm er die Stimme des Bischofes Anthimus, der in kurzer Homilie die Versammelten belehrte und zur Tugend mahnte, aber den Inhalt der Worte faßte er nicht. An die innere Wand des Portikus zurücktretend, blickte er sinnend nieder, fremde Regungen belauschend, die plötzlich in seine Seele eingezogen.

Der Bischof hatte das Peristyl verlassen und mit ihm die Christen.

Gorgonius trat eilig heran.

„Marcellin hat uns eine wichtige Mittheilung zu machen,“ sprach er. „Darf ich Deine Geduld in Anspruch nehmen, mein Alexander, und Dich bitten, einige Minuten zu warten?“

Der Angeredete nickte bejahend. Kaum hatte er die Worte des Kämmerers verstanden, der mit Anthimus und einigen Männern in einem Zimmer neben dem Tablinum verschwand.

Der Grieche ließ sich auf einer Bank nieder, keineswegs gesonnen, willenlos einer wirbelnden Strömung zu folgen, die alle Geisteskräfte fortzureißen drohte. Als würdiger Jünger der aristotelischen Schule, welche Gleichmuth in jeder Lebenslage vorschreibt, bemühte er sich, die Macht der Eindrücke zu bekämpfen. Sein philosophischer Stolz bäumte sich auf gegen vermeintliche Schwächen, und er sträubte sich mit aller Kraft, einer fremden Gewalt über sich ein Zugeständniß zu machen. Allein der Philosoph wußte nicht, daß kein Mensch unbeschränkter Herr seiner Empfindungen ist, und daß er übernatürlicher Hilfe bedarf, um das Seelenleben in geregelten Bah-

nen zu erhalten. Ernst war der Kampf und so heftig, daß eine bedenkliche Blässe sein Angesicht bedeckte.

Tiefe Stille herrschte im Peristyl. Wie aus weiter Ferne klangen zuweilen die Stimmen der versammelten Männer. Dann rauschte ein Vorhang. Das Mädchen, dessen Erscheinung den Griechen in so heißen Streit mit sich selbst gebracht, glitt geräuschlos durch das Tablinum nach dem Peristyl, ohne von dem Kämpfenden bemerkt zu werden. Es nahte geschäftig den Blumen und gewahrte jetzt den bleichen Fremden. Ein Gefühl inniger Theilnahme für den vermeintlichen Kranken malte sich in den feinen Zügen. Sie blieb unentschlossen stehen, die glänzenden Augen auf ihn gerichtet. Dann faßte sie Muth und trat heran.

„Sei gegrüßt, mein Herr! Ist Dir unwohl?“ frug eine sanfte Stimme.

Alexander hob das Haupt. Sie stand vor ihm, wie ein hilfebereites schüchternes Kind. Eine jähe Röthe schoß in sein Gesicht, und er wappnete sich mit dem ganzen Aufgebot männlichen Stolzes, ruhigen Ernst zu bewahren.

„Ich danke Dir, Mädchen! Mir ist nicht unwohl. Gorgonius hieß mich, hier warten."

Die kurze Art des Fremden und der abweisende Ton seiner Stimme scheuchten sie hinweg.

„Verzeihe meinen Irrthum," sprach sie, knixte vor ihm und wollte sich entfernen.

Er bewunderte die Holdseligkeit des hochgewachsenen Kindes und versuchte, die glänzende Erscheinung festzuhalten.

„Vielleicht sähe es Dein Vater nicht ungern, wenn Du mich Deiner Unterhaltung würdigen wolltest bis er kommt."

„Gorgonius ist mein Ziehvater und meine Unterhaltungsgabe noch gar nicht erprobt," erwiederte sie. „Ich bin Albina, die Tochter des Elymas, der nicht weit vom Meere wohnt."

„Du bist doch eine Freie?"

Sie nickte bejahend mit dem Haupte und sah ihn mit ihren Kinderaugen forschend an, als frage sie: „Wer bist denn Du?"

„Ich bin Alexander aus Athen, des Prinzen Constantin Freund."

„Deine Freundschaft ehrt Dich, Alexander, —

nicht deßhalb, weil Constantin der Sohn des Kaisers Constantius Chlorus, sondern weil er gut und edelsinnig ist. Wir beten täglich, Gott möge den Prinzen auf den Weg des Heiles führen."

„Was verstehst Du unter dem Wege des Heiles, Albina?"

Sie blickte ihn verwundert an.

„Bist Du etwa kein Christ?"

„Nein, Albina!"

Er las eine fast schmerzliche Enttäuschung in ihrem Antlitz, und diese Theilnahme freute ihn sehr.

„Aber ich achte das Christenthum," fuhr er fort. „Wenn Du für mich bitten wolltest bei Deinem Gott, so dürfte auch mir der Weg des Heiles sich öffnen."

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sprach sie in liebenswürdigem Ernst. „Wer Gott sucht mit reinem Herzen, der findet ihn."

Ueberaus rührend erschien ihm der ernsthafte Ausdruck ihres kindlichen Angesichtes, indem sie diese Worte sprach.

„Sind Dir alle Lehren des Christenthums geläufig, Albina?"

„Gewiß! Wenn man elf Jahre und einen Monat zählt, wäre Unwissenheit in den Hauptlehren des Heiles unverzeihlich."

„Möchtest Du in einigen Punkten meine Lehrerin sein?"

Sie nickte bejahend.

„Setzen wir uns auf diese Bank, Albina!"

Sie ließ sich unbefangen neben ihm nieder, und ihre strahlenden Augen ruhten forschend auf dem Phisophen.

„Was hat vorhin Bischof Anthimus mit den Säuglingen gethan?"

„Er gab ihnen das heilige Sakrament der Taufe," antwortete sie. „Dies sollte eigentlich in der Kirche geschehen, weil aber dieselbe vom Meere zu weit entfernt liegt, wo die meisten Kindlein gefunden werden und manche auf dem Wege zur Kirche sterben würden, darum geschieht hier die heilige Taufe der Findlinge."

Er wurde offenbar durch diese Antwort nicht klüger; denn er kannte weder den Begriff eines Sakramentes, noch der Taufe. Er mochte sich der groben Unwissenheit schämen und sah verlegen nieder.

Sie las auf seinem Gesichte und lächelte fast schelmisch.

„Meine Antwort ist recht ungeschickt gewesen," sagte sie. „Zuerst muß ich erklären, was ein Sakrament, und dann, was die Taufe ist. Nicht so, Alexander?"

„Ja, Albina!" antwortete der Philosoph, im Geheimen Scharfblick und Zartsinn der kindlichen Lehrerin bewundernd.

„Ein Sakrament," sprach sie geläufig, wie etwa eine Schülerin, die ihre Aufgabe hersagt, „ist ein sichtbares Merkmal, mit dem unser Herr Jesus Christus unsichtbare Gnade und innere Heiligung verbunden hat. Mithin gehören zu einem Sakrament drei Stücke, nämlich: das sichtbare Merkmal oder Zeichen, — die unsichtbare Gnade, — und die Einsetzung durch den Herrn Jesus. Bei der Taufe ist das Wasser das sichtbare Merkmal; denn Wasser kann man ja sehen. Die unsichtbare Gnade aber, welche die heilige Taufe ertheilt, ist die Wiedergeburt des Menschen, dessen Sündenvergebung und Aufnahme in die Gemeinschaft der Heiligen."

Er schaute sie an, die so klug und weise, im Gewande holder Unschuld und kindlichen Liebreizes vor

ihm saß, und wieder schlich es, wie Verlegenheit, durch seine Züge.

„Was ist Gnade, — was Wiedergeburt?“ frug er kleinlaut.

„Gnade ist jeder Beistand Gottes,“ antwortete sie. „Heiligmachende Gnade ist eine unverdiente übernatürliche Gabe, unserer Seele geschenkt durch den heiligen Geist, wodurch wir aus Sündern Gerechte, Kinder Gottes und Erben des Himmels werden.“

Er blickte nachdenkend nieder. Offenbar begriff er den Sinn einer Rede nicht, welche klang, wie die Sprache einer ihm völlig fremden Welt.

„Albina, — ich verstehe es nicht! Meine Unwissenheit ist grenzenlos,“ bekannte er.

„Soll ich ganz von vorne anfangen?“ frug sie theilnehmend.

„Ja, — ganz von vorne! Denke, ich sei ein Knäblein von vier Jahren, und Du seiest dessen Lehrmeisterin.“

Sie lächelte vergnügt und griff bereitwillig in das Schatzkästlein ihrer Kenntnisse. Sie erzählte ihm die Schöpfungsgeschichte, Prüfung und Sündenfall der ersten Menschen, sowie die Folgen dieses Falles. Dann gab sie in kurzen Umrissen die Ge-

schichte von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, von dessen Erlösungswerk und Kreuzestod.

Er folgte mit gespannter Aufmerksamkeit und sah verwundert in die neuen Gebiete, die sich vor ihm aufthaten.

„Weil nun," fuhr sie fort, „jeder Mensch von Adam abstammt, darum werden alle Menschen mit der Erbsünde und mit Neigungen zum Bösen geboren."

„Das ist erstaunlich!" unterbrach sie der Philosoph. „In der That, die Lösung eines räthselhaften Geheimnisses, über dem vergebens die tiefsten Denker des Alterthums grübelnd saßen. Die Neigung zum Bösen, der treibende Keim zu verwerflichen Leidenschaften, liegt in jeder Menschenbrust. Woher diese traurige Erscheinung? Nun, — alle Menschen stammen ab von einem Vater, dessen Herz verderbt wurde durch die Sünde, — auf dessen Geschlecht der Fluch eines heiligen, strafenden Gottes ruht. Sehr natürlich, — die Früchte eines Baumes müssen herbe und wild sein, dessen Stamm und Wurzeln herbe und wild sind."

„Unser Herr Jesus aber ist der göttliche Gärtner," ergänzte sie das Bild, „dessen Hand auf den

Baum edle Reise pfropft, — er ist der Stammvater des erlösten Menschengeschlechtes. Darum lehrt die Kirche, daß wir durch die heilige Taufe wiedergeboren werden in Christus, — daß wir geistig umgeschaffen, gereinigt, geheiligt, Kinder Gottes und Erben des Himmels werden."

„Sehr schön, Albina! Ueberaus anziehend und tröstlich! Nun begreife ich den Eifer der Christen, ausgesetzte Kinder zu suchen und selbe zu taufen. Ohne Frage, — ein edles Werk der Menschenliebe und Barmherzigkeit."

„Auch auf dem Sklavenmarkt kaufen wir Kinder von heidnischen Eltern und taufen sie."

„Und was geschieht mit den getauften Kindern?" frug er.

„Sie werden von christlichen Familien aufgenommen und erzogen."

„Natürlich im Stande der Knechtschaft?"

„Doch nicht, Alexander! Im Christenthum gibt es keine Sklaven, sondern nur Freie; denn alle Menschen sind Kinder desselben Vaters im Himmel, darum sind alle Menschen untereinander Brüder und Schwestern."

Diese Erklärung erweckte des Philosophen höchste Verwunderung.

„Eine überaus folgenschwere Lehre!“ rief er. „Dieser Lehrsatz enthält ja die Verbrüderung aller Nationen der Erde. Die Schranken engherziger Nationalitäten stürzen zusammen, — die herkömmliche Anschauung von der berechtigten Unterjochung des Schwachen durch den Starken wird zum Verbrechen, — jede Sklaverei zum Frevel. In der That, das Christenthum trägt in sich die Macht einer umgestaltenden Weltreligion.“

„So ist es, Alexander!“ sprach sie kopfnickend. „Nicht blos zu den Griechen, Römern und Juden hat der Herr Jesus seine Apostel geschickt, sondern zu allen Völkern der Erde. „Gehet in alle Welt, und lehret alle Völker,“ hat er gesagt. Und darum ist unsere heilige Kirche nicht griechisch, römisch oder jüdisch, sondern katholisch, das heißt allgemein, weil sie bestimmt ist, aller Nationen Mutter und Lehrerin zu sein. Weil aber, wie der fromme Bischof Anthimus sagt, das Reich der Finsterniß sich sträubt wider das Reich des Lichtes, darum hält es so schwer, aus allen Menschen Kinder Gottes zu machen.“

Gorgonius trat heran, sichtlich von einer trüben Stimmung beherrscht.

„Vergebung, Alexander, wegen meines langen Ausbleibens! Marcellin hatte Dinge von erschütternder Bedeutung zu berichten."

„Meiner Verzeihung bedarf es nicht, Gorgonius!" erwiederte Constantins Freund. „Im Gegentheil, — ich schulde Deinem Zögern Dank, weil mir hiedurch Gelegenheit wurde, Albinas kostbaren Unterricht zu genießen."

Der Kämmerer blickte fragend auf seine Ziehtochter.

„Alexander ist lernbegierig in christlichen Dingen," sagte sie.

„Du würdest mich verbinden, wolltest Du nicht aufhören, meine Lehrerin zu sein," sprach der Jüngling im Tone der Bitte.

„Ich will es mit meines Vaters Erlaubniß, so oft Du kommst," antwortete sie.

„Dem würdigen Freunde des edlen Constantin öffnet sich jederzeit mein Haus," sprach Gorgonius.

„Dank für Deine Güte und Theilnahme," sprach der Grieche mit einer leichten Verbeugung gegen Albina.

Sie knixte und verschwand.

„Meine Botschaft ist von trauriger Art,“ begann Alexander. „Wie Constantin erfuhr, sinnen einflußreiche Männer Unheil gegen die Christen. Auf eine allgemeine blutige Verfolgung sei es abgesehen. Der Prinz läßt Dich grüßen und bitten, Du möchtest Deinen ganzen Einfluß beim Kaiser einsetzen zur Abwehr der beabsichtigten Ruchlosigkeit.“

Gorgonius erschien keineswegs überrascht.

„Des Prinzen gütige Mittheilung stimmt zusammen mit Marcellins Wahrnehmungen,“ sagte er. „Auf dem Forum schmähten heute die Bürger wider die Christen. Die alten Lügen und häßlichen Verläumdungen wurden gegen uns geschleudert, und die Bosheit mit der Dummheit verbunden schüren schlummernden Haß. Nach langer Ruhe, scheint abermals ein heftiger Sturm zur Sichtung und Läuterung der Kirche nothwendig.“

„Zur Sichtung und Läuterung?“ frug der Grieche.

„So ist es, Alexander! Viel Spreu hat sich mit dem Waizen vermischt,“ sprach niedergedrückt der Kämmerer. „Nicht um des Himmelreiches willen, sondern aus Eigennutz und anderen niederen Beweggründen traten Viele in die Kirche ein, welche des

Christennamens unwürdig sind. Ein Sturm wird die faulen Glieder abschütteln."

„Und die gesunden Glieder morden," versetzte Alexander.

Der Kämmerer nickte beistimmend, seine Züge wurden noch ernster, aber sein Wesen bewahrte eine unerschütterliche Ruhe.

„Die Menschennatur sträubt sich gegen Tod und grausige Qualen," sprach er. „Auch mir wird es nicht leicht, das Leben hinzugeben. Kein Verdienst läge im Martyrium, forderte dasselbe kein Opfer. Nirgends ist ja ein Sieg, wo kein Kampf vorausgegangen, und kein Lohn, wo er nicht verdient wurde."

„Demnach wärest Du bereit, in den Tod zu gehen für Deinen Glauben?"

„Im Reiche Gottes gibt es keinen Tod, mein Freund!" antwortete lächelnd der Heilige. „Für Christus sterben, heißt, zum Leben eingehen. Schwere Prüfungen gereichen der streitenden Kirche zum Heile. Wer das Christenthum bedrängt, arbeitet an dessen Vertiefung und Verbreitung."

„Dennoch solltest Du zur Rechtfertigung der schuldlos Angeklagten und zur Widerlegung nichts=

würdiger Verläumdungen beim Kaiser thätig sein," sagte der Jüngling.

„In diesem Sinne wird es an meinem geringen Vermögen nicht mangeln, mein Alexander! Grüße Constantin und sage meinen Dank für seine liebevolle Theilnahme."

Der Philosoph bewunderte die Ruhe und Ergebung des Christen. Er sah den Tod in schauerlichen Formen aus dem Abgrunde rasenden Hasses emporsteigen, und der Friede seiner Seele blieb ungestört.

Sie schritten über das Peristyl nach dem Tablinum. Alexander spähte durch die Räume nach Albina. Die Herrliche ließ sich nirgends sehen.

„Vertrauen wir der Gerechtigkeit des Kaisers," sprach er.

„Unser Vertrauen ist Gott, der niemals Treue bricht," erwiederte Gorgonius. „Als Waffengenosse des Prinzen und tapferer Soldat weißt Du, mein Alexander, daß für jeden Krieger ehrenvoll ist, im Streite wider den Feind zu fallen. Wenn Christen fallen unter dem Banner des Kreuzes, so bringt dies nicht allein Ehre, sondern unvergänglichen Ruhm und ewige Seligkeit."

Er geleitete den Besuch bis zum Vestibul, wo er mit warmem Händedruck von ihm schied.

Merkmale künftiger Größe.

Alexander eilte nach dem kaiserlichen Palast. Dort fand er seinen Freund in Gesellschaft des Geschichtschreibers Tacitus, mit Aufmerksamkeit dessen Bericht über den kaiserlichen Hof und die Dinge im römischen Weltreiche folgend. Constantins Vorleser hatte nämlich die Annalen des Tacitus vor sich auf den Knieen liegen und las nach tironischen Noten. Tiro, ein Freigelassener des Cicero, hatte bedeutende Schriftabkürzungen erfunden, diese nannte man tironische Noten. Den Abgang der Buchdruckerkunst ersetzten griechische Copisten, welche rasch die Originale vervielfältigten. Der Buchhandel hatte bereits solchen Aufschwung erlangt, daß Ovid, Properz und Martial sagen konnten, ihre Schriften seien im gan-

zen Reiche verbreitet [1]). — So war es noch vor zweihundert Jahren. Gegenwärtig aber hatten Genußsucht und sittliche Verwilderung alle geistige Strebsamkeit getödtet. Unbenützt trauerten die Bibliotheken als Schaustücke in Palästen und Villen, Dichter und Künstler gediehen nicht in der kranken Atmosphäre, jede Entwickelung war erstarrt. Sollten die Künste einen Palast schmücken, dann lieh die Gegenwart bei der Vergangenheit, und nicht einmal die Nachahmung gelang. Ebenso kläglich war es bestellt im Reiche der Wissenschaften. Geschwätzige, geistlose Philosophen beschimpften den Namen, den sie trugen, und vielleicht waren Constantin und Alexander damals die einzigen heidnischen Verehrer und Bewunderer des großen Aristoteles.

Beim Eintritte Alexanders hielt der Vorleser inne, und über Constantins Angesicht glitt eine Bewegung des Zornes. Offenbar weckte der Anblick des Freundes Empfindungen, die mit irgend einer ruchlosen That oder Absicht in Verbindung standen. An Selbstbeherrschung gewöhnt, drückte der Prinz die Erregung nieder, grüßte freundlich den Jüngling und ein Wink seiner Hand entließ den Vorleser.

1) Guhl u. Koner, S. 680.

„Du kommst von Gorgonius?"

„Ja! Der Mann grüßt und dankt für Deine liebevolle Theilnahme."

„Wie nahm er die Botschaft auf?"

„Wie ein Held, der zu sterben weiß für seine Ueberzeugung."

„Die Art des richtigen Christen! Wer die katholische Kirche verfolgt, der kennt sie nicht; denn gestärkt, geläutert und siegreich ging sie aus den schwersten Kämpfen hervor, — die Geschichte beweist dies. Die Kirche hassen, heißt: in schlummernde Ruhe sie einwiegen, ihr Gold und Ehren in den Schooß schütten, ihr jeden Anlaß zum Kampfe entziehen. Die Kirche lieben, heißt: sie hart bedrängen, sie knechten und blutig verfolgen. Wer dies nicht gelernt aus den Blättern der Geschichte, verdient nicht den Namen eines Staatsmannes."

„Aehnlich hat Gorgonius gesprochen," entgegnete der Jüngling und seine Züge wurden erregt, seine Augen glänzten ungewöhnlich. „Ich glaube das Unglaubliche, seit ich Unglaubliches gesehen, nie Geahntes wahrgenommen, Wunderbares empfunden habe."

„Wovon sprichst Du?" frug mit forschenden Blicken der Prinz. „Dein Gesicht, lieber Alexander,

ist wie ein Spiegel über gährender Tiefe. Was ist Dir begegnet?"

„Unaussprechliches!" antwortete er mit steigender Seelenbewegung. „Was ich im Hause des Christen gesehen, gefühlt und gehört, hat mein Auge geblendet, mein Herz mit süßer Schwärmerei, meinen Verstand mit Staunen erfüllt. — Ich kam gerade zu einer religiösen Feier, zur Taufe verlorener, durch Christenhände geretteter Kinder. Im Peristyl stand der Bischof im weißen Gewand, betend, heilspendend, in Haltung und Würde ein vollendeter Priester des Gottes der Barmherzigkeit. Um ihn her steht eine Christenschaar, Männer und Frauen, — alle stehen im Glanze einer höheren Welt, wie Auserwählte einer überirdischen Macht, deren Geist sie durchdringt, sie hocherhebt über das Gewöhnliche. Welche Frauengestalten! Ich sage Dir, Constantin, neben die keusche Weiblichkeit und sanfte Hoheit jener christlichen Frauen gestellt, finde ich die ganze Frauenwelt des Heidenthums niedrig und gemein. Beim Allerhöchsten, — göttlich muß eine Lehre sein, die aus Menschen solche Wesen schafft!"

„Ah, — der Christenverächter wurde plötzlich bekehrt!" sprach lächelnd der Prinz. „Für Dein schnell

fassendes Griechenauge bedurfte es nur einer passenden Gelegenheit, der Dinge Inhalt zu ergründen. Begreifst Du jetzt meinen Zorn über Marks bubenhaften, grausamen Anschlag?"

„Höre weiter, Constantin!" fuhr der Jüngling mit glühenden Wangen fort. „Dann sah ich ein Wesen, halb Kind, halb aufblühende Jungfrau, dessen Erscheinung mir die Sinne verwirrte. Du kennst den Menschenschlag meiner Heimath, — nicht Wenige dürften dem bildenden Künstler als Ideale der Schönheit und anmuthvoller Körperformen sitzen. Du weißt auch, daß die Schulen meiner Vaterstadt Athen meinen Geschmack für das Schöne läuterten. Aber ich sage Dir, Albina, des Gorgonius Ziehtochter, stellt die höchsten Ansprüche des empfindlichsten Schönheitsrichters in Schatten. Die Grazien unserer Dichter sind häßlich neben Albina. Den Liebreiz der Unschuld, die Holdseligkeit der Milde und Sanftmuth, die Liebenswürdigkeit kindlicher Unbefangenheit hat die Schöpferhand zusammengerafft, Albinas Seele zu schmücken."

Der Prinz belächelte die Ueberschwänglichkeit des begeisterten Verehrers.

„Du malst in etwas starken Farben," sagte er scherzend.

„Und ihre Augen, — dieser Blick!" fuhr der Jüngling unbeirrt fort. „Die Einfalt der Taube, — die Anmuth des Kindes, — der Glanz der Frühlingssonne, — die Reinheit des Lichtes, — dies und noch weit mehr spiegelt Albinas Seele im Auge wieder."

„Nun ist's genug, — Du schwärmst!" unterbrach ihn der Prinz. „Den nüchternen Philosophen darf nichts berauschen. — Ich kenne Albina, — sie ist schön und verspricht, eine Jungfrau von solcher Macht zu werden, daß sie nicht allein Antonius, sondern sogar Alexander in Fesseln schlagen könnte. Ein hübsches Kind, — ich habe nichts Gleiches gesehen, — dennoch übertreibst Du."

„Uebertreiben? Umgekehrt: — meine Worte sind recht unbehilfliche Herolde zum würdigen Preisen ihrer Vorzüge."

Constantin sah nachdenkend nieder.

„Dieses Kind erweckte öfter schon meine Theilnahme," sprach er. „Täglich wird ihr schmerzliche Kränkung durch den Vater."

„Ein unnatürlicher Vater, ein herzloser Tyrann,

der solch ein Wesen kränken mag!“ rief der Jüngling entrüstet.

„Nicht mit Absicht geschieht die Kränkung,“ erklärte Constantin. „Elymas, so heißt Albinas Vater, ist Heide und ein arger Geizhals. Scheinbar lebt er in dürftigen Verhältnissen, klagt fortwährend über harte Zeiten, über bittere Noth, und reizt unablässig der Christen bekannte Mildthätigkeit zu klingenden Gaben. Bischof Anthimus besucht ihn oft, des Heiden finstern Wahn in lichte Christuslehre zu verwandeln. Elymas nimmt die Bekehrungsbesuche willig an; denn dieses Schäflein trägt ihm reiche Wolle. Albina fleht zu ihrem Gott für den heidnischen Vater, und Du magst den herben Schmerz dieses kindlich tiefen Herzens beurtheilen, das Elymas im vermeinten Verderben untergehen sieht. Darum sagte ich: — Elymas kränke sie täglich.“

Der Jüngling schritt erregt durch das Zimmer. Dann blieb er mit brennenden Wangen vor dem Prinzen stehen.

„Offen bekannt,“ rief er, „Albinas Macht ist so stark, daß sie mich zum Christenthum verführen könnte.“

Constantins vorwurfsvoller Blick brachte ihn zum Schweigen.

„Pfui, — schäme Dich solcher Schwäche!“ rief er. „Wer aus Ueberzeugung handelt, bleibt achtungswerth selbst im Irren. Wer aus Schwäche handelt gegen seine Ueberzeugung, der ist verächtlich; denn er handelt wie ein Thier, das sich von Trieben leiten läßt. Wirst Du ein Christ aus Ueberzeugung, dann beuge ich mein Haupt vor Deines Geistes Adel, der sich zu Höhen emporschwang, die mir bis jetzt unerreichbar geblieben. Wirst Du ein Christ um eines Mädchens willen gegen Deine Ueberzeugung, so betrügst Du Dich um den Namen eines ehrlichen Mannes, und dem Christenthum lieferst Du einen Heuchler.“

„Du hast Recht,“ sprach niedergebeugt der Grieche, und plötzlich erloschen die flackernden Lichter seiner Augen. „Aus Ueberzeugung kann ich ein Christ nicht werden, — daraus folgt, daß Albina, die ich unaussprechlich liebe, niemals meine Gattin sein kann. Hoffnungslos zu lieben, — wie hart!“

„Und dann, — Albina zählt ungefähr elf Jahre, — ein Kind noch!“

„Unsere Mädchen heirathen gewöhnlich schon mit zwölf Jahren."

„Albina gehört nicht zu den Unserigen. Christliche Väter geben ihre Töchter unter achtzehn Jahren nicht zur Ehe. Diese löbliche und gesunde Christensitte stimmt mit der Mahnung des Aristoteles zusammen, vor dem achtzehnten Jahre die Mädchen nicht zu verheirathen. Du kennst die wichtigen Gründe unseres Meisters für diese Mahnung [1])."

„Allenthalben grausame Hindernisse!" seufzte der Jüngling. „Nacht und Oede um mich her, und am Himmel meiner Sehnsucht das unerreichbar glänzende Gestirn — Albina!"

„Schäme Dich dieser Liebesschwärmerei!" schalt der Prinz. „Oeffne Deine Augen der furchtbar dräuenden Wirklichkeit. Betrachte das herankriechende mordsüchtige Ungethüm, erzeugt von Mark und Galerius: — die Christenverfolgung. Ich sehe es kommen das Schreckliche, — sicher, — unabweisbar, wie ein Verhängniß der Tiefe, — wie Unrath und Schmach für die Blätter der römischen Kaisergeschichte. Noch einige Monate, — und Albina wird verurtheilt,

1) Aristoteles, Politik, III, 18.

ihr schönes Haupt dem Lictorenbeile zu übergeben, oder unter Löwenkrallen zerfleischt zu werden, oder lebendig auf dem Roste zu braten."

„Himmel und Erde, — das ist nicht möglich!" rief Alexander auffahrend.

„Das ist sicher!" sprach der Prinz mit verhaltenem Zorn. „Meinst Du, die Mächte der Finsterniß dulden neidlos die Fortschritte des Lichtes? Und dicke, häßliche Verfinsterung ist dieses Heidenthum von heute. Der naive, göttlich angehauchte Geist des Alterthums ist fort, — geblieben die plumpe Materie, der schmutzige Stoff. Bis zur Anbetung der Cäsaren, bis zur Vergötterung des Purpurs gedieh der Wahn. Und wie die Götter, so deren Anbeter: — entartet, moderig, faul. Das ganze Reich ist ein stinkender Brei, in dem unfläthige Thiere lungern, lebend in scheußlicher Unsitte, in Geilheit, in Habgier, in fluchwürdiger Bosheit. Allenthalben schleicht der Neid, glüht der Haß bis zur Mordlust, — ja, die Meuchelmörder machen glänzende Geschäfte. Der Reiche praßt in Ueppigkeit, der Arme verdirbt im Elend. Im ganzen Staatswesen lebt nicht so viele Gesundheit, einer Fliege das Dasein zu fristen. Verderbniß, Sumpf, Einsturz in allen gesellschaftlichen

Verhältnissen. Und diesem todtkranken römischen Reiche soll eine Christenverfolgung auf die Beine helfen? Welche Staatsweisheit!"

Er zog sein Gewand fester um den Leib, so daß die Muskelkraft der Glieder hervorsprang, und die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen steigerte sich bis zur Heftigkeit.

„Weßhalb begraben nicht unsere Staatsmänner das Todte und gestatten dem Lebendigen das Leben?" fuhr er fort. „Rettung bringt nur das Christenthum; denn sein Wesen ist Liebe, — Geduld, — Barmherzigkeit, — Güte, — Langmuth, — Sanftmuth, — Treue, — Mäßigkeit, — Keuschheit, — Gerechtigkeit. Welch ein Reich ließe sich gründen auf solchen Fundamenten! Ein Schurke ist dieser Mark, der sich mit dem Sumpfe verbündet gegen den christlichen Felsengrund staatlicher Ordnung. Dennoch gehört dem Gotte der Christen die Weltherrschaft. Unsere Staatslenker sind Tröpfe; denn sie bekämpfen die Liebe mit Haß, die Keuschheit mit Unzucht, die Gerechtigkeit mit Todtschlag, die Barmherzigkeit mit Tyrannei, die Wahrheit mit Lüge, die Mäßigkeit mit Ueppigkeit, den Glauben mit Aberglauben, —

kurz das Christenthum mit dem Heidenthum. Folgenschwere, unheilvolle Verblendung!"

Der Grieche gewahrte mit Staunen die heftige Erregung des gewöhnlich so bedächtigen Prinzen, der wie ein Räthsel vor ihm das Zimmer mit gedehnten Schritten durchmaß.

„Constantin," begann er zögernd, „gestatte mir eine Frage! Wie kannst Du, bei solchen Anschauungen, es vor Dir selbst verantworten, nicht Christ zu werden?"

Der Gefragte blieb stehen und richtete seinen durchdringenden Blick auf den Freund.

„Du kennst den einzigen Stein unseres gemeinsamen Strauchelns," sprach er. „Ein gekreuzigter und getödteter Gott verletzt die Vernunft. Das Christenthum aber fordert den Glauben an die Gottheit Jesu. — — Indessen — die Lehren und Sittengesetze des Nazareners sind eines Gottes würdig und fähig, das Glück der Menschheit zu begründen. Täglich stehe ich bewundernd vor diesen Lehren und Sittengesetzen. Eine neue Welt, von wundersamer Art, liegt im Christenthum. Eine Welt, sag' ich, die keine Menschenvergötterung duldet, die keinen absoluten Staat kennt, sondern nur den Menschen, — und keinen

Ruhm, keine Größe, wenn sie nicht dem Menschen dienen, ihn beglücken. Wir aber kennen nicht den Menschen, sondern nur den Staat. Ein Mensch ist nichts, der Staat ist Alles. Sollten auch Millionen im Elende verschmachten, — was thut's, wenn millionenfacher Jammer nothwendig ist, des Staates Ruhm zu fördern? Kalten Blutes werden Diocletian und seine Cäsaren die edelsten, die unschuldigsten Menschen nach Tausenden hinwürgen; denn reichsfeindlich und staatsgefährlich sind die Christen."

„Ich halte sie nicht dafür," sprach der Grieche.

„Weil Du kein Staatsmann bist," versetzte mit beißendem Spott der Prinz. „Nach dem Staatskatechismus sind die Christen wirkliche Reichsfeinde; denn sie behaupten, den Kaiser göttlich zu verehren, sei Gotteslästerung. Sie behaupten ferner, den Staat zu verherrlichen auf Kosten des Menschen, das heißt, Glück und Wohlergehen der Bürger der Nation zu opfern, — sei Wahnsinn und Verbrechen. Die Christen behaupten, für den Staat etwas thun, was den Menschen nichts nütze, heiße nichts thun. Sie sagen, aus dem Vaterlande eine Gottheit zu machen, und dieser Gottheit die Bürger als Opferthiere zu schlachten, sei Frevel. Denn, sagen sie, einzige Aufgabe des Staa-

tes könne nur das Glück und Wohlergehen seiner Bürger sein. — Mithin ist das Christenthum, wie Du siehst, das gerade Widerspiel des Heidenthums. Hieraus folgt schließlich die Staatsgefährlichkeit der Christen."

„Nach meiner Ansicht folgt hieraus die Menschenfeindlichkeit unseres Staatswesens," sagte Alexander.

„Ein höchst weiser Spruch!" bestätigte der Prinz. „Wenn ich einmal Kaiser werde, sollst Du mein erster Minister sein und nach Deinem Spruche die Menschenfeindlichkeit des Staates kuriren."

Ein Kammerdiener meldete den Prinzen Maxentius. Alexander schnellte vom Sitze.

„Erlaube, daß ich mich zurückziehe," sprach er und verließ rasch das Zimmer.

Von der anderen Seite trat Maxentius ein. Wieder glitt der düstere Zug verhaltenen Zornes über Constantins Gesicht, der sich bei Alexanders Erscheinen gezeigt hatte, aber diesmal stärker und anhaltender.

„Sei gegrüßt, Vetter Constantin[1])!"

---

1) Constantins Vater hatte eine Stiefschwester des Maxentius in zweiter Ehe. Wie schon bemerkt, mußte er sein erstes Weib, die heilige Helena und Constantins Mutter, entlassen. Sie wurde

„Willkommen, Vetter Maxentius!“ erwiederte Constantin, seine Bewegung zurückdrängend. „Du kommst eben aus dem Bade, wie ich sehe; denn Du duftest, wie eine Salbenbüchse.“

„Getroffen, Vetter, — getroffen, — ich komme aus den Thermen,“ erwiederte Maxentius, auf einem Ruhebett die Glieder dehnend. „Sieh' nur her, — bin roth am ganzen Leibe, wie ein gekochter Krebs. Die Schabeisen der kaiserlichen Thermen sind allzuscharf, greifen die Haut zu stark an. Aber die Salben und Oele sind gut, — fast so gut, wie die unserigen zu Rom. — Heute machte ich die ganze Kur regelrecht durch. Dreimal verließ ich das Bad, ließ mich dreimal einölen. Dann ließ ich mir die Glieder strecken, das Wasser mit Saffran und wohlriechenden Essenzen schwängern, — dann wieder in die Fluth. Darauf ließ ich mit Schwanenflaum den ganzen Körper abreiben und schließlich mit Nardenöl salben [1].“

---

nach Trier verbannt. Nach seiner Thronbesteigung rief Constantin der Große seine Mutter aus der Verbannung zurück und umgab sie mit allen Ehren und dem vollen Glanze der Kaiserin.

1) Guhl, S. 646 f.

„Und bist wieder kräftig genug, das Vergnügen von vorn anzufangen," sagte Constantin.

„Du weißt, ich muß viele Freuden aushalten bei Männern und Frauen," erwiederte gähnend Maxentius. „Bis auf vier Mahlzeiten täglich hab' ich es nun gebracht, — aber immer noch nicht so weit, wie Corbulo, der ganz allein an einem Tage zwei seiner trefflichsten Sklaven verspeiste, das heißt, zweitausend sechshundert Sesterzien [1])."

„Mark Trebon verspeist auf einen Sitz einen Seebarben zu dreitausend Sesterzien," sagte Constantin. „Da ein so kostbarer Fisch ebensoviel werth ist, wie drei lebendige Menschen, so übertrifft Mark noch deinen Freund Corbulo [2])."

„Menschenfleisch ist hier billiger, als Fische, — ein bedeutender Fortschritt in der Cultur," rühmte Maxentius. „Will ich auf dem Sklavenmarkt zu Rom oder Mailand etwas Hübsches kaufen, dann muß ich wenigstens dreitausend Sesterzien daran wenden. Wie angenehm lebt es sich doch in einer Stadt, wo die Menschen billiger sind, als die Fische!"

---

1) Cantu, B. IV, S. 104.

2) Daselbst, S. 103 f.

„Angenehm für Jene, die speisen, aber nicht für Jene, die gespeist werden," sagte Constantin.

„Nun ja, — Sklaven sind doch nur zum Gebrauche der Freien! Das Angenehme, die Lust, die Freuden, die Genüsse gehören lediglich uns, — nicht den Sklaven," erwiederte Maxentius. „Für Sklaven ist es sogar eine Ehre, von ihren Herrn verspeist zu werden."

„Wie es eine Ehre für jeden Bürger ist, im Magen des Staates mit Hab und Gut zu verschwinden, — das heißt, vom Staate verspeist zu werden," sagte Constantin.

„Jawohl, — ganz richtig! — Was ich sagen wollte, — ja so! Also, — wie gesagt, die Salben und Oele in den Thermen Diocletians sind ausgezeichnet, — sie stärken Magen und Glieder zu neuer Thätigkeit. Heute speise ich bei Diodor, wo sogar die Saaldecke Leckerbissen regnet, — morgen bei Vibius, dessen Sklavinen entzückend tanzen; — übermorgen bei Mark, welcher das ganze Reich für seinen feinen Tisch ausbeutet. Nun, — ich kann etwas leisten! Die Frauen von Nicomedien sollen mir nicht nachsagen, daß ich ein Schwächling sei. Ich stehe

Keinem nach, — diesen guten Ruf lasse ich hier zurück."

„Was macht Bernice?" frug Constantin.

„Richtig, — Du erinnerst mich!" rief Maxentius, sich aufrichtend. „Gestern war ich bei ihr, — und wen traf ich? Deinen Griechen Alexander. Höre, Vetter, in diesem Punkte verstehe ich keinen Spaß. Ich verbitte mir das! Nebenbuhler von so höchst gefährlicher Art, weiß ich bei Seite zu schaffen."

„Keine Frage!" versetzte Constantin, der seine heftige Bewegung durch einen Gang im Zimmer zu verbergen suchte. „Die Meuchelmörder, welche Deinen vermeintlichen Nebenbuhler bei Seite schaffen sollen, sind ja bereits gedungen."

„Woher weißt Du dies?" frug Maxentius überrascht.

„Aus Deinem eigenen Munde," antwortete Constantin. „Als Du heute auf dem Forum feilen Mördern den Jüngling bezeichnetest, der unter ihren Dolchstößen sterben soll, stand ich wenige Schritte von Dir, hinter einer Säule, und hörte zu."

„Da seht den Horcher!" rief gezwungen lachend Maxentius. „Die Meuchelmörder sind hier billig zu

haben, Vetter, — sehr billig! Für dreißig Silberdenare schaffen sie Jeden aus dem Wege."

„Die Mörderzunft gedeiht im Reiche," erwiederte Constantin mit kaum bewahrter Fassung. „Meines Freundes solltest Du indessen schonen."

„Deines Freundes?" wiederholte Maxentius verwundert. „Dieser namenlose Grieche — Dein Freund? Dachte ich doch, er sei Dein Kammersklave."

„Mein Freund ist Alexander, — ein würdiger Freund!"

„Ei der Tausend, — nun reut mich fast der Auftrag! Uebrigens kannst Du solche Freunde in Menge umsonst haben. Du wirst mir nicht zumuthen, Vetter, daß ich einen Nebenbuhler ertrage, selbst wenn er Dein Freund wäre."

„Alexander ist nicht Dein Nebenbuhler."

„Er ist es! Ich fand ihn bei Bernice, und diese Frechheit soll er büßen."

„Täuschung, Vetter! Du fandest Alexander bei Bernice, weil sie ihn zu sich eingeladen. Mein Freund wollte der Einladung nicht folgen, und nur mit Widerstreben, auf mein Drängen, ging er hin."

„Gleichviel, — dort war er, — an ihrer Seite.“

„Du wirst den Auftrag an die Meuchelmörder zurücknehmen,“ sprach Constantin bestimmt.

„Und wenn ich es nicht thue?“

„Dann haftet mir Dein Leben für das Leben meines Freundes,“ antwortete strenge der Prinz.

Maxentius sah mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens auf Constantin. Die Griechen gehörten im Urtheile der Römer zu der verächtlichsten Menschenklasse. Namentlich waren es die griechischen Philosophen, deren sklavischer Sinn das griechische Element sehr in Verruf gebracht. In langen Bärten und Philosophenmänteln gingen sie einher, schmeichelten den Reichen, um ein Plätzchen an deren Tisch zu erschleichen, und verdingten sich als Versemacher, Erzieher, Kuppler und Spaßmacher. Sie nannten sich Stoiker, Akademiker, Epikuräer, und ihre ganze Weisheit bestand in unsinnigem Geschwätz über die Götter, sowie in einer seichten Tugendlehre, welche sie selbst durch alle möglichen Ausschweifungen übertraten[1]).

---

1) Cantu, B. IV, S. 100, 273.

„Bist Du bei Sinnen, Vetter?“ rief Maxentius.

„Vollkommen!“ erwiederte kalt der Prinz. „Mein Freund gehört nicht zu jener feilen Menschengattung, die verachtungswürdig ist. Alexander ist von edler Geburt, kein Philosoph von der gemeinen, lächerlichen Sorte, sondern ein Jünger des großen Aristoteles. Ehrenhaft ist seine Gesinnung, bieder und gerade sein Charakter, rein sind seine Sitten, reich sein Wissen, erhaben sein Streben.“

„Das Letztere bestreite ich gar nicht; denn er krabbelte bis zu Bernices Seite empor, — gewiß ein erhabener Standpunkt für ein so hübsches griechisches Kerlchen,“ rief lachend Maxentius.

„Von Alexanders Standpunkt betrachtet, ist ein Platz an Bernices Seite nicht Höhe, sondern Tiefe,“ sprach Constantin. „Du wirst ihn niemals wieder an einem Orte finden, der ihm verhaßt und ekelerregend ist.“

„So — so! Nun, dies ändert den Handel,“ sagte Maxentius. „Ich werde meinen Mordbefehl zurücknehmen.“

„Säume nicht, — thue sofort, was geschehen muß,“ drängte der Prinz. „Wer nicht einsteht für

seinen Freund mit Leib und Leben, ist wahrer Freundschaft unwerth."

„Und mich gelüstet durchaus nicht, des stillen Constantin tödtliche Rache zu verdienen. Lebe wohl und speise reichlich."

Der Wüstling schnitt eine Grimasse und ging.

Dämonisch.

Die Umtriebe Marks hatten erwünschte Erfolge. In Nicomedien kam der schlummernde Haß gegen die Christen in treibende Gährung. Je tiefer ein Volk gesunken ist, desto leichter läßt es sich zu Gewaltthaten hinreißen, vorab gegen die Edelsten und Besten im Staate.

Von Anbeginn betrachtete die gräulichste Sittenlosigkeit mit verhaltener Wuth den reinen Wandel der Anhänger Jesu. Die leuchtenden Tugenden der Christen bildeten für die entarteten Heiden stete Anklagen und Verdammungsurtheile ihrer Lebensweise. Im Laufe der Kaisergeschichte schwollen diese Gefühle des Hasses so stark an, daß zuweilen die Christenvertilgung vom Volke ungestüm gefordert wurde. Nicht ein einziger Kaiser besaß den Muth, dieses un-

gerechte Begehren entrüstet abzuweisen. Immer mußten die Anbeter Jesu bluten und sterben. Und niemals gaben ihre Feinde die wirklichen Ursachen des Hasses an. Die richtig begründete Anklage hätte lauten müssen: „Tod den Christen; denn ihr Wandel erregt unseren Neid, ihre Tugenden verdammen unsere Laster, ihr Lichtreich bedroht unser Reich der Finsterniß!“

Die Heiden aber sagten: „Tod den Christen; denn sie sind staatsgefährlich, reichsfeindlich, schlechte Bürger, Feinde der Götter und des Kaisers!“

Man sieht, im Leben der Kirche wiederholt sich stets das Leben Jesu, ihres göttlichen Stifters. Wohlthuend und segenspendend wandelte der Weltheiland durch die Lande. Nicht eines einzigen Vergehens konnten ihn seine Feinde überweisen. Aber gerade darin lag sein Verbrechen. Die Heiligkeit seines Lebens und die Wahrheit seiner Lehren erweckten Haß und Neid der Verkommenen. Und auch hier lautete nicht die Anklage: „Jesus Christus muß sterben, weil er heilig und seine Lehre göttlich ist!“ Die Christusfeinde sagten vielmehr: „Sterben muß er; denn er wiegelt das Volk auf und ist ein Feind des Kaisers.“

Diese nichtswürdige Heuchelei und Verruchtheit wiederholt sich durch alle Zeiten, bis in die Gegenwart herein.

Wohlthuend und segenspendend wandelt die katholische Kirche durch die Jahrhunderte. Sie ist die Mutter der Menschenwürde, der Freiheit, der Cultur. Sie hat die Macht heidnischer Despoten gebrochen, die Ketten der Sklaverei gesprengt, und sie bekämpft ohne Unterlaß jegliche Tyrannei. Sie erzieht Gerechte, bildet Helden der Tugenden und Heilige. Als Trägerin göttlicher Offenbarungen streitet sie wider die Lüge, sie ist eine Säule der Wahrheit, ein unfehlbarer Leitstern bei den zahllosen Klippen menschlicher Irrfahrten. Sie macht keine Zugeständnisse an die Lüge, an das Laster, an den Dünkel, auch nicht an die Menschenvergötterung, deren Träger allmächtige Herrscher sind. Und eben deßhalb wird sie allzeit gehaßt und verfolgt von den Gewalten der Tiefe. Reichsfeindlich ist sie und staatsgefährlich, sobald Reichen und Staaten gelüstet, in das überwundene Heidenthum zurückzukehren.

Schon zeigten sich Vorboten des herannahenden Sturmes in den Straßen von Nicomedien. Die Christen wurden öffentlich verhöhnt und beschimpft.

Spottgedichte liefen wider sie um, und an den Straßenecken waren häßliche Bilder zur Verläumdung des christlichen Cultus angeklebt.

Cäsar Galerius und Mark Trebon trugen Sorge, daß Diocletian von allen Vorgängen Kenntniß erhielt. Bereits schüttelte der Oberkaiser bedenklich das Haupt über die wachsende Gährung und den Durst des Volkes nach Christenblut.

Mark und Galerius saßen berathend in einem Zimmer des Palastes.

„Mein Schwiegervater wird unruhig," berichtete der Cäsar. „Unerträglich ist ihm der Vorwurf des Volkes, er begünstige die Feinde der Götter zum Schaden der Staatsreligion und des Reiches. Wie ein vergifteter Pfeil steckt ihm diese Anklage im Fleische."

„Viel gewonnen!" versetzte befriedigt der Kahlköpfige. „Die Unruhe eines allmächtigen Kaisers bedeutet im Staate nicht weniger, als ein Erdbeben in der Natur. Und dieses kaiserliche Erdbeben wird nächstens die christlichen Tempel zusammenwerfen."

„Sehr wenig, Mark! Tempel lassen sich wieder aufbauen. Nein, — Tod allen Christen bis zum letzten."

„Langsam, Cäsar, — langsam und mit kluger Berechnung!“ sagte Mark. „Nach großen Zielen geht man mit kleinen Schritten.“

„Auch hat mein Schwiegervater seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Du, sein vertrauter Rathgeber, ihm noch kein Wort von der höchst bedenklichen Stimmung des Volkes gesagt. Ich erwiederte: — Mark ist eben auch ein Christ!“

„Dies war gut, — sehr gut!“ rief der Kahle, indem ein verschmitztes Lächeln sein hartes Gesicht belebte. „Der Rath wider meine Freunde wiegt um so schwerer. Heute noch geschieht Bedeutendes,“ — er strich den Schnurrbart und verlor sich in Gedanken.

„Was gedenkst Du zu thun?“ frug Galerius nach einer Pause.

„In zwei Stunden habe ich Vortrag beim Kaiser über Staatsangelegenheiten,“ antwortete Mark. „Von der christenfeindlichen Strömung rede ich kein Wort. Der Kaiser wird selbst die Sache zur Sprache bringen. Dann hülle ich mein Wesen in Trauergewänder, — scheine betroffen, — verwirrt, — schmerzlich erregt, — erschrocken. Der Kaiser würde kein so scharfsichtiger Mann sein, müßte er nicht diese Zeichen

der Verwirrung in der Freundschaft zu meinen Glaubensgenossen und in meiner Ueberzeugung von ihrer Schuld finden. Scheinbar die Christen vertheidigend, drücke ich nur tiefer den Stachel des Argwohns in sein Herz. Nebenbei berühre ich schwere Bedenklichkeiten wegen der Gährung im Volke. — Finde ich den Kaiser unschlüssig, unserem Plane dienstbar zu werden, — dann lasse ich mir das Geständniß erpressen, die Versammlung des großen Staatsrathes sei nothwendig, eine so bedeutsame und gefährliche Erscheinung zu erwägen. Die Anschauungen des Staatsrathes kennst Du, und der Kaiser wird dessen Beschlüsse ohne Zweifel vollziehen. Kurz, — in wenigen Tagen ergeht ein Edikt, sämmtliche Kirchen der Christen im ganzen Reiche niederzureißen."

„Sehr gut, Mark! Und dann?"

„Dann drängen die Verhältnisse, — die klug angelegten Hebel, — die lauten Forderungen der Massen zur Erneuerung der alten Gesetze wider die Christen. Der Kaiser kann und darf nicht widerstehen. Fortgerissen wird er von der Strömung bis zum Todesurtheil über alle Anhänger des Nazareners."

„Prächtig, — herrlich, — meisterhaft! Tod den

Christen, — die Christen den Löwen, den Flammen, dem Meere!“ rief Galerius mit funkelnden Augen. „Schwelgen sollen die Götter beim Anblicke der Vernichtung ihrer Feinde! Ich selbst werde schwelgen. Meine Ohren sollen sich ergötzen beim christlichen Todesröcheln und mein Grimm, — mein göttlich brennender Grimm, gekühlt soll er werden im Blute der Verhaßten!“

Stammte auch der Cäsar nicht vom Gotte Mars, wie er behauptete, so war doch sein teuflischer Sinn zweifellos; denn so fühlt und strebt wohl kein Mensch.

Auch dem Staatsmanne Mark Trebon loderte die Hölle in den Augen, während er mit satanischem Lächeln dem Cäsaren in das verzerrte Gesicht blickte.

Da klang es wie leises Wimmern durch den Raum. Beide lauschten erstaunt. Die unheimlichen Töne kamen nicht von einem bestimmten Punkte, sie schienen von der Luft getragen, oder von körperlosen Wesen hervorgebracht, die sich durch den Raum bewegten. Zugleich erschütterte ein dumpfes Rollen den Palast, die Luft wurde schwül und drückend, wie beim Nahen eines schweren Wetters.

„Was ist das?“ frug Galerius erschrocken.

„Mir vergeht der Athem!“ erwiederte Mark.

„Dieses Stöhnen und Aechzen, — hörst Du es?“

„Ich höre es und habe die Empfindung des Unheimlichen; — höchst sonderbar!“

Ein heftiger Windstoß fuhr durch das Zimmer. Die Thüre flog weit auf. Vom Portikus, welcher draußen mit seinen prachtvollen Marmorsäulen vorüberzog, klang das Schnauben und Aechzen geplagter Bestien. Noch saßen die Beiden überrascht, des Kommenden harrend. Da stürzte des Kaisers zehnjähriger Sohn Pandion herein, und zwar in einem Zustande, der sogar einem Galerius Entsetzen einflößte. Die Tunica des Knaben war mit eckelhaftem Schmutze bedeckt, als sei er eben einem Orte des Unrathes entstiegen. Sein Gesicht war leichenblaß, die Züge gräßlich entstellt. Die weitgeöffneten Augen funkelten in geisterhafter Gluth und weiße Schaumflocken umgaben seinen Mund. Seine Stimme war unnatürlich, kreischend, wie das Organ einer finsteren Gewalt, die sich des Knaben bemächtigt hatte. Ebenso unnatürlich waren seine Bewegungen. Der Körper schien nicht dem Willen des Knaben, sondern fremder Mächte zu gehorchen, die alle Nerven und Muskeln in die äußerste Spannung versetzt hatten. Pandion

war in der Nähe des Einganges stehen geblieben, die wild rollenden Augen auf die Christenvertilger gerichtet.

Längst kannte Mark die Sage, des Kaisers Sohn habe einen Dämon. Ungewöhnlich war damals eine solche Erscheinung nicht und Leute keine Seltenheit, die man δαιμονιζομενοι oder vom Dämon Bewohnte nannte. Tertullian beruft sich sogar auf das Zeugniß solcher Besessenen. „Es werde," schreibt er, „vor eure Richterstühle Jemand gestellt, von dem bekannt ist, daß ein Dämon ihn treibe. Wenn irgend ein Christ dem Geiste befiehlt, zu sagen, wer er sei, so wird dieser die Wahrheit redend bekennen, daß er ein Dämon, gleichwie er anderswo lügt, daß er ein Gott sei. Ebenso werde auch Einer von Jenen herbeigeführt, von denen geglaubt wird, daß ein Gott sie umtreibe; wenn Solche, — denn sie erkühnen sich der Lüge nicht gegen einen Christen, — wenn Solche nicht bekennen, daß sie Dämonen sind, so vergießet auf der Stelle das Blut der Christen [1])."

Aus dieser Stelle der Apologie Tertullians ergeben sich zwei Thatsachen: — die Häufigkeit dämo-

1) Tertullian, apol. 23.

nischer Besessenheiten und die Macht der Christen über die bösen Geister.

Obwohl Mark dem religiösen Unglauben seiner Zeit huldigte, den Göttercultus als Wahn und Betrug erkannte, so fand er doch die gegenwärtige Erscheinung nicht ganz im Einklang mit dem Laufe des Natürlichen. Und als er gar zu seiner höchsten Ueberraschung fand, daß ihm der Dämon in die Karten gesehen, da wurde der Staatsmann plötzlich zum Glauben an den Teufel bekehrt.

Der Knabe starrte eine Weile die Beiden unheimlich grinsend an, und immer bewegter wurde sein Mienenspiel.

„Ihr seid uns ergötzlich!“ rief es in häßlichen Tönen und mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem Knaben. „Lasset die Götter schmausen im Blute der Christen, — schlachtet ihnen Hekatomben auf allen Altären. Nur zu, — wir sind dabei! So wie Ihr es plant, mag's gelingen. Wir helfen und treiben, wir schüren den Haß in Allen, die uns gehören. Wir lenken Diocletians Sinn nach Euren Absichten, — nur zu, — nur zu!“

„Aus dem Knaben spricht wahrhaftig ein Gott!“

sagte Mark. „Wie könnte er sonst wissen, was Niemand weiß?“

„Der Knabe weiß nichts, — wir wissen!“ rief es entgegen.

„Wer seid Ihr?“ frug Mark.

„Glieder sind wir vom Ganzen, in jedem Gliede das Ganze, und das Ganze ein Abgrund, der Alles verschlingen will und nur sich selbst verschlingen kann,“ kreischte es aus dem Knaben. „Von unserer Art bist Du, schlauer Mark! Wir leben in Dir, Du lebst in uns. Staatsmänner von Deiner Sorte sind uns Wonne. Nur zu, — die Zeit ist kurz, die Lust ist groß.“

„Und der Erfolg?“ frug Mark.

„Entspricht dem Können.“

Der Staatsmann sah bedenklich nieder; denn zweideutig lautete das Orakel.

„Wir können Alles!“ rief Galerius.

„Du bist ja ein Sohn Gottes!“ höhnte es aus dem Knaben.

„Das bin ich auch, — dieweilen Mars mein Vater!“ sprach selbstbewußt der Cäsar.

„Sei von Deines Vaters Art, — sei Krieg!

Tödte das Lebendige, — morde mit Lust, — und trinke unersättlich Blut."

„Ein prächtiger Gott, — er redet ganz nach meinem Geschmack!" rühmte Galerius.

„Nicht aber nach dem meinigen; denn er sagt nichts, das ich nicht selber wüßte," versetzte Mark. „Der Erfolg entspricht dem Können, — hm! Eine höchst simple Auskunft!"

Der Knabe lachte abschreckend. Dann nahm er täuschend Mark's Stimme an und sprach: „Mein Genius strebt höher! Wird Galerius Kaiser durch mich, — mir verbunden, ich ihm unersetzlich: — warum sollte ich nicht Cäsar werden?"

„Schweige, Dämon!" rief Mark betroffen. „Ich merke, Du bist ein Horcher. Sage, was ich nicht weiß. Zeige, daß Du wirklich ein Gott bist und das Künftige kennst. — Wird uns gelingen, was den Kaisern durch drei Jahrhunderte mißlang? Bezwingen wir den Jesus von Nazareth? Rede, — sprich!"

„Siehe nur, wie gräßlich er die Augen verdreht, — wie sein Mund schäumt!" sagte Galerius. „Deine Frage zwickt ihn."

„Das Wort thut's, — nicht die Frage!" stöhnte

es entgegen. „Sprich ein Wort nicht wieder aus, dem Alles sich beugt im Weltall.“

„Beantworte meine Frage!“ drängte Mark.

„Wir sind Dir gefällig, — höre! — Ein Denkmal sehen wir aufgerichtet, dessen Inschrift lautet: „Diocletian, der Jovische, und Maximian, der Herkulische, die Kaiser, haben vernichtet den Namen der Christen, welche den Staat umzuwälzen gedachten.“

„Wieder zweideutig!“ rief Mark unbefriedigt. „Enthält das Denkmal die Wahrheit?“

„Sind Göttersöhne Lügner?“ frug es höhnisch entgegen. „Was geizest Du nach einem Körnchen Wahrheit? Doch sonst nicht Deine schwache Seite! Im Reiche unseres Strebens gilt nur Erfolg, nicht Wahrheit. Bist Du ein Staatsmann nach unserem Geschmack, und forderst Wahrheit! Vor dem Erfolge beuge Dein Knie, nicht vor der Wahrheit.“

„Darin liegt es eben!“ rief Mark. „Wird uns Erfolg?“

„Wie versessen Du auch bist auf ein glattes Ja, — wir binden uns nicht,“ antwortete die Stimme. „Du siehst, Mark, wir sind schlechte Staatsmänner, sonst würden Ja und Nein Dir nach Belieben zu

Diensten stehen. Das Schicksal geht keine Verpflichtungen ein und wird niemals Schuldner."

„So ist es nicht gemeint," erwiederte Mark. „Ich verlange keine Gnaden, auch von dem Schicksal nicht."

„Das ist die Sprache unseres Reiches, — keine Gnade! Vertraue nur der eigenen Kraft, — baue stolz auf Dein Können, — gehorche Deiner Wissenschaft, — laß Deine Künste wirken, — und der Erfolg liegt ganz in Deinen Händen."

„Wer zu viel verspricht, verdient keinen Glauben," sagte Mark.

„Und wer zu ängstlich nach der Zukunft forscht, mißtraut der Zukunft seiner Sache," antwortete die Stimme. „Was zögerst Du? Vorwärts ohne Wanken! Ihr habt die Macht, — gebrauchet sie! Was können die Christen Euerem Machtgebote entgegenstellen? Die Verhaßten sind wehrlose Schafe, — die Hassenden Wölfe: — überwindet das Schaf den Wolf? Taubeneinfalt kleidet die Christen, — Schlangenlist waffnet Euch: — wann besiegte eine Taube die Schlange? — Und was wir wissen, was wir können, steht Euch zu Diensten, wir sind Euere Kampfgenossen. Vorwärts! Wer zagt, verliert, —

wer wagt, gewinnt. Tod den Christen, — die Christen den Löwen! Ein alter, herrlicher Schlachtgesang, — singt ihn, — übt ihn!“

„Ein schlauer Wicht, — glatt wie ein Aal!“ sagte Mark Trebon. „Warte, — ich will Dir mit gleicher Münze auszahlen! — Auch ich kenne ein Denkmal, dessen Inschrift lautet: „Die Macht der Hölle wird meine Kirche nicht überwältigen!“ Welches Denkmal enthält die Wahrheit? Das Denkmal der Kaiser, oder das Denkmal des Jesus von Nazareth?“

Bei dem Worte stieß der Besessene ein schauerliches Gebrüll aus. Seine Gesichtszüge wurden abschreckend verzerrt, der Hals schwoll plötzlich auf und die Augen traten vor die Höhlen. Dann fuhr er durch das Zimmer, wie ein Ball von unsichtbaren Händen geschleudert, und stürzte schließlich zu Boden, wo er in heftigen Zuckungen liegen blieb.

Das Getöse hatte die suchenden Diener des Prinzen herbeigelockt. Sie traten herein und machten sich um den Unglücklichen zu schaffen.

„Er ist todt, — beim Zeus, — er ist todt!“ sagte ein Sklave.

„Welcher Jammer, — des Kaisers einziger Sohn!“

rief des Prinzen Hofmeister. „Ah, — seht, er regt sich wieder! Den Göttern Dank, — er lebt! Tragt ihn fort, — nur sachte! Bringt ihn nach seinen Gemächern, — nur sachte!“ gebot er den Sklaven.

„Höre, Hofmeister!“ sprach Galerius. „Was sagen die Aerzte von dieser Krankheit?“

„Sie runzeln die Stirne und zucken die Achseln, Cäsar! Hilfe ist nicht bei den Aerzten, das merkte ich schon. Und mit dem Knaben verhält es sich gar seltsam. Jetzt ist er ganz wohl, — keine Spur von einer Krankheit. Mit einem Male kommt es über ihn, es zerrt ihn, es reißt ihn, es wirft ihn dahin und dorthin. Seine Stimme verliert die menschlichen Laute, sie klingt fremd, widerlich, zuweilen schrecklich. Sein Gesicht wird fratzenhaft, sein Mund schäumt, seine Zunge rast. Dann entreißt es ihn mit gewaltsamen Händen, es treibt ihn nach finsteren Winkeln, nach wüsten Orten. Kurz, — seltsam ist's mit dem Knaben, höchst seltsam! Man kann nicht wissen, was in dem Knaben lebt.“

„Er hat die fallende Krankheit, — das ist Alles!“ erwiederte barsch der Kahlköpfige. „Wenn aber ein gescheidter Hofmeister solchen Lärm um Nichts erhebt, was werden erst die dummen Kammersklaven für

Wunderdinge erzählen? Fort, — packe Dich, einfältiger Schwätzer!“

„Weßhalb hast Du ihn so rauh abgefertigt?“ frug Galerius. „Ich bin überzeugt, daß ein Dämon in dem Knaben wohnt.“

„Ich bin es auch, Cäsar! Würde aber das Hofgesinde an einen Kerl glauben, der uns in das Spiel sieht, es stünde bei ihm, — nämlich bei dem Kerl, uns zu schaden. Ein kluger Staatsmann betrachtet Alles vom Standpunkte des Vortheils; deßhalb wird er die Gottheit läugnen, wenn sie ihm schadet, und an den Teufel glauben, wenn er ihm nützt.“

Der Sohn des Jupiter.

Nur ein sittlich starkes Volk erträgt die Freiheit. Entsittlichte Völker hingegen gerathen unter die Zuchtruthe von Tyrannen. Diese Thatsache wiederholt die Weltgeschichte mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit.

Rom besaß eine freie Verfassung, das Volk sittliche Kraft und Selbstbewußtsein. Es hatte seinen Senat, seine Tribunen, seine Consuln, seine Censoren, es war Niemand unterworfen, als seinem Gewissen und seinen Gesetzen. Sobald aber jenes erhabene Gesetz, das Gott in jede Menschenbrust gelegt, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor einer allerhöchsten heiligen Macht, beim römischen Volke Achtung und Geltung verloren hatte, brach die freie Staatsform zusammen. Die Eroberer der Welt wur-

den die Sklaven von Tyrannen, weil sie die Sklaven ihrer eigenen Leidenschaften geworden waren.

Diese Erscheinung steht vor dem Beobachter der Weltgeschichte, wie ein natürliches Ereigniß, wie eine höhere Naturnothwendigkeit. Religiöser Unglaube ist der Vater zügelloser Sitten, und zügellose Sitten sind die Mütter gesellschaftlicher Verfaulung. Fäulniß aber ist kein haltbares Fundament für irgend eine staatliche Ordnung. Mithin brechen Staatsgebäude zusammen, weil sich das Staatsleben losgeschält vom Urquell alles Lebendigen und aller Größe, von dem heiligen Gott.

So geschah es auch beim römischen Volke. Es verläugnete das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor einem allerhöchsten heiligen Willen, es warf den Gehorsam gegen Gott ab und gerieth dafür unter die Botmäßigkeit kaiserlicher Tyrannen. Diese hielten einige Zeit das Reich äußerlich zusammen, indem sie dem Volke das Joch eines unerträglichen Militarismus auflegten. Sie geboten wie Götter, sie forderten Eigen und Leben der Unterdrückten, knechteten sogar die Gewissen.

Ein solcher Kaiser war Diocletian. Sohn des Jupiter nannte er sich. Wie schon bemerkt, wurden ihm Altäre

gebaut, es wurde ihm geopfert, bei seinem Namen der Eid geleistet, göttliche Eigenschaften in staatlichen Urkunden ihm beigelegt. In seinem Palaste zu Nicomedien umgab er sich mit märchenhafter Pracht. Seide, Gold und Edelsteine bedeckten vom Haupte bis zu den Füßen seine göttlich verehrte Person. Haustruppen bewachten alle Zugänge des Palastes, und wer durch die Menge dieser Palastoffiziere, nach einem endlosen Ceremoniell, der Majestät nahte, hatte sich anbetend niederzuwerfen [1]).

Mark Trebon, des Kaisers vertrautester Rath und allmächtiger Minister, hatte sich nach den Gemächern Diocletians begeben, allenthalben von Palastbeamten und Prätorianern unterwürfig begrüßt. Im Vorzimmer des Audienzsaales verwandelte Mark den gebieterischen Stolz seiner Züge in demüthige Unterwürfigkeit, selbst der feste Herrschertritt des Hochragenden wurde ehrfurchtsvoll zögernd. Ein Kämmerer öffnete. Mark betrat einen Saal von außerordentlicher Pracht. Wohin der Blick sich wendet, begegnet ihm die üppige, verschwenderische Ausstattung des Morgenlandes; denn die alte Einfachheit

1) Cantu, B. IV, S. 434.

römischer Sitten war längst aus den Palästen der Kaiser gewichen. Persische Teppiche bedeckten den Fußboden. Die Wandflächen waren bemalt mit Darstellungen aus der Geschichte des Göttervaters Jupiter. Die Wandgemälde enthielten mithin Scenen aus der Familiengeschichte Diocletians, des Sohnes Jupiters. Sämmtliche Möbel waren kunstvoll zusammengestellt. aus Cedernholz, Elfenbein und Gold, reich geziert mit Perlen und Edelsteinen. An der Saaldecke gab ein vielverehrter Gott Darstellungen nach heidnischem Geschmack, Bachus hielt nämlich schlüpfrige Aufzüge und Tänze von so schamloser Art, daß jedes zartsinnige Empfinden verletzt werden mußte. Auf einer schweren Basis von einigen Stufen weißen Marmors erhob sich das Solium oder der Thronsessel, ein Werk von wunderbaren Formen. Das Solium war von lauterem Golde und seine künstlerische Ausführung erinnerte abermals an Diocletians Gottheit; denn die Symbolik war genau jene, welche bei den Thronsesseln der höchsten Götter Anwendung fand. Die Rücklehne stieg gerade empor und überragte das Haupt des Sitzenden. Ueber dem Rande der Rücklehne leuchteten zu beiden Seiten zwei goldene Flammenbüschel, die aus kräftigen, reich ornirten Fackeln

hervorbrachen. Die innere Rückwand enthielt ein verschlungenes und geflügeltes Schlangenpaar, von zierlicher Ornamentik umrahmt. Die Seitenwangen des Thrones bildeten zwei sitzende Sphinxen, deren emporstehende Flügel bis zum Rande der Rücklehne emporragen. Ein Polster bedeckt den Sitz, dessen vordere Fläche abermals göttliche Symbolik ziert, nämlich der mystische Korb und die Sichel [1]).

Mark blieb etwa zehn Schritte vom Throne harrend stehen, in der Haltung eines Menschen, der sich im innersten Heiligthum befindet und das Nahen der Gottheit erwartet.

Nach langem Warten rauschten die Vorhänge einer Thüre bei Seite und Diocletian trat ein. Mark warf sich auf sein Angesicht nieder und verharrte in dieser anbetenden Lage.

Der Herrscher des römischen Weltreiches schritt in einer Haltung nach dem Throne, die majestätisch sein sollte, in Wirklichkeit aber durch plumpe Gezwungenheit die niedere Abkunft des Jovischen deutlich genug verrieth. Er war von untersetzter Gestalt, mit breiten Schultern und kahlem Haupte, das eine

---

1) Guhl u. Koner, S. 541.

Perrücke bedeckte. Die Herzlosigkeit des Heiden lag ungewöhnlich stark ausgeprägt in seinen Zügen. Gefühllos, unbarmherzig war der Ausdruck seines Blickes. An blinden Gehorsam des Lagerlebens gewöhnt, forderte Diocletian gleich blinden Gehorsam von Allen. Widerspruch gegen seine Befehle, oder Ungehorsam, brachten Tod oder Verbannung.

„Erhebe Dich, Mark!" gebot er mit einer Stimme, die rauh und hart klang. „Hast Du überlegt, wie der bedenklichen Lage des Ackerbaues mag abgeholfen werden?" fuhr er fort, das seidene, mit Edelsteinen übersäete Purpurgewand über die Knie ziehend.

„Großer, Göttlicher!" hob Mark mit einer sklavischen Verbeugung an. „Was die ewigen Götter mir an Geisteskräften und das Leben an Erfahrungen verliehen, habe ich zusammengerafft, Deinem allerhöchsten Befehl zu gehorchen. — Seit etwa hundert Jahren kam der Grundbesitz in die Hände weniger Reichen, die Klasse der freien Bauern verschwand. Ausgediente Soldaten, denen zum Lohne ihrer Tapferkeit Ländereien geschenkt wurden, verkauften das Land, weil sie schlechte Bauern waren. Und weil es immer schwieriger wurde, an kundige Bauern das Land zu verpachten, so überließen die Reichen den Acker-

bau ihren Sklaven. Viele Familien besitzen Tausende solcher Landsklaven. Seit etwa vierzig Jahren bildete sich ein neues landwirthschaftliches System. Der Sklave ward zum leibeigenen Colonen, der Familie haben und über sein erworbenes Vermögen frei verfügen durfte, gegen Bezahlung eines jährlichen Pachtes. Dies hätte aber in der Folgezeit zum Loskaufe der Sklaven führen können. Bei den wachsenden Bedürfnissen des Staates, trat sohin die Befürchtung nahe, die Reichen möchten ihre Sklaven verkaufen und die Felder der bebauenden Hände beraubt werden. Deßhalb hatte Deine erhabene Weisheit befohlen, daß der Ansiedler mit seiner Familie vom Grundbesitze nicht getrennt und nur mit diesem verkauft werden dürfe. Allein der Eigennutz der Reichen hintertrieb die edlen Absichten Deiner göttlichen Einsicht. Schlimmer wurde die Lage der Sklaven. Armuth und Elend wuchsen täglich, bis zur Gefährdung gesunder staatlicher Verhältnisse. An manchen Punkten sind die landbebauenden Sklaven in Menge vorhanden, an anderen Punkten fehlen sie fast gänzlich. Weite Landstriche liegen brach und öde. Dann wieder nehmen die unproduktiven Lustgärten der Reichen ungeheuere Flächen ein. In Folge dieser Mißstände

ist der italische Ackerbau vernichtet. Vormals blühte Italiens Weinbau und seine Ausfuhr an diesem Erzeugniß war groß, — heute bezieht Italien seinen Wein von griechischen Inseln, aus Syrien und Spanien. Die Wolle, ehedem ein berühmtes Produkt der apulischen Heerden, müssen heute Spanien, Miletos und Laodicea in der schlechtesten Sorte liefern. Und so ist es in vielen Dingen[1])."

Der Vortragende hielt einen Augenblick inne, und mit Spannung erwartete Diocletian die Vorschläge des Staatsmannes.

„Sollen die angedeuteten unheilschweren Folgen verschwinden, dann müssen deren verderbliche Ursachen aufhören," fuhr der Minister fort. „Der Allmacht Deiner Majestät wäre die Heilung berührter Nothstände leicht. Geruhe, den Reichen zu befehlen, daß sie gegen hohe Geldstrafen verpflichtet sind, zum Wohle des Staates, für den möglichst produktiven Anbau ihres Grundbesitzes Sorge zu tragen. Strafe an Leib und Leben Jeden, der nur eines Fußes Breite Ackerland brach liegen läßt."

Diocletian saß nachdenkend.

1) Cantu, B. IV, S. 267 f.

„Dein Rath wäre klug, Mark, — würde nicht diese Neuerung gerade in der einflußreichsten Klasse des Staates Unzufriedenheit erregen."

„Deine erhabene Majestät," entgegnete der Vertraute, „herrscht wie ein Vater des Vaterlandes, zum Heile des Gesammtreiches. Vor Deinem allerhöchsten Willen hat Unzufriedenheit keine Berechtigung. Deine göttliche Größe spottet, wie Jupiter auf seinem Throne, der bestraften und gezügelten Thorheit der Reichen."

Der Hoffahrt Diocletians gefiel diese Sprache.

„Deine Gründe halten Stich, Mark! Herr über Leib, Leben und Vermögen Aller im Staate bin allerdings ich, der Kaiser. Deßhalb verwerfe ich Deinen Rath nicht, — will's überlegen."

Er schwieg, in Erwartung weiterer Angelegenheiten. Allein der Minister war offenbar zu Ende und erwartete die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen.

„Erstreckt sich Dein Vortrag nicht auf einen anderen Punkt?" frug Diocletian mit lauerndem Blick.

„Nein, Großer, Göttlicher!" antwortete Mark, das Auge senkend.

„Ich meine," hob der Kaiser wieder an, „kam Dir nichts zu Ohren, das Bezug hätte auf eine be-

denkliche Gährung im Volke? Du weißt es, die Stimmung der Menge ist mir keineswegs gleichgültig. — Nun?"

Mark schwieg mit trefflich erkünstelter Verlegenheit.

„Deinem Herrn schuldest Du Geradheit, — ich fordere sie!" gebot der Kaiser. „Du kennst offenbar den plötzlich erwachten Zorn des Volkes gegen die Christen. Auf dem Forum ruft man täglich lauter: „Tod den Christen!" Man fordert die Erneuerung alter Gesetze, — die Vertilgung dieser staatsgefährlichen Sekte, — man klagt den Kaiser übertriebener Milde an. Muß ich von Anderen hören, was mein vertrauter Rathgeber zuerst berichten sollte?"

„Großer, Göttlicher!" hob der Heuchler schüchtern an. „Meiner Treue und Liebe scheint es unmöglich, den ohnehin belasteten Vater des Vaterlandes mit neuen Sorgen zu beschweren," — und er hielt zögernd inne.

„Ich befehle Dir zu reden! Bei Deinem Leben, Mark, Alles will ich hören!"

Der bedrängte, zartfühlende Mark seufzte tief. Augenscheinlich kostete es ihn die größte Ueberwindung, an eine bedenkliche Wunde im Staate zu rühren.

„Ich gehorche!“ sprach er, ergeben wie ein Opferlamm unter dem Messer des Schlächters. „Seit fast dreihundert Jahren erschallt auf dem Forum zu Rom und auf den Marktplätzen anderer Städte der Ruf: „Tod den Christen, — die Christen den Löwen!“ Die weisesten Kaiser vernahmen den Ruf des Volkes und vollzogen ihn. Dies thaten die Kaiser nicht, weil sie ungerechten Forderungen der Menge irgend ein Zugeständniß machten, sondern weil sie, nach genauer Untersuchung der Dinge, die Christen wirklich als reichsfeindliche Menschen erkannten. Deine Majestät weiß, daß nach Hunderttausenden und Millionen die Christen getödtet wurden. Dennoch besteht heute, und zwar in größerer Menge, diese fluchwürdige Sekte. Ja, — fluchwürdig, — so muß ich sie nennen, seit ich, als äußeres Glied der katholischen Kirche, das Wesen des Christenthums kennen lernte. Deßhalb darf ich wohl mich rühmen, heute zu den eifrigsten und überzeugungsvollsten Verehrern der ewigen Götter zu zählen.“

„Weßhalb, meinst Du, gelang nicht die völlige Ausrottung der Christen?“ frug Diocletian.

„Wer eine Giftpflanze vertilgen will, erhabener Herr, muß dieselbe mit den Wurzeln ausreißen,“

antwortete der Staatsmann. „Bleibt noch irgend eine Wurzelfaser im Boden zurück, dann wächst das Giftkraut von Neuem. Das Christenthum konnte von früheren Kaisern nicht völlig zerstört werden, weil dessen Ausrottung keine gründliche gewesen."

„Demnach bist Du der Meinung," frug Diocletian mit einem durchdringenden Blick auf den Minister, „mit dem Aufgebot unserer ganzen Macht, mit schonungsloser Härte und taub für den Jammer von Millionen, das Christenthum auszurotten?"

„Majestätischer, Du hast mir befohlen, offen und ohne jeden Rückhalt meine Ansicht auszusprechen," antwortete der Heuchler unter der Maske der Geradheit. „Deßhalb muß ich bekennen, daß mein Schweigen von der Gährung im Volke noch einen anderen Grund hat. Nach meiner Ueberzeugung muß der letzte Christ sterben, oder den Göttern opfern, wenn eine gänzliche Vernichtung dieser staatsgefährlichen Sekte erzielt werden soll. Da ich nun Deine überaus große Güte und Milde kenne, und weiß, daß Du kaum ein Edikt erlassen wirst, welches die Ermordung aller Christen befiehlt, die nicht den Göttern opfern wollen, so gebot ich mir Schweigen. Wozu meinen erhabenen Herrn nutzlos beunruhigen? — dachte ich. Wozu

des Kaisers unerschöpfliche Milde vor eine qualvolle Entscheidung stellen?"

„Du bist ungerecht, Mark! Soeben riethst Du mir, den Reichen eine drückende Last, ein schweres Joch aufzubürden, weil des Reiches Wohl dies fordert. Mich selbst aber hältst Du für nicht stark genug, um des Staates willen von der Milde meines Herzens ein allerdings bitteres Opfer zu fordern."

Mark Trebon richtete sich erstaunt auf und sah mit meisterhaft erkünstelter Bewunderung auf den Kaiser.

„O Du Großer, Göttlicher!" rief er aus, wie von Begeisterung hingerissen. „Deine Geistesgröße ist unendlich, — unerforschlich meiner Schwäche!"

Diocletian empfand wohlgefällig das Kitzeln seiner Hoffahrt. Er lächelte sogar und weidete sich einige Augenblicke an dem Staunen seines Ministers.

„Hältst Du die Stimmung des Volkes für bedenklich?" frug er.

„Ja, Majestätischer! Wie eine allgemeine Gluth brennt der Haß gegen die Christen im ganzen Reiche. Hier und in der Provinz Bithynien war diese feindselige Stimmung vor wenigen Tagen noch wie ein leises Lüftchen, heute ist sie bereits ein starker Wind,

in einigen Wochen wächst sie vielleicht heran zum wüthenden Orkan. Und da, wie gesagt, der Christenhaß ein allgemeiner ist, ein glimmendes Feuer unter der Asche, — was wird geschehen, wenn ein Sturm in diese Gluth fährt? Ein Reichsbrand steht bevor, dem Staate droht Gefahr."

Der Kaiser blickte finster. Einerseits beunruhigte ihn die behauptete Lage der Dinge, anderseits sträubte sich, was von Rechtssinn noch lebte in ihm, gegen das Hinwürgen schuldloser Menschen.

„Nach Millionen zählt man die Anhänger des Nazareners," sprach er. „Welche Aufregung und Verwirrung müßte ein Edikt gegen dieselben hervorrufen? Ich bestreite keineswegs die Berechtigung des Hasses aller Verehrer der Götter gegen die Christen; denn die Christen verläugnen und verspotten, was wir anbeten. Ich will zugeben, das Christenthum sei reichsfeindlich, — dennoch fällt es mir schwer, so viele Menschen dem Verderben zu weihen."

Mark nickte beifällig mit dem Haupte und in seinem triumphirenden Mienenspiel stand geschrieben: „Ist es nicht so, wie ich sage? Ist nicht des Kaisers Milde unfähig, rücksichtslose Strafgerechtigkeit zu üben?"

„Mein Weib Priska und Valeria, meine Tochter, sind Christinen," fuhr der Kaiser fort. „Meine Kämmerer Gorgonius, Dorotheus und Petrus sind Christen, — niemals fand ich diese Männer falsch, immer treu und verlässig. So weit meine persönlichen Beobachtungen reichen, sind die Christen gehorsame Unterthanen, niemals murrende Sklaven. Mit freiwilliger Ergebung thun sie, was Andere nur mit Zwang thun. Auch arbeitsam sind die Christen, rein von Sitten, fern von rebellischem Treiben, die gehorsamsten und tapfersten Soldaten. Deßhalb gestattete ich ihnen, Kirchen im ganzen Reiche zu bauen, ihren Gott anzubeten, ihre Religion frei zu üben. Fordert nun das Volk, gestützt auf alte Gesetze, die Vertilgung Aller, die sich zur Staatsreligion nicht bekennen, und folge ich diesem Begehren, — dann handle ich gegen meine Ueberzeugung und gegen die Gerechtigkeit."

„Großer, Göttlicher, — mir war keinen Augenblick zweifelhaft, daß Deine unbegrenzte Güte und Milde zu diesem Schlusse gelangen würden," sagte mit scheinbarer Befriedigung der Heuchler.

„Obwohl aber die Christen persönlich unschuldig sind," sprach Diocletian mit starker Betonung. „so

bleibt immerhin ihr religiöser Glaube staatsgefährlich. Droht dem Reiche Verderben, dann verlieren meine Ansichten und Gefühle jegliche Geltung. — Stelle Dich auf den Standpunkt des Staatswohles und rathe."

„Vergebung, erhabener Herr, wenn ich eine Verantwortung von solcher Tragweite nicht allein übernehmen mag! Deßhalb geht meine Ansicht dahin, Du mögest den Staatsrath zusammenbefehlen, und hiezu die Statthalter jener Provinzen einladen, die sich gerade hier befinden. Die Berichte der Statthalter naher und weit entlegener Provinzen werden eine Kenntniß von der gegenwärtigen Stimmung gegen die Christen im ganzen Reiche ermöglichen. Lege den Versammelten die Frage vor: ob die Christen wirklich staatsgefährlich seien und hiefür vom Volke gehalten werden? Wird diese Frage verneint, so kann das Volk Deine Milde nicht anklagen. Wird die Frage bejaht, dann mag allerdings von Deiner Großmuth die Gerechtigkeit ein schweres Opfer fordern."

„Dein Rath dünkt mir klug," sprach nach kurzem Nachdenken der Kaiser. „Leite das Nothwendige ein, damit in einigen Tagen der Staatsrath zusammen-

trete. Mache dessen Glieder mit dem Gegenstande der Berathung bekannt und fordere sie zur genauen Prüfung desselben auf."

„Ein erprobtes Beruhigungsmittel der gährenden Massen bildeten zu allen Zeiten die öffentlichen Spiele," sagte Mark mit der Miene des vorsichtigen Staatsmannes. „Da sich gegenwärtig das Volk in ganz ungewöhnlicher Bewegung befindet, so wären diese Spiele gerade jetzt von großem Nutzen. Schauspielerbanden und Gladiatorenhäuptlinge geben zwar unausgesetzt Vorstellungen im Amphitheater. Allein diese Spiele befriedigen nicht wegen ihrer Dürftigkeit. Würde Deine Güte und Weisheit, nach dem Beispiele früherer Kaiser, das Volk durch glänzende Spiele belustigen, ein günstiger Erfolg wäre zweifellos."

Zwei arglistige Zwecke erreichte Mark mit diesem Antrage. Den Christen war jede Theilnahme an den unmenschlichen und grausamen Schauspielen untersagt. Gab nun Diocletian selbst öffentliche Spiele und wurden diese von den Christen gemieden, so mußte hiedurch des Kaisers Stolz verletzt werden. Und dann lag es im Plane Marks, wie es sich später zeigen wird, diese Angelegenheit zu den feindseligsten Umtrieben gegen den einflußreichen Kämmerer Gor-

gonius zu benutzen. Abermals ein Beweis, daß Staatsmänner von Marks Gesinnung und Charakter unscheinbare Dinge nicht verschmähen, um folgenschweren Absichten näher zu kommen.

„Dein Rath gefällt!“ sprach Diocletian. „Auf das Fest der Saturnalien haben die Spiele zu beginnen, die ich dem Volke in glänzender Weise geben will.“

Nach diesen Worten erhob er sich. Mark fiel anbetend auf sein Angesicht. In dieser Lage verharrte er, bis der Sohn Jupiters den Saal verlassen hatte. Jetzt richtete er sich empor, die Maske sklavischer Unterwürfigkeit war verschwunden und ein teuflisches Frohlocken spielte in seinen Zügen.

Ein heidnischer Vater.

Alexander besuchte fast täglich das Haus des Kämmerers Gorgonius. Das stille Glück jener Familie, deren geringe Ansprüche an das Leben, ihr Wohlthun, ihre Nächstenliebe, und ihr treues Beharren auf den Pfaden erhabener Pflichten, erzwangen seine Bewunderung. Verglich er die innere Zersetzung heidnischer Familienverhältnisse, deren Ueppigkeit, Unsittlichkeit und frivole Genußsucht mit dem reinen, friedlichen Hause des Gorgonius, dann fühlte der Philosoph einen gewissen logischen Zwang, ebenso die Einflüsse des Heidenthums auf das Leben zu verdammen, wie den sittigenden, veredelnden Geist des Christenthums anzustaunen. So oft er in den Palast zurückkehrte, rühmte er dem Freunde eine neue Entdeckung preiswürdiger Dinge im Hause des Christen.

„Die Luft eines höheren Lebens weht im Reiche des Christenthums," behauptete er. „Keine Bildung und kein Wissen ersetzen den idealen Schwung und die lautere Herzensfreudigkeit christlicher Gesinnung. Den Frieden haben die Christen angezogen, wie ein Gewand, und erstaunlich ist das Glück, welches sie empfangen durch Entsagung. Unsere Götterverehrer schwimmen fortwährend im Strome der Genüsse und fühlen sich elend, — die Christen fliehen die Lüste dieser Welt, kämpfen tapfer für das Ziel einer ewigen Bestimmung und sind selig. Nicht einmal Aristoteles kam auf den Gedanken, der Menschheit solche Mittel und ein solches Ziel vorzuschreiben."

Ebenso empfahl sich Alexander dem Urtheile des einsichtsvollen Gorgonius.

„Mit vollem Rechte," sagte der Kämmerer eines Tages im Kreise seiner Familie, „schreibt Tertullian: „anima naturaliter christiana, — die Menschenseele ist christlich von Natur." Nicht minder treffend schreibt der heilige Apostel: „Auch die Heiden tragen das göttliche Gesetz in ihrer Brust." Hievon ist Alexander ein schlagender Beweis. Tugendhaft ist dieser Jüngling, folgsam der Stimme des Gewissens. Und die ernste Philosophie des Aristoteles, deren

Grundsätzen er huldigt, bewahrte ihn vor den Abgründen des Heidenthums. Unser Herr Jesus wird dieser Seele ganz bestimmt noch die Pforte seiner heiligen Kirche öffnen."

Mit hoher Freude vernahm Albina dieses Lob aus dem Munde ihres Ziehvaters. Vertrauensvoll empfing sie die Besuche des jugendlichen Griechen, der ohne Ermüdung und mit steigender Wißbegierde die frohe Botschaft des Heiles aus ihrem Munde vernahm. Allerdings that er zuweilen Fragen, deren Beantwortung ihr unmöglich war, und er hatte in solchen Augenblicken vergessen, daß philosophische Anstöße keine Schwächen kindlich gläubiger Herzen seien. Sie aber hätte den gründlich Forschenden allzugern für das Himmelreich gewinnen und deßhalb seine Zweifel alle lösen mögen.

„Meine Unwissenheit ist nicht klein, wie Du siehst," bekannte sie bescheiden. „Vater Anthimus wird aber Deine Fragen alle beantworten. Jede Woche kommt der ehrwürdige Bischof in das Haus meines Vaters, um ihn zu belehren und für Jesus zu gewinnen. Alle möglichen Dinge werden hiebei besprochen; denn mein armer Vater bekämpft eigensinnig das Evangelium. Ich werde Dich also

zu meinem Vater führen, dort wirst Du den frommen Anthimus treffen und magst ihn Alles fragen.“

Er nahm das Anerbieten dankend an; denn jeder weitere Anknüpfungspunkt mit Albina war der innigste Wunsch seines Herzens. Je klarer und bestimmter die Vorzüge des Mädchens hervortraten, desto höher schätzte und liebte er dieses Kleinod ihres Geschlechtes. Und dann ergriff ihn allgemach eine Leidenschaft für die jugendliche Christin, die der Inhalt seines ganzen Daseins wurde. Aber nicht die Geschlechtsneigung verstrickte ihn, er schwärmte vielmehr für ein Ideal, das in Albina seinen vollen Ausdruck zu finden schien. Der Liebreiz ihrer Unschuld gewährte der Lauterkeit seines Empfindens und die Vollendung ihrer Körperformen seinem Schönheitssinne Befriedigung. Auch den Philosophen unterhielt und erfreute ihre kluge Verständigkeit. Allerdings ersehnte er für die Zukunft eine eheliche Verbindung mit der Glänzenden, weßhalb er sich bemühte, ihrem religiösen Standpunkte nahe zu kommen. Die Geradheit seines Charakters und die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung verboten ihm jedoch, Christ zu werden um Albinas willen. Nach seiner Meinung wäre dies zugleich ein Betrug der Geliebten gewesen.

Trachten wollte er aber, das Christenthum und dessen Stifter genau kennen zu lernen. Nur diese Kenntniß und die Ueberzeugung von der Göttlichkeit christlicher Lehren durften zum Eintritte in die Kirche bewegen.

Albina liebte den Jüngling mit der Zärtlichkeit einer Schwester. Sie fand sein Streben nach Wahrheit überaus preiswürdig, und mit Theilnahme gewahrte sie die starken Hindernisse, welche sich dem Philosophen durch zahllose Bedenken und Zweifel in den Weg stellten. Sie betete eifrig für ihn, für seine Rettung aus heidnischer Finsterniß. Bald gehörte die liebevollste Sorge um den edlen Griechen zu ihren angenehmsten Empfindungen. Wurde er einmal verhindert am Besuche, so erschien Albina traurig und mußte die Zucht christlicher Ergebung zu Hilfe nehmen, um an solchen Trauertagen den Seelenfrieden nicht gestört zu sehen.

Heute wandeln Beide neben einander durch die Straßen von Nicomedien nach dem Hause des Vaters Elymas. Albina ist in eine lange Tunica gekleidet, und als Obergewand trägt sie die Stola, jenes malerische Kleid der Frauen. Wieder liegt ihr reiches Haar in einem seidenen Netze, und das feine

Gewebe eines weißen Schleiers verhüllt nur mangelhaft ihr Angesicht. Sie blickt selten auf, und wenn dies geschieht, begegnet sie zuweilen gaffenden Blicken vorübergehender Männer.

„Da seht, welch' hübsche Christin!“ hörte man die Heiden bewundernd sagen. „Beim Zeus, eine Tochter des Olympos, — eine Schwester der Grazien! Noch einige Jahre Zugabe, und Venus selber muß sie beneiden.“

Diese plumpen Aeußerungen waren keineswegs vor der Entartung jener Zeit eine Verletzung des Anstandes, sondern von Seite heidnischer Frauen gern gehörte öffentliche Huldigungen. Albina hingegen fühlte sich überaus peinlich berührt, und eine lebhafte Schamröthe bedeckte ihr Angesicht.

In ähnlicher Lage befand sich Alexander, dessen Stattlichkeit den weiblichen Theil der heidnischen Bevölkerung wiederholt zu freien Blicken und frechem Anlächeln reizte. Er aber, an solches Gebahren längst gewöhnt, sah mit stolzer Verachtung auf die Verkommenheit herab, sobald er dieselbe bemerkte, was indessen selten geschah; denn seine ungetheilte Aufmerksamkeit gehörte Albina. Den blanken griechischen Helm auf dem Haupte, die Linke am Schwerte, den

kurzen Kriegsmantel um die Schultern, schritt er als treuer Beschützer an ihrer Seite.

Als sie in die Straße einbogen, welche nach den Villen am Meere führt, nahte eine Sänfte, von acht Lectiariern oder Sänftträgern auf den Schultern an langen vergoldeten Stangen getragen. Die Zahl der Träger, sowie die kostbare Ausstattung der Sänfte verriethen schon den Reichthum und hohen Stand der Getragenen. Diese lag auf weichem Pfühl ausgestreckt, den stolz gehaltenen Kopf in die Hand gestützt, um sie her der Faltenschlag ihrer seidenen Gewänder. Christliche Frauen bedienten sich, aus Rücksichten der Sittsamkeit, immer der Sänften mit Baldachin und Vorhängen, welche zusammengezogen wurden. Die Zügellosen des Heidenthums hingegen stellten gern die wirkliche oder gekünstelte Schönheit in den Straßen zur Schau, weßhalb dieselben offene Sänften benützten[1]).

Bernice, — denn sie war es, die in der Sänfte ausgestreckt lag, — gewahrte kaum den Jüngling und das Mädchen an dessen Seite, als ihr dunkles Auge in leidenschaftlicher Eifersucht erglühte. Die Ent-

---

1) Guhl u. Koner, S. 656.

fernung und der Schleier über Albinas Gesicht gestatteten zwar nicht, die Bildung der Züge genau zu erforschen. Aber schon die graciöse Haltung und der leichte Gang der Unbekannten erweckten ihren Neid.

„Gehet langsamer!“ befahl sie den Sänftträgern. „Faustina, kennst Du Jene dort an Alexanders Seite?“ frug sie die Sklavin, welche neben der Sänfte herging und die Aufgabe hatte, Namen und Verhältnisse begegnender Unbekannten zu berichten, die etwa das Interesse ihrer Gebieterin erregten.

„Da ich die ganze Stadt kenne, wird mir wohl auch jenes Mädchen bekannt sein,“ antwortete die Sklavin. „Laßt uns nur etwas näher kommen.“

Constantins Freund war gerade in einer Erzählung begriffen. Die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und das kräftige Roth seiner Wangen waren für die lauernde Bernice gerade keine angenehme Wahrnehmung. Nicht einmal die nahende Sänfte bemerkte er, so ausschließend beschäftigte ihn seine Begleiterin. Da fuhr, vom Meere her, ein Windstoß durch die Straße, und dieser warf Albinas Schleier nach dem Rücken, so daß ihr feines, kindlich schönes Antlitz unverhüllt Bernices Blicken sich darbot. Hätte die Schminke nicht jede Aeußerung innerer Bewegung

unmöglich gemacht, das Gesicht Bernices würde höchst wahrscheinlich Leichenblässe überzogen haben; denn überraschend war die Schönheit von Alexanders Begleiterin. Sogar Faustina stieß unwillkührlich hervor: „Welch ein hübsches Kind!“ Zum Glücke für die Sklavin, vernahm Bernice diese Aeußerung nicht. Ein wüthender Sturm war in der Seele des Weibes losgebrochen. Eifersucht, Neid und Rache zerfleischten ihre Brust.

„Kennst Du sie?“ frug sie mit bebender Stimme.

„Albina ist's, die Tochter des Kämmerers Gorgonius,“ antwortete Faustina. „Ein gar unschuldiges, unreifes Ding,“ fügte sie schlau bei, die Zornesflammen in den Augen ihrer Gebieterin bemerkend. „Sie ist zwar hochgewachsen, aber sicher kaum zehn Jahre alt. Wahrscheinlich geleitet sie der hübsche Alexander zur Schule.“

Bernice war auf den Pfühl zurückgesunken. Alles um sie her verschwand in dem wilden Strudel einer rasenden Leidenschaft. Sie ballte die kleinen Hände zu grimmigen Fäusten und kniff die Lippen zusammen. Die Grüße begegnender Männer und Frauen ließ sie unerwiedert, brütend über finsteren Planen.

„Rache, — Rache!“ murmelte sie. „Blutige,

tödtliche Rache! Albina ist Christin, — bald werden die Christen rechtslos und vogelfrei, — — dann, — ha, dann göttliche Rache!"

Marks ebenbürtige Tochter schwieg, und versank immer tiefer in düsteres Nachsinnen, bis ein häßliches Lachen ihr Gesicht verzerrte.

„Ich habe es, — auf diesem Wege geht's!" murmelte sie. „Alexander, — keuscher Christenfreund, köstlichen Genuß gewährst Du mir; denn befriedigte Rache ist süß. Albina in der Gewalt des Maxentius, — wie lustig für mich, — wie herzzerreißend für den zartsinnigen Griechen!"

Inzwischen gelangten Alexander und Albina vor die Stadt, und nahten einem kleinen Hause, das eine hohe Mauer von der Straße abschloß. Sie traten durch eine niedere Thüre und befanden sich in einem Garten, dessen produktive Bepflanzung sofort den Besitzer als Gärtner kennzeichnete. Gorgonius stand in Mitte des Gartens und vor ihm, auf den Stiel eines Spatens gestützt, Elymas, Albinas Vater. Sie grüßte mit kindlicher Freude den Vater, Gorgonius drückte dem Griechen warm die Hand und stellte ihn dem Gärtner vor, als Freund des Prinzen Constantin.

Alexander fand das Urtheil seines Freundes über Elymas bestätigt. Der Mann war klein und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit tiefliegenden Augen, in denen das Feuer unersättlicher Habsucht loderte. Seiner Tochter schenkte er nicht die mindeste Beachtung, desto angelegentlicher beschäftigte ihn „der Freund des Prinzen.“

„Willkommen in meinem Hause, Alexander!“ sprach er mit tiefem Bückling. „Zu viel Ehre für einen armen Mann, — zu viel Ehre!“

„Ich hoffte den Bischof Anthimus hier zu treffen,“ erwiederte der Jüngling. „Wie ich vernahm, kommt er öfter zu Dir. Mit Deiner Erlaubniß würde ich an den Belehrungen des christlichen Oberpriesters Theil nehmen.“

„Zu viel Ehre, — zu viel Ehre! Regelmäßig in der fünften Stunde des vierten Tages besucht mich armen Mann der Bischof. Du bist mir stets willkommen!“

„Die Absicht ist rühmlich,“ sagte Gorgonius, „den philosophisch gebildeten Geist im Lichte des Evangeliums zu läutern. Unser Vater Anthimus, vertraut mit den heiligen Schriften und Ueberlieferungen, wird Deinen Wünschen zur Genüge entsprechen. Al-

bina und meine Wenigkeit konnten nur Unvollständiges bieten."

„Du täuschest Dich, Gorgonius!" versetzte der Grieche. „Ich verdanke Dir manche überraschende Kunde aus dem Gebiete christlichen Wissens. Und was in Albinas lauterem Gemüthe so wundervolle Eindrücke hervorgebracht, dürfte weniger in den Lehren des Nazareners, als in der ideal fühlenden Seele des Mädchens liegen."

„Unser Herr Jesus ist die Quelle der höchsten Ideale," sagte ernst der Kämmerer. „Er ist das ewige Wort, dessen Allmacht menschliche Gaben und alle Dinge aus dem Nichts in das Dasein gerufen. Ohne Zweifel vermag keines Menschen Verstandesschärfe in vollem Maße die Lehren unseres Herrn Jesu zu erfassen, und kein Gemüth, auch nicht das tiefste, wird vergeblich Befriedigung suchen."

„Deine Versicherung ist mir ein neuer Sporn, aus dem Munde des weisen Bischofes über die Person und die Lehren Jesu gründlich unterrichtet zu werden," sprach Alexander, mit einem Blicke nach dem Eingange des Hauses.

„Darf ich mich rühmen, den edlen Freund des Prinzen Constantin bewirthet zu haben in meiner

dürftigen Wohnung?" frug Elymas im Tone der Bitte.

„Deine freundliche Einladung nehme ich an," erwiederte Alexander.

„Wir Beide kehren nach Hause zurück, meine Tochter!" sagte Gorgonius.

Er reichte zum Abschiede Elymas die Hand. Der Grieche bemerkte, daß die Rechte des Kämmerers nicht leer gewesen; denn einige Silberstücke glitten in die Hand des Gärtners, der sie mit dem Wohlbehagen des beschenkten Geizhalses in die Tasche schob.

„Lebe wohl, — auf baldiges Wiedersehen, mein Freund!" sagte der Kämmerer zu Alexander.

Albina knixte vor ihm, reichte dem Vater die Hand und Beide verließen den Garten.

Unter gezwungenen Förmlichkeiten geleitete Elymas den vornehmen Gast in sein bescheidenes Haus. Alexander stand überrascht in Mitte des Atriums und sah forschend durch den Raum. Es bot sich ihm das antike Haus in seiner ursprünglichen Einfachheit. Vestibul, Tablinum und Peristyl mit allen Gemächern und Zimmern, die sich an diese Hauptheile der Häuser anreihten, fehlten vollständig. Das Atrium, nebst

einigen Kammern, deren Thüren alle in dasselbe mündeten, bildeten das ganze Haus. Senkrecht unter der Oeffnung des Daches stand der Herd, dessen Rauch nicht immer den angewiesenen Ausgang fand, sondern die Wände des Atriums schwärzte. Alexander wurde klar, weßhalb der erste递haupttheil des Hauses „Atrium“ hieß. „Ater“ heißt „schwarz,“ und die Schwärze der Wände gab offenbar diesem Raume den Namen. Ein Lächeln erweckte ihm der Hausgott des Gärtners Elymas, der auf einer niederen Holzsäule sich erhob und nicht zu den hohen Gottheiten gehörte. Der Gott des Gärtners war vielmehr Sterculus, der Gott des Düngers, welcher eifrig verehrt zu werden schien; denn auf der Steinplatte des dürftigen Altares lagen noch die Reste der letzten Opfergabe, verkohlte Zwiebeln. Die höchst bescheidene Ausstattung des Atriums harmonirte mit der Aermlichkeit des Ganzen: — einige plumpe Stühle, ein schwerfälliger Tisch, an den Wänden hängend oder stehend mancherlei Gartengeräthschaften. Und das Schreien einiger Ziegen sagte ihm, daß Elymas seine Wohnung mit jenen Vierfüßlern theile.

Während Alexander sich umgesehen, war der Gärtner in eine Kammer getreten. Jetzt kehrte er

mit Obst und einem Becher Ziegenmilch zurück. Der Grieche ließ sich an dem Tische nieder und aß, den Gastgeber zu ehren, von den Feigen und Oliven, überwand sich sogar, aus dem unsauberen hölzernen Becher zu trinken.

„Ich bedauere, daß meine Armuth Dir nichts Besseres vorsetzen kann," entschuldigte Elymas die Kargheit der Bewirthung.

„Feigen und Oliven sind ausgezeichnet," lobte der Gast. „Wahrscheinlich Früchte Deines Gartens."

„Wie Du sagst," erwiederte Elymas. „Ich lebe vom Ertrage meines kleinen Grundstückes, — müßte aber in diesen theuren Zeiten verhungern, ohne die Mildthätigkeit der Christen. Ich könnte mich zwar verdingen und dann ohne Sorgen leben. Aber ich gewinne es nicht über mich, das einzige Erbgut meiner Väter daran zu geben, — meine Freiheit."

Dem Griechen gefiel dieser Charakterzug.

„Du willst den Bischof Anthimus hören? Hast Du im Ernst die Absicht, Christ zu werden?" frug der Gärtner.

„Ich suche allerdings die Wahrheit," antwortete der Gast. „Weßhalb hörst Du den Bischof, wenn es Dir nicht um Wahrheit zu thun ist?"

„Ich höre den Bischof, weil er mir das Hören bezahlt," antwortete Elymas. „Ich bin ein armer Mann, — und Anthimus kommt nie mit leeren Händen. Christ werde ich aber nicht, — ich hasse die Christen."

„Du hassest Deine Wohlthäter?"

„Nicht meine Wohlthäter, sondern die Christen. Ich kann nicht anders. Hierin gleiche ich allen Verehrern der Götter. Du wirst keinen ächten Heiden finden, der nicht das Christenthum verabscheut."

„Im Allgemeinen sprichst Du wahr. Verhaßt sind die Christen den Heiden, — eine seltsame Erscheinung!"

„Eine ganz natürliche Erscheinung," versetzte Elymas. „Die Christen nennen sich Heilige, und ihre Lebensart ist eine solche, daß man sich daran stoßen und darüber ärgern muß. Sie beten, sie fasten, sie geben Almosen, sie berauschen sich niemals, sie leben keusch und sagen uns jeden Augenblick durch ihren Lebenswandel, daß sie weit über uns stehen. Sie sollen leben nach Sitte und Herkommen, sie sollen die gewöhnlichen Fehler haben, sie sollen mit allen menschlichen Schwachheiten behaftet sein, — dann wird sie Niemand hassen. Wenn sie uns aber in Schatten stellen

und ihre Lebensart hoch über unseren Köpfen weggeht, — muß dies nicht jeden ächten Heiden grimmig machen?"

„Nein, Elymas! Tugendgröße soll zur Bewunderung und Nachfolge hinreißen, nicht aber zu Haß und Neid."

„Zur Nachfolge? Zeus und Sterculus mögen vor solcher Thorheit mich bewahren!" rief der Gärtner. „Die Christen leben nicht wie Menschen von Fleisch und Blut, sondern eben wie heilige Wesen. Sie verachten die Welt und ihre Glückseligkeit, sogar das Geld schätzen sie gering, — was noch ihre größte Dummheit ist. Alle Menschen lieben sie, selbst ihre Feinde, — was abermals ein rechter Unsinn ist; denn seine Feinde liebt kein verständiger Mensch. Dazu betrachten sie jeden Sklaven als Bruder, — wieder ein Verstoß gegen das Herkommen; denn jeder freie Mann wird den Sklaven verachten. Die fröhlichsten Lebensgenüsse sind Frevel in den Augen der Christen, und die herbsten Entsagungen legen sie sich auf um eines geträumten Himmelreiches willen. Ist dies Alles nicht Blödsinn?"

„Großartig, Elymas, großartig! Wie herrlich das Christenthum die Menschen gestaltet, siehst Du

ja an Deiner Tochter. Ein Mädchen von anmuthvollerem Liebreiz kam mir niemals zu Gesicht."

Der Heide lächelte, forschend schielte er nach dem Jüngling und in seinen Mienen stand geschrieben: „Aha, — nun merke ich, daß Du nicht um der christlichen Lehren willen zu mir kommst!"

„Und wenn Du ein solches Kleinod dem Christenthum verdankst, so hättest Du, als Gärtner, vernünftigen Grund, das Christenthum zu schätzen; denn an den Früchten erkennt man den Baum."

„Wahr, — meine Albina ist ein hübsches Kind, und wird sicher einmal das schönste Mädchen in ganz Bithynien," sagte Elymas. „Ohne Zweifel wird ihre Schönheit meiner Armuth ein Ende machen."

„Hast Du Aussicht, sie an einen reichen Mann zu verheirathen?" frug beklommen der Jüngling.

„Zu verheirathen?" wiederholte er im Tone ungläubiger Verwunderung. „Wie ist's Brauch in der Welt? Reiche Männer heirathen reiche Frauen, — Albina ist arm. Dennoch wird sie mein Glück machen," — und abermals schielte er lauernd nach dem Freunde Constantins.

„Ich verstehe Dich nicht, Elymas!"

„Ich meine doch, Du wärest in dem Alter, mich

verstehen zu können," versetzte der Heide. „Du rühmst meine Oliven, weil sie reif und wohlschmeckend sind. Ich verkaufe meine Oliven Jedem, der Geld und Lust hat. Nehme an, Albina sei eine Olive! Wenn einmal diese Olive in einigen Jahren zur vollen Süße herangereift ist, — welchen Preis werde ich dafür bekommen? Gibt es nicht reiche Nascher, die große Geldsummen für solche Oliven bezahlen?"

Der Gast erschrack heftig.

„Dies vermöchtest Du, Mensch?" rief er entrüstet.

„Warum nicht? Bin ein armer Mann," antwortete gleichgiltig der Heide. „Für Geld ist mir Alles feil. Du weißt doch, daß es Brauch und Sitte armer Eltern ist, ihre Kinder zu verkaufen. Weßhalb sollte ich nach diesem Brauche nicht handeln, — ich armer Mann[1])?"

Den Griechen überkam ein grenzenloser Abscheu gegen Elymas. Obschon er wußte, daß der Heide im Geiste herkömmlicher Sittenlosigkeit dachte und keine Ausnahme bildete von Gesinnung und Herzlosigkeit heidnischer Väter, empörte es ihn dennoch,

---

1) Cantu, B. IV, S. 745.

die herrliche Albina unter der Gewalt eines solchen Vaters zu wissen.

„Deine Tochter wird niemals Deinen Absichten dienen," sagte er.

„Warum nicht?" frug Elymas.

„Weil sie eine Christin ist."

„Dies hat gar nichts zu bedeuten," versicherte der Gärtner. „Wir haben gesetzliche Mittel, störrischen Widerstand zu bezwingen. Albina ist mein Eigenthum, mit dem ich nach Belieben verfahren kann. Wäre ich ein Christ, so könnte ich dies freilich nicht; denn die Nazarener haben auch über den Menschen eine ganz absonderliche Lehre. Bei ihnen gibt es weder Sklaven, noch Leibeigene, sondern nur Kinder Gottes. Abermals eine unsinnige Träumerei mit diesen Kindern Gottes! Von unseren Göttern hat noch Keiner behauptet, daß alle Menschen ihm gehören. Unsere Götter sind viel duldsamer, als der Christengott, welcher die ganze Welt für sich haben möchte. — Ich halte mich an die Gesetze. Die Kinder sind Eigenthum der Eltern, Sklaven sind Eigenthum der Herren, und Alle zusammen sind Eigenthum des Staates."

Alexander vernahm kaum die Rede des Menschen,

in solche Unruhe versetzten ihn die Absichten des Heiden mit Albina. Eifrig suchte er nach Wegen, die Bedrohte zu retten.

„Ich meinte, Gorgonius habe Deine Tochter adoptirt?“ frug er.

„Solch ein Dummkopf bin ich nicht,“ erwiederte Elymas. „Hätte Gorgonius meine Albina an Kindesstatt angenommen, dann hätte ich mein Eigenthumsrecht verloren. Ich gab sie ihm nur, als ein kleines Ding von zwei Jahren, zur Erziehung, weil mein Weib gestorben war, und ich keine Zeit hatte, auf das Kind zu sehen. Aussetzen, damit es von wilden Hunden gefressen werde, oder in's Meer werfen, wollt' ich es auch nicht; denn ich sah schon voraus, daß aus der Kleinen etwas recht Hübsches werden möchte. So übergab ich Albina dem Christen Gorgonius, der keine Kinder hat, zur Erziehung.“

„Ich habe gesehen, mit welcher Zärtlichkeit und Liebe Deine Tochter im Hause des Kämmerers behandelt wird. Tief wirst Du den edlen Mann durch Albinas Verkauf kränken.“

„Davon ist noch keine Rede. Gorgonius unterstützt mich armen Mann um Albinas willen. Sobald ich sie verkaufe, hören diese Unterstützungen

auf. Also werde ich sie noch nicht verkaufen, — es müßte denn gerade sein," und wieder hing sein Blick lauernd an den Zügen des Gastes, „daß sich ein reicher Mann fände, der einen sehr hohen Preis zahlt."

„Um welche Summe würdest Du sie verkaufen?"

„Ah, — das ist eine Frage, die mir gefällt!" rief lebhaft der Heide, und die Augen des Geizhalses funkelten. „Deine Außenseite täuschte mich nicht, edler Alexander! Merkte sogleich, Du habest es auf das schönste Mädchen in ganz Bithynien abgesehen. Um welchen Preis? Nun, — ich sagte Dir ja, um einen sehr hohen Preis! Für sechstausend Silberdenare ist sie Dein."

Der Preis war in der That, nach damaliger Taxe, außerordentlich hoch für einen Menschen, und Elymas fand es nothwendig, seine Forderung zu entschuldigen.

„Für zweitausend Silberdenare kauft man allerdings einen guten Sklaven, — aber bedenke, edler Alexander, — Albina muß nach ganz anderen Vorzügen abgeschätzt werden, als gewöhnliche Sklaven. Wie ich sagte, Albina ist nur etwas für reiche Nascher, für Leute, die ungezähltes Geld haben und

gern Edelsteine kaufen. Deßhalb meine ich, sechstausend Silberdenare seien nicht zu viel."

„In der That, ein geringer Preis, — ein Nichts für solch ein Wesen," rief der Gast erregt.

Der Heide staunte. Er hatte das gerade Gegentheil aus dem Munde des Käufers erwartet.

„Ich nehme auch mehr, bester, edelster Alexander! Natürlich, der Freund eines Prinzen sieht nicht auf einige Hände voll Denare. Was bietest Du also?"

„Hast Du nicht gesagt, man verkaufe Oliven nicht vor ihrer Reife?"

„Wahr, — ganz richtig! Albina ist noch zu jung. Aber etwa in vier Jahren, — was bietest Du?" — und der unnatürliche Vater stand mit vorgebeugtem Körper, mit zitternden Händen, und mit Augen, die aus einem Abgrunde heraufzufunkeln schienen.

„Zehntausend Silberdenare wären immer noch ein geringer Preis," antwortete Alexander, in der Absicht, durch das Angebot einer fabelhaften Summe den Menschen am anderweitigen Verkaufe Albinas zu hindern.

„Dafür ist sie Dein, edler Alexander, — sie ist Dein!"

„Man schließt keinen bestimmten Kauf für einen Gegenstand, der nach Jahren erst verkäuflich ist," versetzte der Grieche. „Albina könnte ja inzwischen sterben. Kommt aber die Zeit, dann zahle ich Dir zehntausend Silberdenare."

„Dies mag gelten, — vorausgesetzt, daß ein Anderer nicht mehr biete," sagte Elymas.

„Ich mache jedoch zwei Bedingungen," fuhr der Käufer fort. „Du darfst Albina nicht der Familie des Kämmerers entreißen, und mußt schweigen über mein Angebot gegen Jedermann. Brichst Du eine dieser Bedingungen, dann ist der Kauf nichts."

„Angenommen, edler Alexander, angenommen! Die erste Bedingung liegt ohnehin in meinem Vortheil. Ich könnte zwar heute schon Albina verpachten in eine Felicitas; denn Mädchen werden dort angenommen, die kaum elf Jahre zählen. Aber die Wirthe geben nur zwei Kupferdenare täglich, — ein Lumpengeld!"

„Meine zehntausend Silberdenare sind natürlich nur geboten für eine unberührte Jungfrau; — dies merke Dir, Elymas!"

„Natürlich, — ganz natürlich! Habe keine Furcht! Albina lebt wie eine Vestalin bei Gorgonius."

Der Gast schob ein Silberstück unter das Obstgefäß. Dann verabschiedete er sich mit dem Bemerken, morgen wiederzukommen.

Während er durch die Straßen nach dem Palaste schritt, beschäftigte ihn lebhaft das Geschick Albinas, wehrlos schmachvollen Gesetzen und schändlichem Herkommen preisgegeben zu sein. Es freute ihn, den Geizhals durch eine hohe Summe gebunden und so Albinas Sicherheit gegen schreckliche Dinge bewirkt zu haben.

Dann wieder beängstigten ihn allerlei Möglichkeiten, die seine edlen Absichten durchkreuzen konnten. Erspähte irgend ein reicher Wüstling die Reizende und erforschte deren Abhängigkeit von Elymas, so mochte sein Preis überboten werden. Deßhalb nahm er sich vor, den Gärtner öfter zu besuchen, um von jeder drohenden Gefahr unverweilt Kenntniß zu erlangen. Nicht allein zehntausend Denare, sein ganzes Vermögen, ja sein Leben wollte er einsetzen zur Rettung Albinas.

Am folgenden Morgen fand er bereits den Bischof im Atrium des Gärtners.

Anthimus war eine ehrwürdige Gestalt von menschenfreundlichen Gesichtszügen und tiefsinnigen Augen.

Im Gegensatze zur Gewohnheit jener Zeit, welche den Vornehmen gebot, das Kinn glatt zu rasiren, trug er einen langen Vollbart. Er saß auf einer Bank an der Wand, und ihm gegenüber Elymas. Bei Alexanders Eintreten, hielt er im Eifer des Vortrages die Rechte gehoben und seine Blicke leuchteten von Begeisterung für den Gegenstand. Als er nun den Jüngling gewahrte, hielt er inne und trat ihm freundlich entgegen.

„Sei gegrüßt, mein Freund! Gorgonius sagte mir bereits von Deiner rühmlichen Absicht, das Christenthum gründlich kennen zu lernen. Was ich hievon besitze, steht Dir zu Gebote."

Die letzten Worte befremdeten Alexander.

„Sind etwa die Lehren des Christenthums so zahlreich, daß nicht einmal ein Priester hievon erschöpfende Kenntnisse zu erlangen vermag?"

„Nicht so, mein Freund! Die Lehren des Evangeliums sind alle sehr einfach, der schlichteste Verstand mag sie gläubig erfassen. Dessenungeachtet sind diese Lehren von außerordentlicher Tiefe der Gedanken und von grenzenlosem Umfange nach Inhalt. Einfache Worte hat Jesus gesprochen, aber jedes dieser Worte ist ein geschliffener Edelstein, dessen

Lichter mannigfaltigen Glanz ausstrahlen. Deßhalb werden durch Jahrtausende die scharfsinnigsten Geister sich vertiefen können in die göttlichen Offenbarungen des Herrn. Die Denker aller Zeiten mögen Berge von Schätzen aus diesen Fundgruben des Wissens, edler Gesittung und überirdischer Weisheit graben und dieselben doch nicht erschöpfen. Das Christenthum ist einer Entwickelung in der Weltgeschichte fähig, die Jahrtausende währen mag. In einem Gleichnisse hat Jesus, der Herr, dies selber ausgesprochen. „Das Reich Gottes," sagt er, „ist wie ein Senfkorn, das, wann es in die Erde gesäet wird, kleiner ist, als alle Samen, die es auf Erden gibt. Und nachdem es gesäet worden, wächst es auf, und wird größer, als alle Gartengewächse, und macht große Zweige, so daß unter dessen Schatten die Vögel des Himmels wohnen können[1])." Ebenso verhält es sich mit seiner göttlichen Stiftung, der Kirche, und deren Lehren. Unscheinbar und winzig war deren Anfang im Judenlande. Aber das Reich Gottes wird wachsen und sich ausbreiten, dauern wird es bis zum Abschlusse der Weltzeit, und alle Nationen

---

1) Marcus IV, 30 sq.

aller Entwickelungsperioden werden Platz finden innerhalb seiner geistigen Grenzen. Und kein Geschlecht der spätesten Zeiten wird sagen können, die Lehren Jesu seien erschöpft und stumm für menschliches Forschen. Nein, — allen Geschlechtern und allen Bildungsstufen wird das Wort Gottes eine unversiechbare Quelle der Wahrheit, des Glückes und Segens sein. — In diesem Sinne sagte ich, der geringe Besitz meines Wissens stehe Dir zu Gebote, weil ich der Rede des Kämmerers entnahm, Du wolltest das Christenthum speculativ betrachten."

„Es ist dies allerdings meine Absicht," erwiederte Alexander.

„Ferner sagte mir Gorgonius, Du seist ein Verehrer des Philosophen Aristoteles," fuhr der Bischof fort. „Hier treffen wir Beide in gleicher Anschauung zusammen. Auch ich schätze jenen tiefen Denker und halte ihn für den größten Philosophen vergangener Zeiten."

„Deine Rede erweckt mir Freude und Staunen zugleich, bester Anthimus!" sprach der Grieche. „Glaubte ich doch, die Christen seien verpflichtet, alle Ergebnisse menschlichen Forschens gering zu achten."

„Eine jener zahllosen Vorwürfe, die uns mit Unrecht gemacht werden," sagte der Bischof. „Im Gegentheile, die Christen achten und schätzen jeden werthvollen Fund strebsamer Geister; denn vom Vater der Lichter kommt alles Gute. Noch mehr! Nach christlicher Anschauung waren die verschiedenen philosophischen Systeme der Vergangenheit ebenso viele Vorbereitungsstufen auf die Ankunft des göttlichen Erlösers. Vor den Augen der in Finsterniß darbenden Menschheit sollte es allmälig tagen, damit sie fähig würde, den vollen Sonnenglanz himmlischer Offenbarungen zu ertragen, die uns durch Jesus Christus geworden. Schon Aristoteles erkannte die Lächerlichkeit des heidnischen Göttercultes. Er lehrte die Unendlichkeit und Einheit des göttlichen Wesens, die Unsterblichkeit der Seele, die Schändlichkeit der Laster, die Erhabenheit der Tugenden, die Hoheit des Wahren und Guten, nebst vielen anderen Dingen, die Christus völlig enthüllte. Deßhalb waren Aristoteles, Sokrates und Plato Christen, so weit sie dies sein konnten. Und die heutigen Philosophen des Heidenthums sind der Lächerlichkeit verfallen, weil in Christus die höchste Weisheit erschien, und alle Forschungen schließlich zum Nihilismus oder zum

Satanismus führen, die gegen das Christenthum gerichtet sind."

„Mir neu und überraschend!" sagte Alexander, indem er vor sich niedersah und die ausgesprochenen Gedanken des Bischofes betrachtete.

„Wenn Du erlaubst, fahre ich in dem unterbrochenen Gegenstande weiter," sagte Anthimus.

„Ich werde Dein aufmerksamer Zuhörer sein," erwiederte der Grieche.

Der Bischof entwickelte die Lehre von der künftigen Auferstehung der Leiber. Mit innerem Kopfschütteln vernahm Alexander diese wunderbaren Wahrheiten. Deutlich stand in seinen Zügen die Gesinnung der Athener, seiner Landsleute, geschrieben, welche dem heiligen Apostel Paulus, als er dieselbe Lehre vortrug, ungläubig bemerkten: „Darüber wollen wir Dich ein andermal hören [1])."

Elymas hingegen lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrage des Bischofes, wobei er nicht unterließ, wiederholt seinen Beifall auszudrücken.

„Eine prächtige Lehre, — eine tröstliche Lehre!"

---

1) Apostelgeschichte XVII, 32.

sagte er kopfnickend. „Oh — oh — könnte ich doch die große Gnade erlangen, ein Christ zu werden!“

Den Griechen empörte diese Heuchelei des Gärtners. Aus seinem eigenen Munde kannte er dessen Haß gegen die Christen, und er wußte, daß er nur aus gemeiner Habgier sich belehren ließ und die Einfalt des Bischofs seit langer Zeit täuschte. Dem Philosophen empfahl diese Wahrnehmung keineswegs den Scharfblick der Christen. Er gedachte einer Schrift des Spötters Lucian, welcher die Christen als kurzsichtige, dumme und einfältige Leute verhöhnte.

„Gestatte mir eine Frage,“ sagte er, als Anthimus zum Schlusse gekommen. „Christus lehrt, alle Todten würden auf sein Geheiß lebendig aus den Gräbern hervorgehen. Mir unglaublich! Tausende von Leichen werden verbrannt oder von wilden Thieren gefressen, andere verstümmelt in Schlachten, so daß Fuß oder Hand eines Soldaten in Asien, die übrigen Glieder in Britannien begraben liegen. Wie können nun Körper vollständig aus Gräbern hervorgehen, die im Grunde keine Gräber haben?“

„Du fassest die Lehre von der Auferstehung des Fleisches in allzu beschränktem Sinne, mein Freund!“

sprach der Greis. „Wenn der Herr Jesus sagte, die Todten würden aus den Gräbern hervorgehen, so wollte er mit diesen Worten nur die Wiederbelebung der menschlichen Leiber, die Auferstehung des Fleisches lehren. Ob die Menschenkörper Grüfte hatten oder nicht, ist ganz gleichgültig. Als Philosoph weißt Du, daß nur aus Nichts — Nichts wird, daß aber kein Stofftheil, auch der winzigste nicht, niemals zu Nichts werden kann. Wurden die Körper verbrannt, oder von wilden Thieren gefressen, es bleibt hievon immer etwas übrig."

„Ganz richtig!" bestätigte der Jünger des Aristoteles.

„Die Macht des Unendlichen ist unbeschränkt, sie ist Allmacht," fuhr Anthimus fort. „Wenn Gott aus dem Nichts alle Dinge und Wesen erschaffen konnte, weßhalb sollte er nicht aus Atomen die Menschenleiber bilden können?"

„Im Grunde schließest Du vollkommen richtig," sagte der Grieche. „Wer an die Gottheit Jesu glaubt, darf dessen Allmacht und Gewalt, aus dem Todten das Lebendige zu gestalten, nicht verneinen. — Auch angemessen erscheint diese Lehre Jesu von der Auferstehung. Das vorzüglichste Geschöpf der

Erde ist offenbar der Mensch. Da wir nun im Frühling sehen, wie das im Winter Erstarrte zu neuem Leben erwacht, so wäre es gleichsam eine Zurücksetzung des Menschen, bliebe sein körperlicher Theil unbelebt. — Indessen, — hier drängt sich ein anderes Bedenken auf. Wenn der Schöpfer den Menschen auch körperlich unsterblich will, weßhalb läßt er ihn sterben?"

„Eine ganz natürliche Frage, mein Freund!" versetzte Anthimus und begann, den Sündenfall des ersten Menschen mit dessen Folgen zu erörtern.

Während er noch sprach, betraten zwei Männer rasch das Atrium. Einen derselben, den kaiserlichen Kämmerer Petrus, einen stets heiteren jungen Mann, kannte Alexander persönlich. Er nickte dem Freunde Constantins grüßend zu und blieb harrend am Eingange stehen, weil er den lehrenden Bischof nicht unterbrechen wollte. Alexander las in seinen Zügen eine wichtige und wohl traurige Kunde, da sein gewöhnlicher Frohsinn einer gedrückten Stimmung gewichen war. Den Begleiter des Kämmerers, offenbar ein angesehener Christ, kannte der Grieche nicht.

„Darum schreibt St. Paulus an die Corinther: „Durch einen Menschen der Tod, und durch einen

Menschen die Auferstehung von den Todten," fuhr Anthimus fort. „Die Erlösung des Menschen durch Christus ist keine halbe, sondern eine vollständige. Vollständig kann aber die Erlösung nur genannt werden, wenn sich dieselbe auf den ganzen Menschen erstreckt, auf Leib und Seele. Tertullian behauptet sogar, die Erlösung des halben Menschen sei mit Gottes erhabener Würde ganz unvereinbar. Will ein mächtiger Fürst seine Unterthanen der Botmäßigkeit des Feindes entreißen, so wird er die feindliche Herrschaft gänzlich vernichten. Nur dann, wenn Christus auch unseren Leib der Herrschaft des Todes entreißt, feiert der göttliche Sieger einen vollständigen Triumph. — Auch Gottes Gerechtigkeit fordert die Auferstehung der Leiber. Gewisse Opfer, sagt Tertullian, werden vorzugsweise Gott dargebracht durch den Leib, — z. B. die Opfer der Abtödtung, der Jungfräulichkeit, des Marterthums. Da nun Gott durch den Menschenleib verherrlicht worden, warum sollte des Allerhöchsten Gerechtigkeit diesen Leib nicht wieder verherrlichen? — Umgekehrt ist der Leib vielfach das Werkzeug und die Quelle mannigfaltiger Sünden und Verbrechen, — muß dieser Leib nicht auch gestraft werden? Deßhalb werden die Leiber

der auferstandenen Gerechten glänzen in unvergänglicher Schönheit und Herrlichkeit. Christus selber war in seiner Verklärung auf Tabor ein Vorbild der auferstandenen Gerechten. „Sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß, wie Schnee[1]." Und St. Paulus schreibt an die Philipper: „Christus wird den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten, daß er gleichgestaltet sei dem Leibe seiner Herrlichkeit[2]." Und der Herr Jesus selber sagt von den auferstandenen Gerechten: „Alsdann werden die Gerechten leuchten, wie die Sonne im Reiche ihres Vaters[3]." — Und die Leiber der auferstandenen Verdammten? Nun, diese werden häßlich, finster und schrecklich sein, wie ihre Werke."

Der Grieche war dem Vortrage mit Aufmerksamkeit gefolgt.

„Muß gestehen," sagte er jetzt, „diese Lehre von der Auferstehung entspricht allerdings der göttlichen Gerechtigkeit und den Werken des ganzen Menschen. Zugleich ist sie ebenso trostreich und ermuthigend für den Guten, wie abschreckend und drohend für den Bösewicht. Diese Grundlehre des Christenthums för-

1) Matthäus XVII, 2. — 2) Phil. III, 21. — 3) Matth. XIII, 43.

dert offenbar die Veredlung und Besserung der Menschheit."

„Eine schöne Lehre!" versicherte Elymas. „Könnte ich armer Mann doch nur zur Gnade des Glaubens gelangen!"

Petrus und sein Begleiter traten grüßend heran.

„Ich war in Deinem Hause, ehrwürdiger Vater, wo ich erfuhr, Du seiest hier," begann der Kämmerer. „Ich bringe traurige Kunde."

„Laß Dich nicht erschrecken, ehrwürdiger Vater!" unterbrach ihn sein Begleiter, ein sehr beweglicher junger Mann. „Nicht traurig klingt die Kunde für uns Christen, sondern freudig, vielverheißend, gleichsam wie die Entdeckung einer Goldgrube. Ich bin glücklich, — unaussprechlich glücklich; denn Kaiser Diocletian wird uns das Himmelreich verschaffen."

„Rede nicht voreilig und vermessen, Plautian!" mahnte ernst der Greis. „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle. — Nun Petrus?"

„Der Kaiser versammelt den Staatsrath, um dessen Ansicht über die behauptete Reichsfeindlichkeit der Christen zu erforschen," berichtete Petrus. „Cäsar Galerius, der unversöhnlichste Christenfeind, ist die leitende Hand des Ganzen. Die berufenen Staats-

männer hassen alle das Christenthum. Ihre Beantwortung der vorgelegten Frage kann nicht zweifelhaft sein. Auch Städte und Körperschaften haben an den Kaiser Boten gesandt, die Vertilgung der Christen zu fordern [1])."

Anthimus blickte ernst und schweigend nieder. Elymas erschrack; denn er fürchtete das Versiechen der Gaben.

„Nun, Vater, sagte ich nicht, es sei eine Freudenbotschaft?" rief Plautian. „Der Kaiser will uns die Himmelsthüre öffnen, und ich werde mich beeilen, einzutreten. Ich will nicht lange warten, bis mich die Häscher suchen und finden, — nein! Vor den Tyrannen will ich hintreten und ihm frei in's Gesicht hinein meinen christlichen Glauben bekennen."

Diese Rede mißfiel dem greisen Bischof.

„Plautian, — Plautian, Deine Gesinnung widerspricht gar sehr dem Mißtrauen in die eigene Schwäche!" warnte er. „Unser Herr Jesus Christus wich mehrmals Jenen aus, die ihn fangen wollten. Er hat sich nicht selbst überliefert, sondern gewartet, bis man mit Schwertern und Keulen zu ihm kam.

1) Cantu, B. IV, S. 485.

Er hat gesagt: „Man wird euch überliefern," — er hat aber nicht gesagt: „überliefert euch selbst." Und dann hat er gesagt: „wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere." Ist nicht auch St. Paulus geflohen? Deßhalb verbietet unsere heilige Kirche geradezu, freiwillig dem Richter sich zu stellen. Der Sieg im Martyrium ist kein Werk menschlicher Kraft, sondern ein Werk göttlicher Allmacht und Barmherzigkeit, — man soll aber nicht vermessen auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen. Gar manche Christen unterlagen bei früheren Verfolgungen den Qualen, sie fielen ab vom Glauben, weil sie der eigenen Kraft vertrauten. — Hüte Dich, Plautian!"

Der junge Mann lächelte selbstbewußt, als wolle er sagen: „Ich habe keine Furcht und weiß, was ich vermag."

„Zugleich hat Diocletian Zeichendeuter nach Miletos geschickt," berichtete Petrus, „um das Orakel des Apollo über die Christen zu befragen[1])."

„Wer beim Teufel sich nach den Christen erkundigt, wird eine teuflische Antwort erhalten," sagte

1) Lactantius, de mort. pers. X.

der Bischof. „Quoniam omnes dii gentium daemonia, — weil alle Götter der Heiden Dämonen sind [1])."

„Dorotheus meint," sagte Petrus, „eine Verfolgung stehe bevor, die alle früheren an Grausamkeit übertreffen werde."

„Ich theile diese Ansicht," versetzte Anthimus; „denn die Heftigkeit der Stürme und Wetter entspricht immer der Menge unreiner Stoffe, die sich in den Lüften angesammelt. Es erhebt sich der Herr zur Reinigung seiner heiligen Kirche. — Mein Freund," wandte er sich an Alexander, „obwohl ich vielfach in Anspruch genommen bin und die Hirtensorgen mir kaum einen freien Augenblick gestatten, würde ich doch mit Freude in meinem Hause Dich empfangen."

„Dank, edler Anthimus! Deine kostbare Zeit will ich nicht beschränken, — aber ich werde regelmäßig hier sein, Deine Vorträge zu hören."

Der Bischof erhob sich und verließ nach herzlichem Abschiede mit den Christen das Haus.

„Es geht also wieder gegen die Christen," sagte Elymas schadenfroh. „Diese heiligen Menschen taugen nicht in unsere Welt — fort mit ihnen!"

1) Psalm 95, 4.

„Aber Deine Tochter?“ frug Alexander in bangen Sorgen.

„Ich werde sie heimholen und verbergen, sobald das Gemetzel anhebt. Sei ganz beruhigt, — das Christenthum will ich ihr schon austreiben.“

„Du sollst sie nicht quälen, Elymas!“

„Quälen? Davon ist keine Rede. Glaubst Du, ich wolle zehntausend Silberdenare verlieren? Albina ist Dein, — ich hüte Dein Eigenthum.“

„Dein Gedanke, Albina verborgen zu halten, gefällt mir,“ sagte der Grieche. „Wir sprechen hierüber Näheres, sobald die Zeit drängt. In keinem Falle nimmst Du, ohne meine Einwilligung, Albina aus der Familie des Kämmerers Gorgonius.“

Weßhalb die Christen Reichsfeinde sind.

Mark bedurfte langer Zeit, den Staatsrath zu versammeln. Seine Vorbereitungen waren noch nicht so weit gediehen, den ersten entscheidenden Schlag führen zu können.

Desto eifriger setzte er seine Umtriebe, in Verbindung mit dem Cäsaren Galerius, gegen die Christen fort, und zwar mit den besten Erfolgen. Aus verschiedenen Provinzen gelangten Nachrichten über ernste Bewegungen nach Nicomedien. Die Staatsreligiösen forderten in Vorstellungen an den Kaiser die Ausführung der alten grausamen Gesetze gegen die Verächter der Götter und der Staatsreligion. Zugleich bemühte sich Mark, durch feierliche Opfer, Orakelsprüche und Prophezeiungen, den heidnischen Fanatismus zu schüren [1]).

1) Cantu, B. IV, S. 485.

Diocletian hatte nach Miletos Zeichendeuter geschickt, das Orakel des berühmten Gottes Apollo zu befragen. Dies that er aus eigenem Antriebe und religiöser Ueberzeugung; denn er gehörte zu den Seltenen, welche glaubten an das Dasein der Götter. Fast ohne Ausnahme verspotteten die Vornehmen den religiösen Cultus. Ein vollendeter Atheismus hatte sich der höheren Stände bemächtigt. Philosophen, Priester und Staatsmänner betrachteten alle Culte als gleich falsch, wenn sie auch dieselben zur Bändigung der Volksmassen für nothwendig hielten. Die Tiara des Pontifex, die lange Tunica des Augurs und die Toga des Staatsmannes bedeckten nur den Atheismus [1]).

Diocletian hingegen war ein überzeugungsvoller Verehrer der Götter, und zwar aus Erfahrung. Als er noch Tribun war, verkündete ihm nämlich eine Priesterin, er werde Kaiser werden, sobald er einen Eber — aper — erlegt habe. Seitdem wurde Diocletian ein leidenschaftlicher Eberjäger. Als nun Kaiser Numerian im Jahre 284 ermordet wurde und man dessen Schwiegervater, Arius Aper, des

---

1) Cantu, B. IV, S. 450.

Meuchelmordes beschuldigte, tödtete Diocletian den Aper, indem er ausrief: „Endlich habe ich den rechten Eber erlegt.“ Das Heer wählte wirklich den Mörder des Aper zum Kaiser[1]).

Mithin war die Prophezeiung jener Priesterin richtig gewesen. Dasein und Macht der Götter standen fest in Diocletians Ueberzeugung.

Dem erleuchteten Christen hingegen bestätigt die erfüllte Prophezeiung, daß heidnischer Göttercult Organ dämonischer Mächte gewesen, und daß auch die gefallene Geisterwelt, aus vorhandenen Keimen der Gegenwart, künftige Ereignisse voraussieht.

Bevor sich der Staatsrath versammelte, erschienen die angesehensten christlichen Hofbeamten vor dem Kaiser. Sie legten Verwahrung ein gegen die erhobenen Beschuldigungen und baten, eine Christenverfolgung nicht zu gestatten. Das Wort führte der Oberkämmerer Dorotheus, ein ehrwürdiger Greis, seit neunzehn Jahren in Diensten des Kaisers und von diesem hochgeachtet.

„Unserer Unschuld bewußt,“ sagte Dorotheus, „nahen wir vertrauensvoll Deiner bewährten Milde,

---

1) Stolberg, IX, 299.

kaiserlicher Herr, und bitten Deine Gerechtigkeit, die Getreuesten Deiner Unterthanen gegen die tückischen Umtriebe boshafter Menschen zu schirmen. Wir Hofbeamten dürfen uns schmeicheln, Deiner Hoheit immer gewissenhaft gedient und nach Kräften das Wohl des Staates gefördert zu haben. Auch wurde niemals erhört, daß Christen meuterisch geworden gegen die Herrscher des Reiches, weil unsere heilige Religion zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet. Deine Weisheit hat uns das freie Bekenntniß und die öffentliche Uebung unseres Glaubens gestattet. Deßhalb wird die Weltgeschichte Deinen Namen in die Reihe jener Kaiser setzen, die sich ruhmvoll ausgezeichnet durch Duldsamkeit, Gerechtigkeit und Weisheit. Nun sehen wir mit Schmerz und Beunruhigung, wie feindselige Menschen den geraden Sinn unseres kaiserlichen Herrn zu berücken trachten. Wir bitten und flehen zu Dir, uns Wehrlose mit dem Schilde Deiner Macht zu schützen und Deine gehorsamsten Unterthanen nicht den Nachstellungen ihrer Feinde preiszugeben."

Diese Worte des ehrwürdigen Dorotheus und die Erinnerung an seine treue Hingebung blieben nicht ohne Eindruck auf den Kaiser.

„Du hast wahr gesprochen, Dorotheus!“ sagte er. „Du und die übrigen Hofbeamten Deines Bekenntnisses warteten ihres Amtes zu meiner vollsten Zufriedenheit. Nicht ein einziger Fall wäre mir bekannt, daß Christen gegen mich oder frühere Kaiser den Schild erhoben hätten. Um so peinlicher berührt mich die gegenwärtige Bewegung im Volke gegen die Christen. Ueber alle Provinzen verbreitet sich diese feindselige Stimmung. Wäre meine Gesinnung allein maßgebend im Reiche, keinem Christen dürfte um seines Glaubens willen ein Haar gekrümmt werden; denn ich achte und schätze Treue und Gehorsam. Obwohl Oberkaiser und einziger Herr im Reiche, gibt es aber doch Verhältnisse, die mich zwingen könnten, um des allgemeinen Wohles willen, gegen meine Ueberzeugung zu handeln.“

„Kaiserlicher Herr, wir vertrauen Deiner Gerechtigkeit!“ sagte Gorgonius. „Es bedarf nur Deines bestimmt ausgesprochenen Willens, um die boshaften Umtriebe unserer Feinde einzustellen.“

„Was geschehen kann zu euren Gunsten soll geschehen!“ versetzte Diocletian, durch eine Handbewegung die Bittenden verabschiedend.

Kaum hatten die Hofbeamten das Zimmer verlassen, als Mark eintrat, einen Bündel Pergamente

unter dem Arm. Er nahte dem Sitzenden auf einige Schritte, sank anbetend nieder und erhob sich zum Vortrage.

„Großer, Göttlicher," begann er, „verzeihe gnädigst mein unberufenes Erscheinen! Ich durfte keine Minute länger die Verantwortung des Schweigens in einer Sache tragen, die geradezu riesige Verhältnisse annimmt. Aus dreißig Provinzen sind hier Vorstellungen und Bitten von Magistraten, Körperschaften und Patriziern, welche vom Vater des Vaterlandes die Ausführung alter Gesetze gegen die Christen verlangen."

Diocletian erschrack sichtlich.

„Aus dreißig Provinzen?" sprach er im Tone der Unruhe.

„Und täglich wächst deren Zahl," versicherte Mark. „Immer weiter dehnt sich der Schrecken über Zunahme und Staatsgefährlichkeit der Christen. Nicht allein Bithynien, Galatien, Lycaonien, Cappadocien, Armenien, Cilicien, Lycien, Carien, Isaurien, Phrygien und Paphlagonien haben durch ihre Statthalter Bittschriften an Deine Majestät gelangen lassen, sondern auch viele italische Provinzen. Ich bin überzeugt, daß kein Theil des Reiches von dieser allge-

meinen und höchst gefährlichen Strömung sich ausschließen wird."

Die Unruhe Diocletians wuchs.

„Es ist doch auffallend, wie mit einem Schlage eine solche Bewegung gegen die Christen entstehen konnte!" sagte er, ohne Ahnung, daß dieselbe eine künstliche und Mark so kühn gewesen, manche Eingaben selbst zu schreiben.

„Merkwürdig ist die fast wörtliche Uebereinstimmung sämmtlicher Vorstellungen," sagte der Minister. „In allen wird Klage erhoben über den Zorn der Götter, welche durch Mißwachs, Erdbeben, Pest und Seuchen den Staat strafen um der Christen, ihrer Feinde willen. Ebenso wird die offenbare Reichsfeindlichkeit der Christen geschildert und deren Widersetzlichkeit gegen alle Einrichtungen des Staates. Es wird behauptet, die Christen rüsteten bereits im Stillen zu einer allgemeinen Umwälzung und Vernichtung des Reiches, sobald sie an Zahl etwas stärker und an Mitteln mächtiger geworden. Zugleich wird hingewiesen auf die Neigung der Nazarener, mit den alten Erbfeinden des Reiches, mit den Persern, Verbindungen einzugehen. — Diese Klagen und übereinstimmenden Befürchtungen aus allen Provin-

zen überzeugen mich vollständig von deren Wahrheit; denn was allgemein geglaubt und befürchtet wird, beruht auf unbestreitbaren Thatsachen."

Der schlaue Staatsmann verstand es, die schwachen Seiten des kurzsichtigen Diocletian zu bearbeiten, unbändigen Stolz und argwöhnische Furcht. Wenn er des Kaisers Hoffahrt schmeichelte und vor dem Göttlichen im Staube kroch, so geschah dies in der Absicht, eine unbeschränkte Herrschaft über den Umgarnten zu gewinnen. Und weil Mark die widersprechendsten Eigenschaften Diocletians kannte und die furchtbaren Eindrücke einer grausamen Christenverfolgung auf dessen Gemüth berechnete, so arbeitete dieser getreue Minister von weiter Ferne am Sturze seines Gebieters. Nicht allein zur Befriedigung seines Christenhasses trat Mark in Verbindung mit dem blutdürstigen Galerius, sondern auch im Interesse seiner Habgier und seines hochstrebenden Sinnes, die Vortheile hofften aus der Unterdrückung und Beraubung Unschuldiger. Die Folge zeigte wirklich, daß sich Mark in seinen Berechnungen nicht täuschte. Von Gewissenspeinen gefoltert, entsagte Diocletian dem Throne. Oberkaiser wurde Galerius, in dessen Gunst Marks Hochmuth ebenso üppig blühte, wie

sein Vermögen anschwoll durch eingezogene Güter gemordeter Christen.

Nach der Rede seines Vertrauten saß der Kaiser in finsterem Schweigen. Sein Argwohn und seine Furcht vor Aufständen schienen im Streite zu liegen mit seinem bescheidenen Rechtssinn. Endlich hob er das gebeugte Haupt und entließ den Kahlköpfigen mit den Worten: „Der Staatsrath mag entscheiden."

Durch den Cäsaren Galerius hatte Mark sämmtliche Glieder des Staatsrathes richtig stimmen lassen. Hiezu bedurfte es keiner besonderen Anstrengung. Kaum gewahrten diese Herren, daß in den höchsten Regionen eine christenfeindliche Luftströmung begonnen, als sie mit vollen Segeln dieser Strömung folgten. Man sieht, auch hier saßen Charakter und Gerechtigkeit nicht im Rathe der Krone.

Verstärkt durch einige Statthalter und Feldobristen, trat der Staatsrath in einem Saale des Palastes zusammen. Die Staatsmänner saßen in ihren verbrämten Togen auf niederen, mit Polstern belegten Stühlen. Erwartungsvoll blickten sie auf den Sohn des Jupiter, der finster von seinem Throne niederschaute, gleichsam zögernd, eine Versammlung zu eröffnen, deren Entscheidung von unabsehbaren Folgen

sein konnte. Auf der untersten Stufe des Thrones saß auf goldenem Stuhle Galerius. Um die Stirne trug er einen schmalen Goldreif mit Edelsteinen geschmückt, die Würde des Cäsaren darstellend, während Diocletians kaiserliches Haupt eine weiße mit Perlen überladene Stirnbinde auszeichnete. Einige Schritte vom Throne entfernt begannen die Stühle der kaiserlichen Räthe, Statthalter, Rechtsgelehrten und Feldobristen. Die breitschulterige Gestalt Marks ragte um Kopfeshöhe über seine Umgebung hervor. Wiederholt wechselte er mit Galerius bedeutungsvolle Blicke, und nicht ohne Unruhe las er in des Kaisers Zügen inneres Schwanken. Galerius hingegen warf den Kopf übermüthig nach dem Nacken und sah drohend auf die Versammlung, als wolle er sagen: „Ihr kennt meine Gesinnung, — hütet euch wohl, anderer Gesinnung zu sein!“ In der Reihe der Feldobristen saß auch der stille Constantin, in dessen Augen es wetterleuchtete, wenn dieselben auf Galerius oder Mark Trebon gerichtet waren [1]).

„Ihr kennt die Ursache, weßhalb ich euch hieher berufen,“ begann der Kaiser. „Dem Staate drohe

---

1) Cantu, B. IV, S. 485.

Gefahr von Seite der Christen, — behauptet das Volk. Ich will diese Behauptung weder bejahen, noch verneinen, sondern euere Meinung hören. Nicht unvorbereitet werdet ihr gefragt. Ihr hattet lange Zeit zur Erwägung und Ueberlegung. Jetzt fordere ich von euch männliche Offenheit. Nicht etwa Haß oder Liebe zu den Christen soll euch die Antwort auf die Zunge legen, sondern unbestochene Ueberzeugung."

Da erhob sich Cäsar Galerius, wickelte einen Theil seiner Toga um den linken Arm, wie einen Schild, und focht im Laufe der Rede mit der Rechten heftig in der Luft herum. Seine Worte enthielten zwar seine Gesinnung gegen die Christen, aber nicht vollständig; denn Mark hatte ihm kluge Mäßigung empfohlen.

„Auf des Kaisers Geheiß sage ich meine Ansicht von dieser Sache," begann er. „Groß und mächtig wurde das Reich unter dem Schutze und Beistande der Götter. Die entferntesten Völker zahlen Tribut an uns, ihre Bezwinger. Sogar die stolzen Perser, deren Macht lange Zeit den Römern trotzte, hat unser stets siegreicher Kaiser bis zur Vernichtung geschlagen. Was geschieht aber? Kaum sind die

Barbaren bezwungen und alle äußeren Feinde des Reiches niedergeworfen, da erheben sich im Inneren höchst gefährliche Feinde, — die Christen. Diese Leute," fuhr er mit Lebhaftigkeit fort, „abstammend nach ihren unsinnigen religiösen Meinungen von einem gewissen Juden aus Nazareth, geben sich zwar äußerlich den Schein der Rechtschaffenheit, begehen aber im Geheimen die scheußlichsten Dinge. Allgemein ist ja bekannt, daß sie bei ihren Mysterien Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken, und ähnliche Dinge thun. Doch hievon will ich nicht reden. Nur bemerken will ich, daß die Christen sämmtliche Götter des Vaterlandes läugnen und jene verspotten, die wir verehren und deren Hilfe wir unsere Siege verdanken. Schon diese Verachtung der Götter ist ein Frevel, ein todeswürdiges Verbrechen," — hier wandte er den Kopf nach dem götterglänbigen Diocletian, „weßhalb auch die Kaiser seit dreihundert Jahren diese fluchwürdigen Anhänger des Nazareners mit dem Tode bestraften. Ebenso ist es von Seite der Christen eine unerhörte Frechheit, unsere Staatsreligion zu verachten und den unsinnigen Lehren eines erbärmlichen Juden anzuhängen. Ich hätte nichts dagegen, wenn die Christen sich als blöd-

sinnige Narren darstellen, indem sie aller Lebensfreuden sich entschlagen, wenn sie nicht Theil nehmen an unseren Schauspielen und lustigen Götterfesten, und wenn sie leben in dieser schönen Welt, wie Thoren. Aber, wohlgemerkt, diese Elenden unterwühlen und zerfressen durch ihre schlechten Gewohnheiten allmälig das Staatswesen. Je mehr die Zahl der Nazarener wächst, desto öder werden die Tempel, die Theater, die Thermen, die Götterfeste, und das Volk beschleicht eine verbitterte, unheimliche Stimmung. Darum ist es auch gar nicht zu verwundern, wenn aus allen Provinzen Vorstellungen und Bitten an den Kaiser gelangen, nach alten und höchst weisen Gesetzen wider die Christen zu verfahren und diese inneren Reichsfeinde zu vertilgen. Ich schließe mich aus vollster Ueberzeugung diesen Bitten des Volkes an. Nachdem der allzeit siegreiche Kaiser die äußeren Reichsfeinde zu Boden geschlagen und den Ruhmesglanz unserer Waffen über die ganze Erde hat leuchten lassen, so möge er nun auch in seiner Weisheit und Gerechtigkeit die inneren Reichsfeinde, die Christen, wie giftiges Unkraut verbrennen lassen [1]."

---

1) Lactantius, de mort. pers. X.

Kaum hatte Galerius seine Rede geschlossen, als ein Gemurmel des Beifalls durch die Versammlung lief. Alle Köpfe nickten beistimmend und Jeder bemühte sich, durch Bewegungen und Mienenspiel den spähenden Augen des Cäsaren sich zu empfehlen. Nur Constantin saß unbeweglich, wie eine Bildsäule. Sein Angesicht war weiß und hart, wie Marmor, während seine Blicke stechend auf dem Cäsaren ruhten.

Langsam, auf einen Stab gestützt, erhob sich der Statthalter von Armenien, ein Mann in den besten Jahren, aber hüstelnd und körperlich zerfallen, in Folge eines ausschweifenden Lebens.

„Majestätischer, erhabener Sohn des Jupiter!“ begann er. „Sämmtliche hier gegenwärtige Statthalter, Räthe und Rechtsgelehrten haben mich erkoren, das Ergebniß ihrer Erfahrungen, ihres Wissens und ihrer reiflichen Erwägungen vor Deiner Göttlichkeit unterthänigst niederzulegen. — — Die Sekte der Christen hat kein Recht, im Staate zu existiren, weil sie weder auf Befehl des Kaisers, noch in Folge eines Senatsbeschlusses entstanden ist, und weil sie besteht im Widerspruche mit den Gesetzen. Deine Majestät hat zwar in grenzenloser Milde den Christen Duldung gewährt. Wird aber der Vater des Vaterlandes

diese Gnade bis zu dem Maße ausdehnen, daß hieraus Gefahr und Verderben für den Staat erwachse? Wir alle sind fest überzeugt, daß im Wesen des Christenthums Elemente liegen, welche auf das ganze Reich gerade so wirken, wie tödtliches Gift auf einen lebendigen Körper. Die Lehren und Einrichtungen des Juden von Nazareth vertragen sich mit dem Reichsorganismus durchaus nicht. Das Christenthum zerstört die Einheit der Staatsreligion und stellt die wichtigsten Gesetze in Frage. Soll diese nothwendige Einheit und die Autorität der Gesetze gerettet werden, dann ist die Sekte des Nazareners mit der Wurzel auszureißen. — Dies in Kürze die Ansicht von uns Allen, die wir vertrauensvoll Deiner erhabenen Weisheit anheimgeben."

Der Statthalter von Armenien sank hüstelnd auf sein Polster.

„Ihr wäret demnach Alle von der Reichsfeindlichkeit der Christen überzeugt?" frug der Kaiser.

„Wir sind es!" antworteten die Glieder des Staatsrathes, wie aus einem Munde.

„Und Keiner weiß zu Gunsten der Christen ein Wort zu sprechen?" frug der Kaiser wieder, augen-

scheinlich erschreckt über den verhängnißvollen übereinstimmenden Spruch seines großen Rathes.

Tiefes Schweigen. Die Augen des Galerius fuhren drohend über die Sitze hin, jeden Vertheidiger der Verhaßten abzuschrecken. Dennoch erhob sich der edle Constantin. Die Zornesblicke des grimmen Galerius beachtete er nicht, und jetzt klang seine metallreiche Stimme fest durch den Saal.

„Kaiserlicher Herr!“ begann der Prinz. „Du hast den Ausdruck der Ueberzeugung Jedem von uns befohlen; deßhalb spreche ich, obwohl meine Ansicht im Widerspruche steht mit den Ansichten der hier Gegenwärtigen.“

Galerius rückte unruhig auf seinem goldenen Stuhl und schoß Blicke glühenden Hasses auf den Prinzen.

Mark sah betroffen nieder und lauschte. Er kannte des Kaisers Hochachtung für den tapferen Tribun und wußte, daß im Urtheile Diocletians die Meinung eines erprobten Offiziers schwerer wog, als die Ansicht des Staatsmannes.

„Es wird behauptet, die Christen seien reichsfeindlich,“ fuhr Constantin fort. „Unter meinen Befehlen steht eine nicht unbedeutende Anzahl christlicher

Soldaten, — eine reichsfeindliche Gesinnung habe ich an ihnen niemals wahrgenommen. Aber ich muß bekennen, daß in allen Feldzügen, vor meinen Augen, gerade die christlichen Soldaten durch kühnen Muth und Tapferkeit sich ausgezeichnet haben. Es ist wahr, die christlichen Soldaten haben allerlei religiöse Uebungen, sie beten viel, sie fasten und enthalten sich aller Vergnügungen, die mit der Verehrung irgend eines Gottes in Verbindung stehen. Ihr keusches, enthaltsames und nüchternes Leben ist jedoch weit davon entfernt, die Mannszucht zu lockern und die Lebenskräfte zu entnerven, — im Gegentheil, die Christen sind meine ausdauerndsten, pünktlichsten und gehorsamsten Krieger im Dienste. Niemals habe ich einen Christen strafen müssen. Und da sie die Vertheidigung des Vaterlandes als eine religiöse Pflicht betrachten, so ist ihre Tapferkeit vor dem Feinde ungestüm, ihr Muth von bewunderungswürdiger Kühnheit, ihre Todesverachtung sprüchwörtlich. Niemals haben die Christen dem Feinde den Rücken gekehrt, niemals wichen sie der Uebermacht, — nicht einmal vor den Persern sind sie geflohen."

Hier wurde Galerius glühend roth. Da Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, so senkte er die sei=

nigen, einem wilden Stiere ähnlich, der vorübergehend vor dem Feinde den Nacken beugt, um dann mit voller Wuth auf ihn loszustürzen. Cäsar Galerius war nämlich bei Karrhä von den Persern geschlagen und Constantins Anspielung auf diese Niederlage von den Mitgliedern des Staatsrathes sehr wohl verstanden worden [1]).

„Selbst Soldat, halte ich es für meine Pflicht, gekränkte Soldatenehre zu vertheidigen,“ fuhr der Prinz fort. „Unser kaiserlicher Herr, seit früher Jugend im Felde, wohlbekannt mit den Verhältnissen des Lagerlebens, wie mit soldatischer Haltung vor dem Feinde, wird ohne Zweifel mein Urtheil über Muth, Tapferkeit und Disciplin der christlichen Soldaten bestätigen können.“

Diocletian nickte hier wiederholt bestätigend mit dem Haupte.

Galerius biß in seine Lippen, daß sie bluteten, und Marks Betroffenheit stieg zusehends.

„Demnach ist es ungerecht,“ rief Constantin, Entrüstung im Tone seiner Stimme, „die Christen frischweg als Reichsfeinde zu erklären. Freveln die Chri-

---

1) Cantu, B. IV, S. 432.

sten wider die Gesetze des Staates als Diebe, Betrüger und Mörder, so strafe man sie nach den Gesetzen. Aber man unterdrücke und verfolge nicht Leute als Auswurf der Menschheit, die es nicht sind."

Auf diese Rede folgte eine Pause tiefsten Schweigens. Alle sahen forschend nach dem Kaiser, auf den Constantins Worte einen lebhaften Eindruck hervorgebracht zu haben schienen.

Cäsar Galerius krümmte sich unter der Wucht verhaltenen Grimmes. Anfänglich unvermögend, Worte zu finden, dem verhaßten Prinzen zu erwiedern, sprang er jetzt vom Sitze auf.

„Weil der edle Constantin ein Freund der Christen ist," rief er hämisch, „so bin ich der Meinung, wir sollten auf unsere Ueberzeugung verzichten und die guten Christen als Reichsfreunde erklären."

„Ich bin aller ehrlichen Leute Freund, seien dieselben Christen, Juden oder Heiden," entgegnete der Tribun.

„Ganz die Art eines veralteten Philosophen," rief Galerius spöttisch, „vor dessen Weisheit der gesunde Verstand aller denkenden Männer Dummheit ist."

„Die Gegenwart des Kaisers verbietet mir, Dir, Cäsar, auf eine solche Bemerkung die richtige Antwort zu geben," sagte Constantin.

„Keinen Zank!" gebot Diocletian. „Der verdienstvolle Tribun hat auf meinen Befehl seine Ansicht ausgesprochen. Ich schätze ihn deßhalb noch höher, weil er gleichen Muth im Rathe, wie vor dem Feinde beweist."

Offenbar wollte Diocletian weiter sprechen, wahrscheinlich sein Einverständniß mit Constantin über die gepriesenen christlichen Soldaten auszudrücken; denn sein Auge ruhte mißfällig auf dem Staatsrathe. Wäre der Kaiser zum Ausdrucke seiner Anschauung gekommen, die Folgen der Versammlung würden vielleicht ganz andere gewesen sein. Aber Mark, lauernd wie ein Rattenfänger, erkannte die Wichtigkeit des Augenblickes, und als Diocletian eine Pause machte, erhob er sich rasch.

„Das Urtheil des Prinzen Constantin über die christlichen Soldaten," begann er, „entspricht jedenfalls der Wirklichkeit. Cäsar Galerius stimmt mit diesem Urtheile vollständig überein, wie ich aus Erfahrung weiß," — hier blickte er scharf nach dem Cäsar hin. „Hat mir ja dieser für das Reich hoch-

verdiente, siegreiche Feldherr Galerius wiederholt die Tapferkeit christlicher Soldaten gerühmt. — Allein der edle Constantin hat doch wohl ohne Absicht den Kern der Frage verrückt. Der Befehl unseres allerhöchsten Herrn, des Kaisers, lautet nicht, zu untersuchen, ob die Christen tapfere Soldaten seien, — sondern ob das Christenthum eine staatsgefährliche Sekte und die Christen Reichsfeinde seien. Sind die Christen wirklich reichsfeindliche Leute in Folge ihres religiösen Glaubens, dann wären sie ja nur um so staatsgefährlicher, weil sie zugleich tapfere Soldaten sind."

Ein Gemurmel der Uebereinstimmung rauschte durch den Saal, dem sogleich die tiefste Stille gespannter Erwartung folgte.

„Zur Beantwortung der Frage, ob die Christen reichsfeindlich seien, oder nicht, gibt es einen sicheren, ganz untrüglichen Weg," fuhr der Staatsmann fort. „Die Christen sind reichsfeindlich, wenn Lehren und kirchliche Einrichtungen des Jesus von Nazareth im klaren Widerspruche stehen mit den Gesetzen und dem Geiste unseres Staatswesens. Zur Klarstellung der Sache und als verpflichteter Vertreter des Staatsgedankens, erlaube ich mir einige Andeutungen bezüglich

des Verhältnisses unseres Staatswesens zur Religion. — Nach uralten Gesetzen des römischen Reiches ist bekanntlich die Religion lediglich eine Staatsanstalt. Die Religion ist ebenso ein Zweig der Gesammtgliederung des Staatsorganismus, wie Handel, Gewerbe, Polizei, Oekonomie und andere Zweige. Unser Priesterthum amtet in Diensten des Staates, es ist ein Organ des göttlichen Kaisers und hat keine andere Autorität, als jene, die ihm Kaiser und Reich verleihen. Pontifex maximus, oberster Priester, ist die geheiligte Person des Kaisers. Und weil die kaiserliche Gewalt gleichsam die höchste Gottheit darstellt, darum bezeichnet der Kaiser die Götter, welche im Reiche verehrt werden dürfen, und welcher Cultus ihnen geweiht sein soll. Ebenso verfügt der Kaiser über den religiösen Cultus im Allgemeinen, über die religiösen Einrichtungen, über die religiösen Lehren. Priester und Volk müssen sich diesen kaiserlichen Bestimmungen gläubig unterwerfen. Alle Priester und Auguren haben lediglich die Aufgabe, die, Unternehmungen der politischen Gewalt durch ihr Amt und ihre religiösen Funktionen zu unterstützen das Volk hiefür zu stimmen und zu begeistern. Sohin ist die Religion nur eine Staatsanstalt, ein Werk-

zeug in den Händen des Kaisers, eine Festigung kaiserlicher Allgewalt zum Heile des Staates. — — Dies bekanntermaßen Stellung, Bedeutung und Zweck der Religion [1])."

Mark schwieg. Er hatte kräftig den Stolz des Jovischen gekitzelt und gewahrte mit Befriedigung günstige Eindrücke.

„Sehr gut, — treffend, — wahr!" sagten verschiedene Stimmen und alle Köpfe nickten Beifall, jenen des Kaisers nicht ausgenommen. Der einzige

---

1) Dr. A. Stöckl, Grundriß der Religionsphilosophie, S. 32 ff. — Mit Marks richtiger Darlegung des heidnischen Staatswesens stimmt genau die betreffende Lehre moderner Philosophen überein. Hegel sagt, der Staat sei der wirkliche präsente Gott, er sei göttlicher Wille, als gegenwärtiger, sich zur wirklichen Gestalt und Organisation entfaltender Geist. Der Staat sei ein wahrhaft irdisch Göttliches. Darum stehe die Kirche weder über ihm, noch außer ihm. Der Staat trete vielmehr an die Stelle der Kirche und setze sie zu einem Moment seiner selbst herab. Um daher religiös zu sein, habe der Mensch nichts Anderes zu thun, als was ihm vom Staate vorgeschrieben wird. Die Religion habe kein Recht, dem Staate gegenüber sich eine Unabhängigkeit zu vindiciren. Der Staat allein sei die unbeschränkte absolute Macht auf Erden. — Mithin haben diese Philosophen von der Sorte Hegels nichts Neues erdacht. Sie haben sich vielmehr eines Rückschrittes von 1800 Jahren und eines Rückfalles in die Tyrannei des Heidenthums schuldig gemacht.

Constantin versagte seine Uebereinstimmung, — nicht deßhalb, weil Mark Unrichtiges behauptet hatte, sondern weil er die verbrecherischen Absichten des Staatsmannes kannte.

„Diese Oberherrlichkeit von Kaiser und Reich über die Religion hat Jesus von Nazareth aufgehoben," fuhr Mark fort. „Er hat sogar die Unabhängigkeit der Religion vom Staate proklamirt. Nach seiner Lehre hat der Kaiser kein Recht, in religiöse Dinge hineinzureden, — noch mehr, der Kaiser muß sich ebenso der Kirche unterwerfen, wie jeder Sklave."

„Fluchwürdige Vermessenheit, — Majestätsbeleidigung, — bübische Frechheit!" rief es von den Polstern.

„Die Religion Jesu Christi soll nicht eine Staatsanstalt, sondern eine von Kaiser und Reich freie, unabhängige Genossenschaft bilden," erklärte Mark weiter. „Im Geiste dieser religiösen Unabhängigkeit hat Jesus von Nazareth ein streng organisirtes Priesterthum eingesetzt und an dessen Spitze einen Pontifex maximus gestellt, welchen die Christen bekanntlich Papst nennen und der zugleich Bischof von Rom ist. Dem Papst übertrug Jesus die Gewalt, alle Christengemeinden, die ganze Kirche zu leiten und zu regie-

ren. Sämmtliche Bischöfe, Priester und Laien sind dem Papste unterworfen in religiösen Dingen. Die Kirche aber soll sich, nach des Nazareners Absicht, erstrecken über alle Völker der Erde. Mithin soll im Sinne ihres Stifters die christliche Kirche keine Religion irgend einer Nation, eines Volkes sein, sondern eine allgemeine Weltreligion, weßhalb sie auch katholisch genannt wird. Und was diese katholischen Priester und Bischöfe lehren, hat nicht der Kaiser vorzuschreiben und zu befehlen, auch nicht der Papst, — vielmehr ist die Religionslehre Jesu ein abgeschlossenes, unabänderliches System, ein depositum fidei, eine Hinterlage des Glaubens für alle Zeiten, — wie Einer der Apostel des Nazareners sagt. — — Nun frage ich: — steht eine solche freie, unabhängige Religion, wie selbe Jesus von Nazareth gestiftet, nicht in schreiendem Widerspruche mit den Staatsgrundgesetzen des römischen Reiches? Hat nicht Jesus von Nazareth die Oberhoheit des göttlichen Kaisers beschränkt? Hat er dem Kaiser nicht das Recht abgesprochen, in religiösen Dingen zu befehlen? Hat er dem Oberhaupte des Reiches nicht die Befugniß entzogen, neue Glaubenslehren einzuführen und veraltete, unzeitgemäße Glaubenslehren zu ver-

bieten? Hat sonach diese Religion Jesu nicht aufgehört, eine Staatsanstalt zu sein? — Und wenn alle diese Fragen bejaht werden müssen, — sind Leute nicht staatsgefährlich und reichsfeindlich, die solchen Lehren sich unterwerfen, dieselben zur Richtschnur ihres Denkens und Handelns machen? — Deßhalb behaupte ich mit vollster Ueberzeugung: — staatsgefährlich ist das Christenthum! Wird dieser rasch anwachsenden geistigen Macht nicht Einhalt geboten, dann wird sie die Grundlagen des Reiches unterwühlen und eine allgemeine Umwälzung zur Folge haben."

„Concedimus, — concedimus, — einverstanden!" rief es stürmisch von allen Sitzen.

„Jeder Christenfreund ist ein Feind von Kaiser und Reich!" schrie Galerius mit einem wüthenden Seitenblick auf Constantin. „Tod den Christen!"

„Tod den Reichsfeinden!" wiederhallte es von den Polstern.

Manche hatten sich von den Sitzen erhoben, mit giftig funkelnden Augen und heftigen Bewegungen. Eine dämonische Aufwallung brodelte in der Versammlung, und kaum vermochte die Gegenwart des Kaisers, rasende Ausbrüche des Hasses zu dämmen.

Mark sah die Gluth des Grimmes in den verzerrten Gesichtern, die Heftigkeit der Erregung und gedachte der Versicherung des Dämons: „Wir helfen und treiben, wir schüren den Haß in Allen, die uns gehören.“ Und der Staatsmann freute sich des thätigen Bundesgenossen.

Diocletian hob gebietend die Hand. Der Sturm schwieg.

„Dank, Mark, für Deine klare Auseinandersetzung!“ sprach er gnädig. „Von der Reichsfeindlichkeit des Christenthums bin ich überzeugt und auch von meiner Pflicht, die Verehrer des Nazareners unschädlich zu machen. Wie dies geschehen kann, sei Gegenstand meines reiflichen Nachdenkens.“

Darauf erhob er sich und verließ den Saal.

Sektirer.

Als Constantin die Christen im Staatsrathe vertheidigte, eilte sein Freund Alexander nach dem Hause des Kämmerers Gorgonius.

Durch Berufsgeschäfte verhindert, hatte er seit zwei Tagen Albina nicht sehen und sprechen können. Jetzt beflügelte Sehnsucht nach der Bewunderten seine Schritte.

Als er den Thürklopfer in der Hand hielt, glaubte er, aus dem Inneren des Hauses einen dumpfen Lärm zu hören. Der Grieche stand einige Augenblicke lauschend. Wie fernes Schreien hallte es in die Gasse. Er klopfte. Der Pförtner, sonst heiter und freundlich, öffnete heute mit sichtlicher Verlegenheit. Der Nomenclator trat verwirrt aus seiner Zelle in das Vestibul und empfing beschämt den Hausfreund.

„Unordnung und Zank ist bei uns eingezogen,“ sagte er. „Eutropia und Albina findest Du im Atrium; — Gorgonius, den guten, edlen Gorgonius, quält man im Tablinum.“

„Man quält ihn?“ rief Alexander bestürzt und eilte nach dem Atrium. Dort bot sich ein sonderbares Schauspiel dar.

Die Vorhänge, welche das Atrium vom großen Saale, Tablinum genannt, trennten, waren zurückgebunden, und der Grieche sah daselbst eine nicht geringe Zahl Männer versammelt. Sie alle befanden sich in der größten Aufregung. Heftig wurde gezankt und gestritten, eine Erscheinung, die Alexander in diesem Hause des Friedens für unmöglich würde gehalten haben. Bald sprach Einer, dann Mehrere zusammen, dann schrieen Viele durcheinander.

Der Grieche stand lauschend, Ursache und Zweck des Streites zu erforschen. Die fallenden Worte verstand er zwar, nicht aber deren Sinn. Nur so viel begriff er, daß es sich um religiöse Lehren handelte. Gorgonius sah er im Hintergrunde des Saales stehen, wie einen Mann, der innerlich gegeißelt und zerschlagen wird, so lebhaft prägten sich Schmerz und erschütterndes Herzeleid in seinem Wesen

aus. In Mitte der Versammelten standen drei Fremde, deren orientalischer Dialekt ihre Heimath verrieth. Diese stritten heftig mit Worten, wobei sie das Gesicht verzerrten und mit den Armen lebhaft gestikulirten.

Eutropia, die Gattin des Gorgonius, eine sanfte, stille Frau, saß arbeitend im Atrium und horchte zugleich auf die Reden der Männer. Der Zank berührte sie peinlich, und ihr Angesicht trug die Schrift schmerzlicher Unruhe. Neben ihr saß Albina am Stickrahmen, befangen wie ein schüchternes Kind, das unerhörte Dinge erschrecken.

Der Grieche war eingetreten, ohne die beiden Frauen zu bemerken. Jetzt vernahm er leise seinen Namen, wandte sich um und die beschämte Albina stand vor ihm. Bei ihrem Anblicke vergaß der Jüngling die streitenden Männer, grüßte sie liebevoll und trat mit ihr zu Eutropia.

„Darf ich heute Dich willkommen heißen, da bitterer Zank unseren Hausfrieden stört?“ sagte Eutropia. „Nehme kein Aergerniß an diesem Vorgange, Alexander!“

„Gewiß nicht, Eutropia!“ versetzte er. „Ihr leidet offenbar unter dem feindseligen Ueberfall böser

Menschen; ich drücke deßhalb meine Theilnahme aus. — Was bedeutet eigentlich der Lärm?"

„Er bedeutet das Schlimmste, — eine Spaltung innerhalb unserer Kirche," antwortete Eutropia. „Von Alexandrien sind Christen hieher gekommen, welche neue Lehren vortragen, dieselben als die ächten, wahren Lehren Jesu ausgeben und hiefür werben unter den Christengemeinden. Auf Anregung unseres frommen Bischofes Anthimus wurde eine Zusammenkunft der angesehensten Christen angeordnet, um die Irrlehrer zu überführen und für die Wahrheit zu gewinnen. Dies scheint jedoch nicht zu gelingen, — höre nur das Getöse!"

Gesteigerter Lärm und Wortgezänk schallten aus dem Saale, wobei die Fremden alle Uebrigen zu überschreien suchten.

„Darf ich meine Lehrerin fragen," wandte sich der Jüngling an Albina, „was der Inhalt des Streites ist?"

Sie blickte forschend auf Eutropia, als bitte sie um Erlaubniß, den Wunsch Alexanders erfüllen zu dürfen.

„Enthülle immerhin unserem Freunde den Sinn dieser häßlichen Zwietracht," sagte Eutropia. „Du

kennst ja genau Ursprung und Fortgang der novatianischen Irrlehre."

„Ich will es Dir nach bestem Vermögen erzählen, Alexander!" begann sie mit liebenswürdiger Bescheidenheit. „Als die Verfolgung unter Kaiser Decius wüthete, und das sind jetzt gerade vierzig Jahre, da fielen manche Christen ab vom Glauben, indem sie den Qualen unterlagen und den Göttern opferten. Bald aber reute sie der Abfall, und sie baten die Martyrer um Empfehlungsschreiben, damit sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen würden. Auf diesem Wege gelangten wirklich die Abgefallenen ohne Buße und ernstliche Reue in die Kirche zurück, zu großem Aergernisse der Gläubigen. Damals lebte zu Carthago ein erleuchteter Bischof, der heilige Cyprian. Dieser widersetzte sich aus allen Kräften dem eingeschlichenen Mißbrauche, gefallene Christen ohne jegliche Buße in die Kirche aufzunehmen. Da wurden die Abgefallenen gegen den heiligen Bischof erzürnt. Sie verbanden sich mit einem Priester, Novatus geheißen, und klagten den frommen Cyprian der Härte und des Uebermuthes an. Novatus stellte sich an die Spitze der beleidigten Gefallenen und reiste nach Rom, um dort, beim Papste, den heiligen

Bischof Cyprian zu verklagen. Als nun Novatus nach Rom kam, fand er auch dort heißen Streit unter den Christen. Damals war der heilige Cornelius Papst. Viele Christen verwarfen jedoch sein Oberhirtenamt, weil er zu gelinde sei gegen die Gefallenen. Diese wählten einen gewissen Novatian zum Gegenpapste. Novatus aus Carthago, der nach Rom kam, um den heiligen Cyprian wegen seiner Härte zu verklagen, trat aber nicht, wie man hätte erwarten sollen, auf Seite des gelinden Papstes Cornelius, sondern auf Seite des harten Gegenpapstes Novatian. Ganz im Gegensatze zu seiner früheren Ansicht, behauptete jetzt Novatus mit Novatian: — wer den Götzen geopfert oder sich irgend einer schweren Sünde schuldig gemacht habe, dürfe niemals wieder in die Kirche aufgenommen werden. — Du verwunderst Dich, Alexander," fuhr sie fort, des Griechen Kopfschütteln bemerkend, „weil Novatus mit einem Male seine frühere Ansicht geändert hat? Siehst Du, mein Vater Gorgonius hat gesagt, dies käme daher, weil alle Irrlehrer in einem Punkte immer einig seien: — im Hasse gegen die Kirche. Dieser gemeinsame Haß treibe sie an, aller Zwietracht unter sich zu vergessen und die Kirche zu bekämpfen. Jeder ächte

Kirchenfeind, sagt Vater Gorgonius, gäbe beide Augen darum, wenn er der Kirche nur ein Auge ausreißen dürfe. So sei es früher gewesen und werde auch künftig so sein. — Diese Irrlehrer, Novatianer geheißen, welche allen Gefallenen und Todsündern die Hoffnung auf ein ewiges seliges Leben absprachen, sollten sie auch die strengste Buße üben und sich aufrichtig bekehren, breiteten sich von Rom in verschiedenen Provinzen aus. Jetzt kamen sie hieher, um auch die Gemeinde von Nicomedien zu beunruhigen [1])."

„Eine traurige Erscheinung!" sprach der Grieche, der drohenden Verfolgung gedenkend. „Die Christen hätten wahrlich Ursache, in so ernster Zeit einig zu sein."

Eutropia nickte beistimmend.

„Wenn aber Papst Cornelius milde und nachsichtig war gegen die Gefallenen, widersprach er da nicht dem strengen Bischofe Cyprian von Carthago?" frug Alexander.

„Nein!" antwortete Eutropia bestimmt. „Cyprian eiferte nur gegen den Mißbrauch der Milde, nicht gegen die erleuchtete Barmherzigkeit des Papstes.

---

1) Dr. Alzog, K.-Geschichte, V. Aufl., S. 192.

Auch Cyprian nahm freudig alle Gefallenen, die reuevoll und bußfertig zurückkehrten, in die Kirchengemeinschaft wieder auf. Verzeihung jedem bußfertigen Sünder, ist Lehrsatz unserer heiligen Kirche."

Man hörte die Stimme des Bischofes Anthimus. Der Grieche lauschte.

„Die verzeihende Milde der römischen Kirche gegen reuige Gefallene entspricht ganz dem Geiste Christi, der gesagt hat: „Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war." Dagegen widerspricht die unerbittliche Härte der Novatianer gegen bußfertige Todsünder Gottes Barmherzigkeit," fuhr der Bischof fort. „Das frevelreiche Ninive wurde gerettet, weil es Buße gethan. Der reuigen Sünderin Magdalena, dem flehenden Mörder am Kreuze, verzieh unser Herr Jesus. Ihr aber verzeiht niemals, auch dem Büßenden nicht; — mithin ist Gottes Geist gewichen von den Novatianern."

„Du verdrehst die Schrift, — Du legst die Schrift einseitig aus," schrie ein Novatianer. „Hast Du nicht gelesen in den Psalmen, wo es heißt: „Gott, der Herr, regnet Schlingen über die Bösen; Feuer

und Schwefel und Sturmwind ist der Antheil ihres Bechers."

„Die heilige Schrift redet hier von verstockten Bösewichten," erklärte der Bischof, „nicht aber von reumüthigen Sündern. In den Psalmen heißt es auch: „Der Herr ist gnädig und barmherzig." Deßgleichen werdet ihr gelesen haben beim Propheten Ezechiel: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß der Gottlose sich bekehre von seinem Wege und lebe."

Der Novatianer stand verblüfft. Er sah, daß die Schrift gegen ihn war, dennoch ergab er sich nicht. Da er gegen die zwingenden Bibelstellen nichts einzuwenden wußte, so bewegte er widerspruchsvoll Hände und Haupt. Und jetzt gebrauchte er die List aller tückischen Gesellen, die sich im Unrecht wissen und zur Vertheidigung der Lügen frech der Wahrheit in das Angesicht schlagen. Der Novatianer hing sich nämlich an den Buchstaben, den er als Waffe gegen den Geist gebrauchte.

„Auch die Stelle im Briefe des heiligen Paulus an die Römer," sagte der Bischof, „wird euch bekannt sein: „Ich erzeige Barmherzigkeit, wem ich Barmherzigkeit erzeigen will."

„Darin liegt es eben, — darin liegt es: „wem ich Barmherzigkeit erzeigen will,“ schrie der Novatianer. „Gott will aber den Todsündern keine Barmherzigkeit erzeigen. Die römische Kirche irrt in Auslegung der Schrift. Wir allein haben den Geist zum richtigen Verständnisse der Bibel.“

„Dies haben seit den Apostelzeiten alle Irrlehrer behauptet, sie haben die römische Kirche des Irrthums beschuldigt,“ sagte eine Stimme, in der Alexander jene des Kämmerers Petrus zu erkennen glaubte.

„Darin hatten sie vollkommen recht,“ kreischte der Novatianer. „Anmaßung ist es von Seite der römischen Kirche, den Vorrang über alle übrigen Kirchen zu behaupten. Wir sind die Reinen, wir besitzen das lautere, unverfälschte Gotteswort.“

Und so ging es fort. Der Grieche gedachte einer Stelle in den Schriften des Satyrikers Lucian, wo er behauptet, unter den Christen gebe es so viele Spaltungen, daß sie kaum mehr, als den Namen gemeinsam hätten. Ueberhaupt machte der Zank auf ihn den unangenehmsten Eindruck. Anderseits entging ihm nicht, daß selbst die Zwietracht ein Zeugniß war für die Erhabenheit des Christenthums gegenüber dem Heidenthum. Ein Theil der Christen fand

Laster so verabscheuungswürdig, daß sie den Todsündern die Möglichkeit der göttlichen Verzeihung bestritten, — während die Heiden sich behaglich in Lastern wälzten, in denen ihnen sogar die Götter mit eigenem Beispiel vorangingen.

Albina mochte die Empfindungen des Jünglings errathen; denn sie saß niedergedrückt und wagte kaum, ihr Auge zu ihm emporzuheben.

Gorgonius trat in das Atrium und begrüßte mit einem Händedruck den Hausfreund. Seine Züge waren schmerzlich bewegt und sein Gesicht glühte vor Erregung.

„Die Alexandriner brachten Sturm in Dein Haus," sagte Constantins Freund. „Albina hat mir bereits die Geschichte des Novatus und Novatian erzählt."

„Nicht allein der Teufel des Novatian, sondern auch der Satan des Sabellius steckt in den Verirrten," entgegnete Gorgonius.

„Hat Sabellius eine besondere Irrlehre vorgetragen?" frug der Grieche.

„Ja! Er läugnet die ewigen inneren Unterschiede der heiligsten Dreifaltigkeit," antwortete der Kämmerer. „Höre, — eben kannst Du aus dem Munde

des Sabellianers Alpheus die Nichtswürdigkeit vernehmen!"

„Wir lehren eine einzige göttliche Substanz, einen Gott," rief Alpheus. „Dehnt sich die Gottheit aus in der Welt, so wird sie Vater. Vereint sie sich mit Christus zur Erlösung, so heißt sie Sohn. Einigt sich dieselbe mit der Menschheit, wirkt sie in der Gesammtheit der Gläubigen erleuchtend, wiedergebärend, die Erlösung vollendend, so ist sie heiliger Geist [1])."

„Abermals ein folgenschwerer Irrthum," sagte Bischof Anthimus. „Ihr läugnet die Personenunterschiede der heiligsten Dreifaltigkeit."

„Wir läugnen sie nicht, wir beschränken sie auf das richtige Maß," rief der Sabellianer, und ein wirrer Redestrom entstürzte seinem Munde.

Gorgonius saß traurig und bewegte schmerzlich das Haupt.

„Ich finde die Verschiedenheit in der Auffassung christlicher Lehren sehr natürlich," sprach Alexander. „Alles auf Erden ist dem Wechsel, der Veränderlichkeit unterworfen. Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Glaubensansichten entstehen und vergehen. Auch das

1) Dr. Alzog, K.-G.schichte, S. 157.

Christenthum wird von diesen allgemein gültigen Grundgesetzen keine Ausnahme bilden."

„Theilweise richtig!" entgegnete Gorgonius. „Seit Christus und den Aposteln, also seit kaum dreihundert Jahren, tauchten zahllose christliche Sekten auf und vergingen zum Theile wieder. Dies hat der Herr Jesus bestimmt vorausgesagt mit den Worten: „Es werden viele falsche Propheten aufstehen und Viele verführen." Nach zweitausend Jahren etwa, mag die Zahl der Irrlehrer sein, wie das Sternenheer des Himmels. Und doch ist und bleibt die Kirche eine Säule und Grundveste der Wahrheit. Niemals kann, niemals wird sie irren. In den Stürmen und Bewegungen aller Zeiten wird sie unverfälscht und rein die Lehre Jesu bewahren."

Der Grieche schüttelte ungläubig das Haupt.

„Wie wäre dies möglich?" frug er.

„Durch die allmächtige Leitung und Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Kirche," antwortete Gorgonius. „Ein Lehramt hat Gott der Herr gestiftet und diesem hat er den heiligen Geist gesandt, damit er bei ihm bleibe bis zum Ende der Welt und es einführe in alle Wahrheit. Zugleich hat der Herr Jesus einen obersten Wächter über die Reinheit des

Glaubensinhaltes bestellt, — den Papst. Entstehen irgendwo Irrlehren, der Papst hat von Gott das geistige Vermögen, dieselben zu erkennen und die Aechtheit der Lehren Jesu unfehlbar zu begrenzen. Der oberste Hirt der ganzen Kirche, der Papst, hat Vollmacht, Alle von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, die abtrünnig geworden von der Wahrheit. Nach diesen Gewalten und Vollmachten handelten seit dreihundert Jahren die Päpste, und sie werden hiernach handeln bis zum Weltende. — Mithin sorgte unser Herr Jesus weise für die Reinheit seiner Lehre."

„In der That, eine Fürsorge von göttlicher Weisheit!" bestätigte der Grieche.

„Aber Spaltung und Verwirrung, zum Unheile der Seelen, stiften die Irrlehrer," fuhr Gorgonius fort. „Dazu haben sich Menschen in die Kirche eingeschlichen, welche Schande bringen der Gemeinschaft der Heiligen. Mir steht es sonnenklar vor Augen: — zur Läuterung und Reinigung müssen Stürme losbrechen. Dann werden die faulen Glieder abfallen, und mit verjüngter Kraft wird die Kirche weiter schreiten auf ihrer himmlischen Bahn, zur Erlösung und Veredlung der Menschheit."

Er schwieg einige Augenblicke und saß nachdenkend.

„Und wirksam sind die Läuterungsmittel," fuhr er fort. „Verfolgung der Kirche von Außen durch den Staat, — Bedrängniß von Innen durch die Irrlehrer. Die äußere Verfolgung wird ein Zusammengehen der Kirche mit dem heidnischen Staatswesen verhüten, sie wird die Kirche frei erhalten von folgenschweren staatlichen Einflüssen. Und die innere Prüfung und Bedrängniß durch die Irrlehrer wird die Kirche innerlich reinigen und fremde Stoffe aus ihrem Organismus ausscheiden."

„Wenn aber Diocletian seine Weltmacht zusammenrafft zur Vertilgung der Christen, — wenn er den allgemeinen Haß der Heiden losläßt und bewaffnet gegen Deine wehrlosen Glaubensgenossen; — fürchtest Du nicht die völlige Ausrottung des Christenthums?"

„Nicht entfernt, mein Freund!" antwortete Gorgonius. „Was der Allmächtige gestiftet hat für alle Zeiten, kann auch Diocletians menschliche Weltmacht nicht zerstören. Und der Herr Jesus hat gesagt: „Die Macht der Hölle wird meine Kirche nicht überwältigen." Sich selbst hat er den Eckstein genannt

und versichert: „Jeder, welcher fällt auf diesen Stein, zerschmettert wird er werden; auf wen er aber gefallen sein wird, zermalmen wird er ihn." Ja, an diesem Eckstein und Felsen der Kirche wird noch mancher anstürmende und mächtige Feind den Schädel zerstoßen. Deßhalb bin ich vollkommen ruhig über das Kommende."

Der Grieche überlegte die Worte des Kämmerers und fand, daß sich Alles stütze in der Kirche auf die Gottheit ihres Stifters.

„Im Stuhle des heiligen Petrus," hörte man Bischof Anthimus sagen, „wurzelt die Einheit der ganzen Kirche. Sonderkirchen gibt es nicht, — nur eine Kirche Christi besteht. Habt ihr nicht gelesen, was der heilige Bischof Cyprian schreibt? „Wie alle Strahlen von Einer Sonne ausgehen und alle Zweige Eines Baumes von Einer Wurzel, so sind alle in der Welt zerstreuten Christengemeinden zu Einer Kirche verbunden. Wie der Strahl nur in der Sonne, der Zweig nur am Baume ist, so der wahre Christ nur in der Gemeinschaft der Kirche. Wer in dieser nicht lebt, ist ein Fremder, ein Profaner, hat an der Gemeinde Christi keinen Antheil. Denn nicht mehr hat Gott zum Vater, wer die Kirche

nicht zur Mutter hat; selbst der Martyrertod eines solchen Getrennten hat keinen Werth."

„Daran halten wir fest," hörte man die helle Stimme Marcellins, des Kindersuchers rufen. „Wir sind nicht Novatianer, nicht Sabellianer, nicht Ebioniten, nicht Montanisten, — wir sind römische Katholiken, weil in Rom das von Gott gesetzte Oberhaupt der Kirche den Hirtenstab führt."

„Falsch, — wir sind die ächten Katholiken, — wir sind die Reinen, — Rom hat den Glauben gefälscht," schrie ein Novatianer.

„Die Sprache aller Irrlehrer!" versetzte Marcellin. „Wir bitten euch, von hinnen zu gehen, unsere Gemeinde nicht weiter zu beunruhigen."

„Dies wollen wir auch, — dies thun wir, — wir schütteln den Staub von unseren Füßen!" hörte man zürnende Stimmen rufen.

Es entstand ein kurzes Getöse. Drei Männer mit stark gerötheten Gesichtern, unter heftigen Geberden, stürzten durch das Atrium und verschwanden im Vestibul.

Das Edikt.

Marcellin, der Kindersucher, fährt mit seinem kleinen, bedeckten Wagen durch jene Gassen Nicomediens, die von Armen bewohnt werden.

Seit langer Zeit machte er in diesem Stadttheile gute Beute und selten verließ er denselben, ohne eines oder mehrere ausgesetzte Kinder gefunden zu haben. Unnatürliche Mütter legten die Säuglinge, kurz vor Marcellins regelmäßigem Erscheinen, neben die Hausthüren, meistentheils nackt, auf den bloßen Boden; denn die Herzlosigkeit des Heidenthums erstreckte sich auf Alle, sogar auf die Mütter. Und der fleißige Kindersucher enthob die Heiden der Mühe, ihre Säuglinge in das Meer zu werfen, oder sie an entfernteren Orten auszusetzen, damit dieselben ver-

hungerten, oder von streifenden wilden Hunden zerrissen wurden [1]).

Als jedoch die Heiden bemerkten, daß Marcellin die gefundenen Kinder wie Kleinodien behandelte, kamen sie auf den Einfall, ihm dieselben zu verkaufen. Anfänglich forderten sie Spottpreise. Weil aber der Kindersucher ohne Feilschen zahlte, stiegen sie im Preise immer höher. Endlich verlangten sie Summen, die Marcellin, obwohl sehr reich, auf die Länge nicht erschwingen konnte. Da er nicht herabbieten und gerade durch hohe Preise den Kindermord verhindern wollte, so nahm er die Hilfe der allgemeinen christlichen Armenkasse in Anspruch.

In jeder Christengemeinde bestand nämlich ein Verein, der Geld sammelte zu Zwecken der Nächstenliebe. Schon Tertullian schreibt von dieser christlichen Gewohnheit: „Jeder bringt an einem Tage des Monats einen mäßigen Beitrag, oder wann er will, oder wenn er will, und wenn er etwa geben kann. Gezwungen wird Niemand; die Beiträge sind freiwillig. Es sind gleichsam Einlagen der Liebe. Denn nicht zu Schmausereien, oder zu Trinkgelagen

---

1) Tertullian, ap. III.

werden sie verwendet, noch zu Freßgenossenschaften, wo jeder zahlt und keiner Dank weiß, — sondern zur Nahrung und Beerdigung der Armen, zum Unterhalte dürftiger und verwaister Knaben und Mädchen, oder schwacher Greise, oder Schiffbrüchiger, oder Solcher, die in Bergwerken arbeiten, oder auf wüste Inseln verbannt sind, oder in Fesseln liegen und leiden um der Sache Gottes willen [1])."

Gegenwärtig steht Marcellin vor zwei Müttern, die ihre Säuglinge feil bieten. Die Frauen sind schlecht genährt, aber gut gekleidet und scheinen den besseren Ständen anzugehören; denn die drückenden Staatslasten zwangen auch Vermögende, ihre Kinder zu verkaufen.

„Kommt die Zeit, wo die Kopfsteuer verfallen ist," schreibt Libanius, „so nimmt die Menge der Sklaven zu, die Väter verkaufen ihre Kinder, nicht um den Kaufpreis zu behalten, sondern um ihn den Steuereinnehmern geben zu können. — Wenn nach Ablauf von vier Jahren die Periode der Lustralsteuer wiederkehrt, so ertönt Weinen und Wehklagen durch die ganze Stadt. Man sieht, wie diejenigen geschlagen

1) Tertullian, ap. XXXVIII.

und mißhandelt werden, welche die Taxe wegen ihrer Armuth nicht entrichten können. Mütter verkaufen ihre Kinder, Väter führen ihre Töchter zur Felicitas, um sich die Mittel zur Befriedigung des Einnehmers zu verschaffen [1])."

Marcellin betrachtet mitleidig die Kleinen. Dieselben sind überaus abgemagert und scheinen dem Tode nahe.

„Ich gebe Dir mein Kind für einhundert Silberdenare," sagte die Eine. „Es ist zwar recht armselig, — aber ich bin es auch und konnte den Säugling nicht stillen. Und dann brauchen wir das Geld für den Einnehmer. Zahlen wir nicht, so kommen wir als Sklaven in die Bergwerke, — ach, in die schrecklichen Bergwerke, — unter die Peitschen der Aufseher! Welches Geschick!" und sie schaute ihn gar flehend an. „Darum bitte ich Dich, für mein Kind hundert Denare zu geben, — obwohl dies viel Geld ist."

„Auch ich gebe Dir mein Kind für einhundert Silberdenare," sagte die Andere. „Auch wir sind sehr übel daran. Mein Mann ist krank, — wir

---

1) Cantu, B. IV, S. 745.

haben nichts zu essen und kein Einkommen. Unsere ganze Habe wurde vom Einnehmer gepfändet, weil wir die Kopfsteuer nicht zahlen konnten. Wenn Du uns nicht helfen willst, so müssen wir verhungern, oder uns Alle in die Sklaverei verkaufen. Marcellin, — guter Marcellin, — Du bist ja ein Christ, darum habe Mitleid mit uns!"

„O ihr Armen!" sagte Marcellin ergriffen. „Mein Gott, — welches Elend! — Ich zahle euch zweihundert Silberdenare, und müßte ich das letzte Geldstück meiner Kasse plündern."

Die Säuglinge richteten die hellen Augen auf den Kindersucher und lächelten, als könnten sie dessen Worte verstehen.

„Du bist ein herzguter Mensch, — ein edler Mann, — unser Retter!" sagten froh die Mütter, indem sie den Saum von Marcellins Gewand küßten.

Er zog einen langen Beutel hervor und mit demselben einige lose Blätter eines Buches, die auf den Boden fielen. Er schlug den Staub von den Blättern und schob dieselben sorgfältig in die Tasche. Dann zählte er hundert Denare einem Weibe in den Schoos, und vierzig in den Schoos der Anderen. Der Beutel war erschöpft. Er zog einen kostbaren

Ring mit einem großen blitzenden Steine vom Finger.

„Dieser Ring," sagte er, „ist von sehr hohem Werthe. Ich habe kein Geld mehr, — behalte also den Ring, bis ich ihn einlöse mit sechszig Denaren."

Die Diener des Ritters Marcellin wickelten die Kinder in Leinwand und der Wagen fuhr von dannen.

Als der Kindersucher in die Nähe des Forums kam, begegnete ihm Plautian in großer Erregung.

„Ein Unglück, Marcellin, eine Missethat, ein schreckliches Verbrechen ist geschehen," rief er. „Auf des Kaisers Befehl wurde unsere Kirche diesen Morgen von Beamten erbrochen, die heiligen Schriften und Gefäße wurden geraubt, der Altar wurde niedergerissen. Und eben zieht eine Schaar Soldaten mit Aexten und anderen Werkzeugen nach der Kirche, um dieselbe dem Boden gleich zu machen [1])."

Der Kindersucher stand unbeweglich und blickte aus starren Augen auf den Erzähler. Vorübergehende Heiden sahen die Bestürzung der Christen, erriethen die Ursache, lachten schadenfroh, oder warfen höhnische Bemerkungen nach den Mißhandelten.

---

1) Lactantius, de mort. pers. XII.

„Das ist eine himmelschreiende Gewaltthat!“ sprach entrüstet der Ritter. „Diocletian sollte sich dieser Ungerechtigkeit schämen.“

Darauf wandte er sich an die Diener, welche mit dem kleinen Wagen in der Straße hielten.

„Fahret mit den Kleinen nach dem Hause des Gorgonius, — ich folge!“ befahl er.

Das Wäglein rollte weiter.

„Auch soll der Kaiser ein Edikt wider uns erlassen haben,“ fuhr Plautian fort. „Eben wollte ich nach dem Forum, wo das Edikt bereits angeschlagen sei.“

„Gut, — gehen wir nach dem Forum!“ sagte Marcellin. „Das Edikt wird befehlen, alle Kirchen im Reiche niederzureißen und den Christen jeden öffentlichen Gottesdienst verbieten. Immerhin, — dann steigen wir wieder hinab in die Katakomben, — wir versammeln uns zur heiligen Feier im Verborgenen. — — Indessen, — vielleicht fordert das Edikt noch etwas mehr.“

„Was meinst Du?“ frug Plautian.

„Gut und Leben der Christen!“ antwortete der Kindersucher. „Die Dämonen dürsten nach Christen-

blut. Mich wunderte längst, daß vierzig Jahre lang die Hölle das Reich Gottes nicht angefochten."

„Ich werde mich lieber sieden und braten lassen, als den Götzen opfern," versicherte Plautian. „Welch ein Ruhm, Martyrer zu sein, — den christlichen Helden beigezählt zu werden!" rief er feurig. „Kämpfen will ich um diesen Lorbeer, — suchen will ich ihn!"

„Nur stets bescheiden und demüthig, Freund!" sagte Marcellin. „Du weißt, man soll sich zum Martyrium nicht vordrängen, man soll der menschlichen Schwäche mißtrauen und Gottes Gnade erflehen."

„Stark fühle ich mich, die schwersten Peinen zu ertragen!" rief Plautian. „Verachten, verspotten will ich die Marterwerkzeuge der Henker, — zeigen will ich den elenden Heiden, was ein Christ vermag!" prahlte er. „Nur zu, Tyrann, — nur zu, ihr Bluthunde, — euer Wüthen und Rasen soll meinen Glauben nicht beugen!"

„Deine Sprache mißfällt mir, Plautian, weil sie nach Stolz riecht. Nehme Dich wohl zusammen! Stelle Dich nicht auf Dich selbst, sondern auf Gott!"

Sie betraten das Forum. Eine dichte Gruppe

umstand die Säule, an der gewöhnlich öffentliche Bekanntmachungen angeheftet wurden. Unter den Umstehenden befanden sich Felix, der Wühler und Agent Marks, die reichen Prasser Lucius und Silvan, sowie der Schandhauswirth Demetrius.

„Ah, — seht, da kommt ja Ritter Marcellin, der christliche Kindersucher!“ rief Lucius, vergnügt die Hände reibend. „Nun, edler Marcellin, willst Du des Kaisers herrliches Edikt lesen?“ frug er höhnisch. „Ein höchst weises Edikt, — jedes Wort mit Gold nicht aufzuwägen.“

„Ich theile Deine Ansicht, Lucius!“ erwiederte Marcellin. „Gerechtigkeit wiegt allerdings schwerer als Gold, und ein gerechter Kaiser erläßt nur gerechte Edikte.“

„Gerecht ist das Edikt, ich schwöre es!“ rief Demetrius. „Warum ist es gerecht? Weil es den Christen, welche die ehrsamen Gewerbe zu Grunde richten, auf den Nacken steigt. Das Edikt hilft meiner Felicitas wieder auf die Beine; denn es vertilgt die Enthaltsamen, die Keuschen, die Thoren, die Feinde der Freude und die Anbeter des Eselskopfes.“

Marcellin drängte sich durch die Gruppe. Man

machte ihm mit sichtlicher Schadenfreude Platz, und jetzt stand er dicht vor der Säule.

„Laut vorlesen!“ rief eine Stimme.

„Jawohl, — der Christ soll uns die Befehle des Kaisers verkünden!“ rief Silvan.

„Stille, — stille, — Marcellin liest!“

Allgemeines Schweigen. Marcellin las mit fester Stimme:

„Diocletian, Sohn des Jupiter, der Kaiser und Vater des Vaterlandes, befiehlt für den ganzen Umfang des römischen Reiches wie folgt.“

„Alle Kirchen der Christen sind unverweilt abzubrechen, dieselben bis auf den Boden zu schleifen und die heiligen Schriften der Christen zu verbrennen.“

„Alle Kirchengüter werden eingezogen, verkauft, oder an Körperschaften verschenkt.“

„Wer dem Christenthum nicht entsagt und den Göttern nicht opfert, soll aller Bürgerrechte und Würden beraubt sein.“

„Christen von geringem Stande sollen die Freiheit verlieren und zu Sklaven gemacht werden. Keine Gerichte sollen Beschwerden von den Christen annehmen, wenn sie Klagen führen wollen wegen irgend

einer Beleidigung, oder wegen Diebstahls. Christen sollen durchaus nicht gehört werden; dagegen sind Anklagen wider die Christen zulässig und keine Berufungen und Entschuldigungen zu deren Gunsten gestattet."

„In diesem Zustande der Acht und der Schmach sollen die Christen verharren, ja lange sie den Göttern nicht opfern [1])."

„Nun, edler Marcellin, wie gefällt Dir dieses göttliche Edikt?" rief Lucius spöttisch.

Die Augen des Kindersuchers begannen zu flammen. Rein von Sitten, furchtlos, charaktervoll, menschenfreundlich, lebhaft fühlend für Freiheit und Gerechtigkeit, hiebei von feuriger Natur, — mußte dieses tyrannische Dekret auf den jungen Mann einen überwältigenden Eindruck hervorbringen. Allein das Christenthum hatte ihn gelehrt und geübt, stürmische Gemüthsbewegungen niederzudrücken. Ohne die höhnischen Bemerkungen der Heiden zu beachten, rang er so lange mit der inneren Bewegung, bis er seine Fassung gewonnen.

„Bürger," rief er jetzt, „heißt es nicht hier, daß

---

1) Eusebius, eccl. hist. VIII, 2. Lactantius, de m. p. XIII.

Christen vor den Richtern keine Klage führen dürfen, — daß Christen rechtslos und vogelfrei seien?"

„Jawohl, — so heißt es!" erwiederte Silvan. „Wenn ich Dir in's Gesicht spucke, — Dich mit Füßen trete, — Dich mit Koth werfe — es ist Alles erlaubt; denn Du bist ein Christ."

Wieder begannen die Augen des Ritters zu flammen.

„Bürger," rief er abermals, „heißt es nicht hier, gegen Christen sei jede Klage zulässig, den Christen aber keine Berufung und Entschuldigung gestattet? Begreift ihr die Tragweite dieser Worte?"

„Sehr gut!" antwortete Lucius. „Wenn ich vor den Richter trete mit der Anklage: Marcellin ist ein Mörder, — ein Vaterlandsverräther, — ein Majestätsbeleidiger, so mußt Du unfehlbar getödtet werden. Du hast kein Recht, Dich zu vertheidigen, Du bist rechtslos, wie ein Vogel in der Luft. Ein göttliches Edikt!"

„Jawohl, — ein göttliches Edikt, — es lebe der Kaiser!" riefen die Heiden.

„Bürger, — bedenkt euch! Ein solches Edikt nennt ihr gerecht und göttlich?" rief Marcellin mit steigender Entrüstung.

„Allerdings, — gerecht und göttlich; denn es ist gegen die Christen!“ rief es entgegen. „Für Christen gibt es keine Gerechtigkeit, — Schmach den Christen, — Tod und Acht den Christen!“

„Warum dies, ihr edlen Männer?“ frug der Ritter im Tone leichten Spottes. „Weßhalb Schmach und Tod den Christen?“

„Weil es der Kaiser befiehlt!“ antwortete Felix.

„Wie, — hat ein Kaiser das Recht, über schuldlose Menschen die Acht zu verhängen?“ frug Marcellin. „Dieselben wie Verbrecher zu behandeln, — sie aller Freiheit zu berauben?“

„Hört den Christen, — er bezweifelt das schrankenlose Recht des Kaisers!“ rief eine Stimme.

„Gerade den Kaiser bindet die Pflicht, nach Gerechtigkeit zu regieren, — nicht aber wie ein Tyrann.“

„Hört, — hört, — er schmäht den göttlichen Kaiser!“

„Stille, — stille, Freunde! Laßt ihn reden, — laßt uns hören!“ mahnte Felix, indem seine falschen Katzenaugen glänzten. „Demnach meinst Du, edler Marcellin, der Kaiser sei ein Tyrann?“

„Was der Kaiser ist, sagt laut und klar hier sein

Edikt!“ antwortete der Ritter. „Schuldlose Menschen erklärt der Kaiser für rechtslos, — alle Christen stellt er auf gleiche Stufe mit herrenlosen Thieren! Die Menschenwürde erwürgt der Kaiser, — die Freiheit knechtet er, — die Gerechtigkeit mordet er, — verruchte Bosheit stachelt er zu falschen Anklagen wider die Unschuld, — und der Unschuld soll nicht einmal gestattet sein, sich zu vertheidigen; — wie nennt ihr das?“

„Göttliche Sprüche wider die Reichsfeinde!“ antwortete Felix.

„Und ich nenne es Tyrannei!“ rief Marcellin.

„Er hat den Kaiser beschimpft! Des Christen Zunge rast, — er ist ein Majestätsverbrecher!“ schrieen die Heiden durcheinander.

„Der Christ vertheidigt Menschenrechte und Freiheit!“ rief Marcellin entgegen. „Der Christ achtet sich selbst, — er stößt den ehernen Fuß zurück, der ihn niedertreten will in den Koth. Sklaven seid ihr alle, — der Christ allein ist frei, — ebenso hoch steht er als Mensch, wie der Kaiser. Und dies geschehe dem Edikte ruchloser Tyrannen!“

Er riß die Bekanntmachung von der Säule und warf sie zu Boden[1]).

Anfänglich standen die Heiden in starrer Verwunderung, dann brach ein wüthendes Geschrei los.

„Ein Verbrechen, — ein Staatsverbrechen, — ein Majestätsverbrechen, — greift den Christen!“ kreischten Viele durcheinander.

Der Schandhauswirth Demetrius wölbte beide Hände um den Mund schrie aus allen Kräften über das Forum: „Lictoren herbei! Ein Verbrecher, — ein Majestätsverbrecher, — Lictoren herbei!“

Ein furchtbarer Tumult entstand auf dem Forum, ein Rennen, Schreien, Antworten und Fragen. Hunderte liefen nach der Säule, unter diesen auch die öffentlichen Diener oder Lictoren. Die Obliegenheiten der Lictoren waren mannigfaltig und ihre Menge groß in den Städten. Obrigkeitlichen Personen trugen sie bei Ausgängen die Fasces voraus und machten ihnen Platz durch das Gedränge der Straßen. Die Fasces waren Ruthenbündel, über

---

1) Cantu, B. IV, S. 486. — Lactantius, damals Lehrer der Rhetorik zu Nicomedien, schreibt von dieser That Marcellins: „Etsi non recto, magno tamen animo fecit, — wenn auch nicht klugen, so doch hochherzigen Sinnes that er es.“

denen ein scharfes Beil hervorragte. Mit den Ruthen züchtigten die Lictoren jene Frevler, über die peinliche Strafen verhängt waren, mit den Beilen enthaupteten sie verurtheilte Verbrecher.

Die Lictoren vernahmen Marcellins That, verhafteten den Verwegenen und führten ihn nach dem Gefängnisse.

„Der ißt kein Brod mehr, — ha — ha!“ rief Demetrius lachend. „Wären nur alle Christen Marcellin, meine Felicitas käme wieder zu Ehren.“

„Ein frecher Lümmel, — Sklaven nannte er uns!“ zürnte Lucius. „Laßt uns doch sehen, wie weit dieser großmäulige Christ kommt mit seiner Freiheit und Menschenwürde!“

„Der Fall wird dem Kaiser die Augen öffnen und ihm zeigen, was für rebellische Menschen diese Christen sind,“ versicherte Silvan. „Offenbare Empörer und Reichsfeinde. Mit dem Pöbel halten sie es, — sie lehren und üben den Communismus, — sie verrücken den Sklaven die Köpfe und beunruhigen die Besitzenden. Nicht eher wird Glück und Friede im Reiche, bis alle Christen vertilgt sind.“

Felix eilte, seinem Herrn und Meister, Mark Trebon, den Vorgang zu berichten.

Inzwischen gedieh an der katholischen Kirche die Zerstörungsarbeit. Diocletian hatte eine Abtheilung der prätorianischen Wache zum Einreißen des Gebäudes befohlen. Er stand mit Cäsar Galerius an einem Fenster seines Palastes und beobachtete den Fortschritt des Vernichtungswerkes [1]).

„Mit welchem Eifer Deine Prätorianer arbeiten!“ rühmte Galerius. „Man sieht, auch Deine Leibwache beseelt und treibt der Christenhaß. Welcher Freund des Kaisers und des Reiches könnte auch die Christen achten? Befiehlst Du heute die völlige Ausrottung der Nazarener, das Volk wird Dich in Liedern preisen und auf Marmorsäulen den Retter des Vaterlandes verherrlichen.“

„Keine Uebereilung, Cäsar!“ versetzte Diocletian. „Durch mein Edikt sind die Christen in eine Lage gebracht, daß sie entweder den Göttern opfern oder zu den Barbaren auswandern müssen.“

„Du täuschest Dich, Kaiser! Sind alle christlichen Kirchen im ganzen Reiche zerstört, dann werden die Nazarener wieder unter die Erde schlüpfen und dort ihre blutigen, scheußlichen Mysterien fortsetzen. Dies

---

1) Lactantius, de mort. pers. XI.

thaten sie ja seit Nero. Ebensowenig wird sie vollständige Rechtslosigkeit aus dem Reiche treiben. Diese Elenden ertragen Alles; stolz sind sie darauf, verachtet zu werden und es ihrem gekreuzigten Gotte nachzuthun. Gegen die Christen hilft nur Eines: — allgemeine und gründliche Abschlachtung."

„Wir wollen sehen!" erwiederte Diocletian. „Du sollst den Kaiser nicht schwach finden, — müßten auch die stärksten Mittel zur Vertilgung der Reichsfeinde angewendet werden."

„Den Göttern Dank!" rief Galerius. „Der Sohn des Jupiter führt endlich eine Sprache, die seiner Allmacht würdig ist. Wer könnte Dir trotzen, Kaiser? Hältst Du nicht den Erdkreis in Deiner Hand? Wer kann leben ohne Deinen Willen, — oder gar Deinem göttlichen Willen zum Trotze?"

Das schrankenlose Selbstbewußtsein des Imperators fühlte sich geschmeichelt und sein Blick ruhte finster auf den versinkenden Mauern der christlichen Kirche.

Mark schlich herein, bebend vor Erregung und kaum fähig, die Gluth fanatischen Hasses nach seinen Absichten zu bändigen. Er trat heran, warf sich zur

Anbetung des Jovischen nieder und stand jetzt, wie ein Mensch, der Ungeheuerliches zu berichten hat.

„Nun, — was gibt es?“ frug Diocletian.

„Großer, Göttlicher, — mir stirbt das Wort auf der Zunge, solch' eine namenlose Schandthat der Christen wider Deine Majestät zu berichten!“

Wirklich geberdete sich der Heuchler, als müsse er an dem Ding ersticken, das er im Busen trug.

„Keine Umschweife, — rede!“ gebot Diocletian.

„Ein Christ, Marcellin geheißen, hat Dich, erhabener Kaiser, auf öffentlichem Forum beschimpft, Dich Tyrann und Wütherich gescholten, — Dein Edikt hat er abgerissen und mit Füßen getreten.“

Eine dunkle Gluth unbeschreiblichen Grimmes überzog Diocletians Gesicht. Er stand schweigend, keines Wortes fähig.

Galerius hingegen erfreute die Kunde über alle Maßen, und es kostete ihn nicht geringe Mühe, Entrüstung zu heucheln.

„Dies hat der Hund von einem Christen gethan?“ schrie er mit erkünsteltem Zorn. „Ha, — so weit schon gedieh die Frechheit der Christen? Das Ansehen des Kaisers wird bereits auf öffentlichem Markt-

platze in den Schmutz getreten? Tod dem Frevler, — Tod den Christen!"

„Stille!" gebot Diocletian. „Der Schurke ist doch verhaftet? Schon gut, — wir wollen ein abschreckendes Beispiel unserer Gerechtigkeit geben, — und dies ohne Verzug! — Doch nein, — wir wollen diesen Marcellin sehen und hören! Fort, Mark, — jenen Christen vor mein Angesicht."

Trebon verschwand.

Eine Stunde später begab sich der Kaiser mit Galerius und einem glänzenden Gefolge nach dem Tempelhofe, wo er zuweilen Recht zu sprechen pflegte. Dort befand sich im Tempel des Jupiter ein mäßiger Saal, Cella genannt, wo ein kaiserlicher Richterstuhl aufgerichtet stand. Galerius saß zur Rechten Diocletians, im Hintergrunde bildete sich ein Halbkreis der vornehmsten Palastbeamten, unter diesen auch der christliche Oberkämmerer Dorotheus.

Der Kindersucher wurde hereingeführt. Er verbeugte sich schweigend vor dem Kaiser und stand ohne Zeichen von Furcht oder Verwirrung.

Diocletian betrachtete lange, mit forschenden Blicken, den Frevler, dessen Haltung ebensoweit von Anmaßung, wie von Kleinmuth entfernt war.

„Wie heißest Du?" begann der Kaiser.

„Marcellin!" antwortete bescheiden der Gefragte.

„Bist Du von freier Geburt?"

„Ich gehöre dem Ritterstande an."

„Du bist ein Christ?"

„Ich habe von Gott die Gnade, ein Christ zu sein."

„Du hast eine Abschrift meines Ediktes wider die Christen auf dem Forum abgerissen?"

„Ja, — dies habe ich gethan!"

„Demnach wäre den Christen erlaubt, gegen die Befehle der Obrigkeit sich aufzulehnen?"

„Nein, Kaiser! Wir Christen sind vielmehr im Gewissen verpflichtet, der Obrigkeit zu gehorchen, insofern dieselbe Gottes Dienerin ist."

„Was heißt dies, — Gottes Dienerin?"

„Gottes Dienerin ist die Obrigkeit, so lange sie nichts befiehlt, was Gottes heiligem Willen und den Geboten seiner Kirche widerspricht."

„Demnach stellen die Christen Gottes Willen über den Willen des Kaisers?"

„Ohne Frage; denn man muß dem Höchsten mehr gehorchen, als dem Geringen, — mehr dem Schöpfer, als dem Geschöpfe. Vor dem heiligen,

allmächtigen und ewigen Gott ist jeder Mensch, auch der Kaiser, nur ein schwaches, sündiges Geschöpf."

Hier nickten zwei Köpfe wohlgefällig, jedoch in sehr verschiedenem Sinne. Der ehrwürdige Oberkämmerer Dorotheus nickte beifällig, weil ihm diese Antwort des jugendlichen Christen überaus passend und treffend erschien. Mark Trebon nickte, weil seine Schilderung von der Reichsfeindlichkeit der Christen Marcellins Antwort bestätigte und weil er wußte, daß hiedurch des Kaisers Hoffahrt verletzt und sein Grimm gegen die Christen gestachelt wurde. In der That sah Diocletian finster nieder, bevor er weiter fuhr.

„Du bist ein frecher, unverschämter Mensch, dem Kaiser in das Gesicht hinein zu sagen, daß er geringer sei, als der Christengott," sprach er in rauhem, heftigem Tone. Sogleich faßte er sich aber wieder, als sei der Gegenstand zu unbedeutend, seinen göttlichen Zorn zu verdienen. „Du bist alt genug, um zu wissen, daß über allen Göttern der Kaiser steht, und daß ohne meine Erlaubniß kein neuer Gott angebetet werden darf."

„Allerdings weiß ich," erwiederte Marcellin, „daß die Kaiser über das dämonische Puppenspiel gebieten,

und daß kein neuer Götze, ohne des Kaisers Genehmigung, in den Tempeln aufgestellt werden darf. Wenn aber ein Mensch höher stehen will, als der eine, heilige, ewige Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, — so ist dies eine ebenso sündhafte, wie lächerliche Anmaßung."

Hier vermochte Galerius seine Wuth nicht länger zu bemeistern.

„Elender Schurke, dies sagst Du dem Sohne des Jupiter?" schrie er wild. „Schlagt ihn todt, — den Christenhund!"

„Stille, Cäsar!" gebot Diocletian, welchen Marcellins Kühnheit in hohem Grade überraschte, und vor jeglichem Muthe hatte der alte Soldat eine nicht geringe Hochachtung.

In fast mildem Tone setzte er das Verhör fort.

„Du hast mich auf dem Forum einen „Tyrannen" genannt, — weßhalb?"

„Weil Du schuldlose Menschen als rechtslos und vogelfrei erklärt hast," antwortete Marcellin. „Die edelsten Wesen, Gottes Ebenbilder, sollen nach Deinem Edikt in der schmachvollsten Weise mißhandelt, wie Koth sollen sie in den Staub getreten werden. Jede Unthat gegen die Christen soll erlaubt sein, —

die Christen aber dürfen nicht einmal das Recht des getretenen Wurmes haben, der sich krümmt."

„Der Kaiser hat ein Recht, die Christen und jeden Bürger nach seinem allerhöchsten Belieben zu behandeln," sprach Diocletian.

„Diese unerhörte Gewalt räumt allerdings das Heidenthum den Kaisern ein, die es vergöttert," entgegnete Marcellin. „Daher kommt es auch, daß seit dem ersten Kaiser fast alle Tyrannen gewesen sind."

„Hörst Du, Kaiser, was die Christen von uns denken?" rief Cäsar Galerius.

„Ich habe in dieser Sache nur meine persönliche Ansicht ausgesprochen, und diese bildete sich keineswegs nach dem Urtheile eines Christen, sondern nach dem Urtheile eines vielgelesenen heidnischen Geschichtschreibers, des Dio Cassius," erklärte Marcellin. „Und wie zeichnet der Heide Dio Cassius die meisten Kaiser? Als blutdürstige Tyrannen, als scheußliche Ungeheuer und Wütheriche, — kein Wunder!"

„Nun, — weßhalb?" frug Diocletian, als der Kindersucher inne hielt.

„Weil jeder Mensch zum Despoten werden muß, der eine unbeschränkte, unverantwortliche Gewalt besitzt, — der sich den Gesetzen eines heiligen Gottes

nicht unterwirft, — der seinen bösen Neigungen alle Zügel schießen läßt, — dessen schlechteste Leidenschaften vergöttert werden, — dessen Willkühr und Herrschsucht keine Schranken kennen. Du behandelst das Christenthum, wie eine Brutstätte gemeiner Verbrechen, weil es Dir so beliebt. Die Kaiser Tiberius, Nero, Caligula, Claudius und ihre gleichgesinnten Nachfolger, haben nach Tausenden schuldlose Heiden und Christen hingemordet, — weil es ihnen gleichfalls so beliebte. Nicht Gesetz, nicht Gerechtigkeit, nicht einmal Vernunft und Menschlichkeit gewähren Schutz gegen die Grausamkeit von Herrschern, deren Belieben kein Gesetz beschränkt. Eine unerträgliche Sklaverei, eine schimpfliche Knechtschaft verhängt das Heidenthum über die Menschheit, — das Christenthum aber ist die Mutter wahrer Freiheit. — — Was wird die Geschichte einmal berichten über Dein himmelschreiendes Verfahren gegen die Christen, o Kaiser? Keine schmachvolle Vergangenheit liegt hinter Dir, — zerreiße Dein grausames Edikt und beschmutze nicht Deinen Namen."

Marcellin hatte ohne Bitterkeit, wohl aber mit Feuer und warmer Ueberzeugung gesprochen. Seine Worte verletzten weniger den Kaiser, als ihn die

Unerschrockenheit des Kühnen mit Bewunderung erfüllte.

Mark belauschte Diocletians Mienenspiel und glaubte, beunruhigende Zeichen in demselben zu lesen. Er mischte sich in die Verhandlung.

„Nach unseren Staatsgrundgesetzen," sprach er, „ist der Kaiser die Quelle des Rechtes. Was immer dem Kaiser gefällt, hat Gesetzeskraft. Niemand ist der Göttliche verantwortlich, als sich selber. Sein allerhöchstes Gebot macht das Häßliche schön, — das Schöne häßlich, — die Tugend zum Laster, — das Laster zur Tugend. Selbst wenn der Kaiser Schlechtes und Grausames begehen wollte, er vermöchte es nicht; denn alle Dinge, die ein Gott thut, sind göttlich, und alles Göttliche ist groß und edel."

In Marcellins Zügen spielte ein geistreiches Lächeln. Diocletian bemerkte es und war neugierig, dessen Ursache zu hören.

„Findest Du irgend eine Seltsamkeit in Marks Rede?" frug er.

„Mark hat die Kaiserallmacht und Kaisergöttlichkeit genau so geschildert, wie das Heidenthum dieselbe ausgebildet," antwortete ausweichend der Ritter.

„Sei aufrichtig, Marcellin! Bei Marks Rede hast Du gelächelt, — weßhalb?“

„Weil die feierlich ernste Miene des Staatsmannes, neben seinen Blödsinn gestellt, mir höchst komisch erschien,“ erwiederte der Kindersucher.

„Demnach dünket Dir Allgewalt und Göttlichkeit der Kaiser Blödsinn?“

„Was im Dunkel des Heidenthums göttlich aussieht, das erscheint im Lichte des Christenthums blödsinnig oder teuflisch,“ antwortete aufrichtig Marcellin.

„Und was Dein Muth in meiner Achtung gewonnen, verliert Deine Frechheit wieder,“ sprach Diocletian.

„Vergebung, Kaiser! Ich redete auf Dein Geheiß. Wir Christen haben vor dem Mißgestalteten einen schweren Stand, weil wir immer die Wahrheit sagen müssen.“

„Die Wahrheit? Daß Kaiser blödsinnige Ungeheuer gewesen, nennst Du Wahrheit?“

„Welche Dir jeder wissende und vernünftig denkende Heide beweisen kann,“ antwortete Marcellin. „Frage Tacitus, frage Dio Cassius und Andere.“

„Tacitus, — wer ist dies?“ frug Galerius und

die Frage bewies zugleich des Cäsaren dicke Unwissenheit.

„Roms geistreichster Geschichtschreiber,“ antwortete Marcellin. „Von Dio trage ich immer einige Blätter mit mir herum, in freien Augenblicken darin zu lesen; — siehe hier!“ und er zog dieselben losen Blätter hervor, die ihm beim Kaufen der Kinder entfallen waren. „Willst Du dem Christen erlauben, den Heiden sprechen zu lassen?“

Diocletian begriff nicht recht, wo der junge Mann hinaus wolle und nickte bejahend.

„Dio Cassius, bekanntlich Senator und höchster Würdeträger des Reiches, genau bekannt mit allen Staatsangelegenheiten, berichtet über seinen Zeitgenossen, den Kaiser Commodus, folgendermaßen.“

Marcellin las:

„Weit unerträglicher, als Vergiftung und Pest fiel Kaiser Commodus den Römern. Er ließ einen Befehl ergehen, daß Alles künftig Commodianisch heißen solle, Rom selbst, die Armeen, und auch der Tag, an dem er diesen Befehl gab. Weder seine gewöhnlichen Einkünfte, noch der vom Kleander empfangene Zuschuß reichten hin, seine Verschwendungen zu bestreiten, weßhalb er Männern und Frauen Ver-

brechen aufbürdete. Einige wurden umgebracht, die meisten mußten ihr Leben mit ihrem Vermögen erkaufen, und er gab dann vor, ihr freiwilliges Anerbieten angenommen zu haben. Gladiatorenspiele betrieb er in seinem Palaste so, daß er einige Männer niederstach, anderen mit einem Scheermesser, unter dem Vorgeben, ihnen den Bart abnehmen zu wollen, Nasen und Ohren, oder ein anderes Glied abschnitt. Einmal ließ er alle Personen in Rom zusammenkommen, die einer Krankheit, oder eines anderen Zufalles wegen ihre Füße nicht gebrauchen konnten. Diesen ließ er nachgemachte Schlangengestalten um die Kniee winden, Schwämme in die Hände geben statt der Steine[1]), — und endlich schlug er Alle, als wären es Giganten, mit seiner Keule todt. Er nannte sich der Amazonische, der Unüberwindliche, der Glückliche, der Gütige, der Herkulische, der Römische, der Ueberschwengliche. Mit Vorliebe nannte er sich der Ueberschwengliche, als ob er über jeden Sterblichen weit erhaben sei, und wirklich — weit erhaben über jeden Sterblichen war allerdings an

1) Nach heidnischer Vorstellung hatten die Giganten an Stelle der Füße Drachenschweife und in den Händen trugen sie gewaltige Steine, den Himmel zu stürmen.

Raserei dieser Auswurf des Menschengeschlechtes [1]." — Dies sind einige Züge, geschildert von einem Heiden, aus dem Leben eines Kaisers. Dem Geschilderten gleichen die Meisten. Ihre Göttlichkeit konnte sie von dem Vorwurfe nicht retten, Auswurf der Menschheit zu sein, — wie der Heide Dio Cassius sich ausdrückt," schloß der Kindersucher.

Diocletian war aufmerksam der Vorlesung gefolgt, deren Inhalt ihm neu und verwunderlich erschien. Er fühlte das Gewicht geschichtlicher Urtheile und mochte den Spruch der Geschichte über sich selbst bedenken. Bei aller Hoffahrt und Grausamkeit war er nicht ohne edle Eigenschaften. Vielleicht würde dieser Kaiser nicht die Rolle eines Tyrannen übernommen haben, wäre seine Umgebung besser und seine Einsicht größer gewesen. Ganz in diesem Sinne drückte er sich später in der Einsamkeit von Salona aus. Er sagte: „Wie oft vereinigen sich zwei oder drei Minister, um ihren Fürsten irre zu führen, welcher getrennt von den Menschen, selten oder niemals die Wahrheit findet. Da er nur durch die Augen und Ohren seiner Diener sehen und hören kann, so ver-

1) Dio Cassius LXXII, 15 sq.

traut er Stellen Lasterhaften und Untauglichen an und übergeht Verdienstvolle; obwohl selber einsichtsvoll, wird er doch die Beute des Verderbnisses seiner Hofleute [1])."

Und weil gegenwärtig die Wahrheit unverhüllt vor ihn trat, so machte sie den Eindruck des Ungewöhnlichen und Fremden auf ihn.

Der Kindersucher las ernste Bedenken in den kaiserlichen Zügen und benützte die eingetretene Pause zu weiterer Erörterung.

„Auch Commodus war die Quelle des Rechtes, wie Mark behauptet, auch sein Gebot machte das Häßliche schön, das Schöne häßlich, die Tugend zum Laster, das Laster zur Tugend, weil er ein Gott war, sich Tempel und Altäre bauen ließ, wie es alle Kaiser thaten. Allein die angemaßte Göttlichkeit schützte die Kaiser nicht gegen die Dolche ihrer Mörder, nicht gegen das Urtheil der Vernunft, daß sie grausame Tyrannen gewesen, und auch nicht gegen das Verdammungsurtheil des heiligen gerechten Gottes. Unheilvoll und verderblich ist diese fluchwürdige Lehre, Quelle des Rechtes sei der Kaiser, — eine

---

1) Cantu, B. IV, S. 436.

Mutter namenlosen Jammers und Elendes. Vielmehr ist nur der Schöpfer Himmels und der Erde einzige Quelle des Rechtes, des Guten, der Tugend. Den Gesetzen dieses Allmächtigen muß sich auch der Kaiser unterwerfen, — schon deßhalb, weil ihn nur diese Unterwerfung schützt gegen die Gefahr, ein Despot und Wütherich zu werden."

Diocletian sah mit grenzenlosem Erstaunen auf den freimüthigen Sprecher, der edel und achtungswerth vor ihm stand.

„Höre, Marcellin!" hob er an. „Wie Du, hat noch Keiner vor mir geredet. Dein Leben ist verwirkt, Du sollst es auf qualvolle Weise verlieren. — Weil Du jedoch dem Tode furchtlos in das Auge siehst, weil Du ein ganzer Mann bist, deßhalb sei Dir das Leben geschenkt, wenn Du dem Christenthum entsagst und den Göttern opferst. Jung bist Du, hübsch gestaltet, von reicher Bildung, darum will ich Dich ehren und zu den höchsten Staatsämtern erheben. Entscheide! Hier Würden, Ehren, Reichthum, ein schönes Leben, — dort peinvoller Feuertod!"

Alle sahen in gespannter Erwartung auf den jungen Mann, der einen Augenblick zögerte. Doro-

theus faltete die Hände und schaute bittend zum Himmel; denn er fürchtete eine Niederlage des Versuchten.

„Kaiser!" begann der Ritter. „Du bietest mir alle Herrlichkeiten der Welt um den Preis des Abfalles von meiner religiösen Ueberzeugung, um den Preis der Untreue gegen meinen Herrn und Gott. Angenommen, mir gelüstete nach diesen Herrlichkeiten und ich genösse dieselben eine Reihe von Jahren, — was dann? Ewige Qualen im Abgrunde der Verdammniß wären die gerechte Strafe für meinen Abfall. Aber mich gelüstet nicht einmal nach Deiner Lockspeise, — ich verachte sie und Deine Götter. Für Christus und seine göttlichen Lehren setze ich mein Leben willig ein. Fälle immerhin mein Todesurtheil, — und dann erwarte Gottes Urtheil über Deine Handlungen."

„Wohlan, — höre, starrköpfiger Christ, meinen Spruch!" versetzte Diocletian. „Auf dem Forum hast Du mich beschimpft, — auf dem Forum sollst Du morgen bei schwachem Feuer lebendig verbrannt werden [1])."

---

1) Lactantius, de m. p. XIII.

„Gott sei Dank!“ erwiederte Marcellin, mit einer so lebhaften Freude, als sei ihm eine große Gnade erwiesen worden.

Die Wache trat heran und führte den Verurtheilten hinweg.

Der Kaiser verließ mit seinem Gefolge die Cella des Tempels. Mark und Galerius warfen sich triumphirende Blicke zu.

„Ein hoffnungsvoller Anfang!“ flüsterte Mark.

„Rühre Dich und treibe zu glücklichem Fortgang,“ erwiederte Galerius ebenso leise. „So lange nicht die Christen in Massen abgeschlachtet werden, hungert und dürstet mich.“

Als Diocletian den Portikus des Palastes betrat, empfing ihn ein laut schallendes häßliches Gelächter. Sein Sohn stürzte ihm entgegen mit wild rollenden Augen und schäumendem Munde. Dem Heranstürmenden folgten die Wächter mit ängstlichem Geschrei.

„Haltet ihn fest, — greift ihn, — der Dämon entführt ihn!“ riefen sie.

Jetzt gewahrten sie den Kaiser und schwiegen.

„Jo, Diocletian, — Jo, Sohn des Jupiter, — Jo, göttlicher Christenvertilger!“ schrie mit unnatürlichen Lauten der Besessene. „Morgen bringst Du

den Göttern ein köstliches Opfer, ha, — ha! Recht so, Jovischer, — Du gefällst! Tod allen Christen! Baue Scheiterhaufen, — wetze Schwerter, — reize Tigerzähne und Löwenkrallen, — heize Glutöfen, — öffne die Abgründe des Meeres, — Alles für die Christen! Was vergangene Kaiser nicht vermochten, Du vermagst es, Allgewaltiger! Rette den Staat; es drängt die Zeit, — die Stunde eines Abschlusses naht, — sei ganz Mord und Vertilgung der Christen!“.

Pandion schloß mit einem abschreckenden Geheul, unheimlich rollten ihm die Augen und alle seine Glieder bebten.

Mit aufrichtiger Theilnahme betrachtete der Kaiser sein vielgeplagtes Kind, dessen Gesicht alte und neue Male empfangener Wunden bedeckten; denn Satan verfuhr mit ihm, wie mit seinen Opfern im Evangelium, er warf ihn bald dahin, bald dorthin.

„Ist keine Hilfe möglich?“ frug er den Arzt.

„Ueber geistige Gewalten vermag unsere Kunst nichts,“ antwortete der Arzt. „Ein Gott oder ein Dämon hat sich des Knaben bemächtigt.“

„In meinem Recht bin ich!“ rief der Besessene.

„Wenn nicht Vitus kommt, der Lucanier, will ich von hinnen nicht weichen.“

„Wer ist dieser Mann?“ frug der Kaiser.

„Ein Mann, — ha — ha!“ lachte es hämisch aus dem Knaben. „Ein Mann, wie Du eines Gottes Schatten.“

„Wo kann ich diesen Vitus finden?“ frug der Kaiser.

„Daß ich es sagen muß!“ kreischte schäumend der Besessene. „Du findest ihn am Flusse Siler, im Gebiete von Tanagrita.“

„Oktavian,“ wandte sich der Kaiser an einen Offizier seiner Leibwache, „unverweilt begibst Du Dich mit einigen Prätorianern an den bezeichneten Ort, suchst den Vitus und bringst ihn hieher [1].“

Die letzten Ausbrüche hatten den Knaben dermaßen erschöpft, daß er ohnmächtig niedersank und von den Dienern hinweggetragen wurde.

---

1) Nach Acta Sanctorum tom. III, fol. 502 sq. Par. et Rom. 1867, geschah dieser Auftrag und das Martyrium des hl. Vitus zu Rom.

Liberale Gesinnung.

Marcellins That erregte in ganz Nicomedien großes Aufsehen.

Die Heiden freuten sich, aber nicht deßhalb, weil Jemand den Muth besaß, das schmachvolle Edikt einer tyrannischen Regierungsweise zu entfernen, sondern deßhalb, weil sie eine allgemeine Christenverfolgung an Marcellins muthvolle That knüpften.

Diocletians Urtheil, der stadtbekannte Kindersucher solle bei schwachem Feuer langsam verbrannt werden, fand allgemeinen Beifall der Heiden. Ein genußreiches Schauspiel stand bevor, dessen Seltenheit und Schauerlichkeit erwartungsvolles Entzücken der schaulustigen Kaiserstadt erweckte. Dieses Entzücken war aufrichtig gemeint, zuweilen sogar frei von Christenhaß; denn so tief waren die Gebildeten gesunken,

daß ihre abgestumpften Nerven nur durch grausame oder höchst unfläthige Schauspiele gereizt werden konnten. Daher die scheußlichen Mordscenen der Gladiatoren in den Amphitheatern, sowie das Erwürgen und Zerreißen von Sklaven durch wüthende Bestien in den Cirken.

Am folgenden Morgen strömten Tausende nach dem Forum, den Christen lebendig verbrennen zu sehen. Dort waren Henkerknechte mit Zurüstungen beschäftigt. Sie schleppten ein Ruhebett herbei, genau jenen ähnlich, die bei Triclinien oder Gastmählern gebraucht wurden. Am Fußende war es niedrig und wuchs stetig an bis zum Kopfende, durch seine Gestalt an moderne Soldatenpritschen erinnernd. Dieses Ruhebett war ganz von Eisen und hohl im Innern. In der Höhlung dieses Marterwerkzeuges wurde Feuer angeschürt, um nach Belieben den Verurtheilten rasch oder langsam braten zu können. Auch Reisig und Holzkohlen trugen die Schergen herbei, eiserne Zangen, Hacken und Blasbälge, zum Schüren der Gluth.

Zu Jenen, die sich vorläufig an den Vorbereitungen ergötzten, gehörten Lucius und seine Freunde. Der reiche Mann war in bester Laune. Sogar De-

metrius, der verbitterte Schandhauswirth, hatte ein teuflisch grinsendes Lächeln um seinen Mund gelegt.

„Ich glaube nun selbst an Deine Behauptung, — ernst wird's gegen die Christen," wandte sich Lucius an Felix, der mit anderen Hofspionen die Haltung der Menge beobachtete. „Endlich greift der Kaiser zum Schwert, die ärgsten Reichsfeinde niederzuschlagen. Ich sage: vorwärts, göttlicher Diocletian, — vorwärts, bringe sie Alle um, die verdammten Nazarener! Keiner bleibe am Leben!"

„Dies sage ich auch!" versicherte Demetrius.

„Und ich, — und ich!" riefen Andere.

„Wir setzen dem Kaiser eine Bildsäule, wenn er das Reich von den Christen befreit," sagte Silvan. „Dem öffentlichen Wohle droht Gefahr, so lange noch ein Christ athmet."

„Einverstanden, bester Silvan!" sprach Felix. „Die Christen verderben Alles: — den Handel, die Gewerbe, die Tempel, die Theater, den Markt, sogar die Luft und die Lebensfreuden."

„Vorzüglich die Felicitas," rief Demetrius. „Leer und öde wurde es an diesen Orten höchsten Genusses, seitdem es so viele Christen gibt. Vor zwanzig

Jahren genügten kaum fünfzig Felicitas unserer lustigen Bevölkerung, heute reichen fünf hin."

„Bürger, ihr kennt Alle meine Gesinnung," sprach Lucius, mit der Rechten über sein pockiges Gesicht, mit der Linken über seinen vorspringenden Bauch fahrend. „Und ich weiß, ihr Alle theilt meine Gesinnung, — wir sind liberal. Auch die Götter sind liberal; sie lassen Jeden leben, wie es ihm gefällt. Bachus freut sich unserer Räusche, — Jupiter unserer Ehebrüche, — Venus unserer Liebschaften, — Merkur unserer pfiffigen Streiche, mit denen wir Dummköpfe prellen, — Mars unserer Kriege, — Dionys unserer üppigen Gelage, — Ceres unserer Feldsklaven und Sterculus unserer Misthaufen. Jawohl, die Götter sind liberal! Nur der Christengott ist intolerant. Räusche, Liebschaften, kluge Vortheile, gezüchtigte Sklaven, entlassene Weiber, — diese und andere Liebhabereien sind vor dem Christengott Laster und Frevel. Und seine Anhänger erfüllen die Köpfe, den Staat, die Luft mit gleichen Anschauungen. Also nieder mit dem Christengott und seinen Anbetern!"

„Ganz richtig, — es kann gar nicht anders sein," rief eine Stimme. „Weil wir liberal denken und leben, müssen wir die Christen hassen."

„Lieber ein Sklave unter Liberalen, als ein Freier unter Christen," behauptete Silvan. „Der Kaiser mag uns noch mehr Steuern auflegen, er mag die Legionen vermehren und durch seine Soldaten uns drücken, — wir tragen es in Geduld, wenn er nur die Christen vertilgt."

„Seht einmal, Bürger, — bedenket, — erwäget, welche Verwirrung der Begriffe die Christen im Staate bereits verbreitet haben!" rief Lucius, und jetzt strich er mit der Hand sein fettes Kinn. „Bauen nicht die Eulen ihre Nester im Amphitheater, weil die Spiele keine Zuschauer mehr haben? Herrscht in den Thermen nicht eine Züchtigkeit, wie im Tempel der Vestalinen? Darf man noch in den Portiken der öffentlichen Bäder nackt lustwandeln, ohne für einen geilen Affen zu gelten? Steht nicht das hübsche Wort „Felicitas" an den Wänden der schönsten Häuser, wie ein Brandmal? Wird nicht Jeder für einen Lumpen und Vollsäufer verschrieen, der täglich, dem Bachus zu Ehren, sich einen Rausch trinkt? Wird man nicht zum Mörder, wenn man eines seiner Hausthiere, nämlich einen störrigen oder frechen Sklaven, todt schlägt? Und wer hat diese intoleranten, unsinnigen Begriffe auf die Beine ge-

bracht? Ihr wißt es, — die Christen! Wer darum liberal denkt, fühlt und lebt, muß an der Vertilgung dieser Freudenverderber arbeiten."

„Ganz richtig, — die volle Wahrheit!" rief es beifällig in der Runde.

„Betrachtet einen Christen von allen Seiten, überall werdet ihr ihn staatsgefährlich finden," fuhr Lucius fort. „Jeder Liberale möchte in Ruhe das Leben genießen; sein Geld, seine Ländereien, seine vollen Keller und Speicher, seine Sklaven, — Alles soll ihm dienen. Das Höchste ist der Besitz; denn Besitz verleiht alle Genüsse. Und die Armen, die Sklaven, sind nur da zu unseren Diensten. Und weil Besitz das Höchste, darum gibt es kein größeres Verbrechen, als Diebstahl. Mehr haben die Gesetze Jenen zu strafen, der eines Anderen Reben, als Jenen, der eines Anderen Leben schadet. Denn was ist das Leben ohne Besitz? Ein Sklavendasein! Deßhalb sieht kein Liberaler darauf, ob der Kaiser rechts oder links geht, ob er fromm oder nicht fromm ist, — wenn er uns nur schützt in unserer Glückseligkeit, in unserem Besitz, alles Andere ist gleichgültig. Und was die Glückseligkeit fördert, soll blühen und gedeihen. Ueberall Tanzmusiken, Feste,

Schmausereien, lustige Gelage, in jeder Straße mindestens eine Felicitas, damit Jedermann nach Bedürfniß und Vermögen sich freue. Mehr verlangen wir nicht, — wir sind liberal! In keiner Stadt des Reiches darf es an Gelegenheit fehlen, dem Bachus, der Venus, oder sonst einem lustigen Gott oder einer lustigen Göttin zu huldigen. Und wer versucht, an diesen Glückseligkeiten des liberalen Staates zu rütteln, den soll das freie Volk steinigen, verbrennen, den Löwen vorwerfen [1]). — — Bürger, habe ich unseren Staat gezeichnet, dargestellt, wie er ist, — oder nicht?"

„Auf's Haar getroffen, — so ist's, — so leben wir, — so wollen wir leben!" rief es ringsum.

„Nun seht euch aber die Christen an, Mitbürger!" fuhr Lucius fort. „Die Christen stellen Alles im Staate auf den Kopf, — sie widerstreben dem Zeitgeiste, — sie morden sämmtliche Glückseligkeiten des liberalen Mannes. Nicht allein die Diebe soll der Kaiser strafen und abschaffen, sondern auch die Trunkenbolde, die Unzüchtigen, die Ehebrecher, die Knabenschänder, die Sklavenmörder und noch viele andere

---

1) Augustinus, de civitate Dei I, 20.

unschuldige Leute. Den Christen ist unser fröhlicher Bachus ein Lump, ein Vollsäufer, — die süße Venus eine schlechte Dirne, — Jupiter ein Ehebrecher, — Merkur ein Betrüger, — kurz, alle Götter sind den Christen verhaßt. Fortwährend schreien sie: — betet, entsaget, fastet, liebet euren Nächsten, thut nicht Unrecht! Wurde jemals ein Christ gesehen im Theater, im Circus, in einer Felicitas, oder sonst an Orten, wo es lustig hergeht? Gewiß nicht! Aber in die Kirche laufen die Christen und in die Hütten der Armen, um den Sklaven gefährliches Zeug in den Kopf zu setzen, dieselben aufzuwiegeln gegen ihre gesetzlichen Herren durch allerlei Redensarten über Menschenwürde, Tugenden, Gehorsam gegen Gott und dergleichen Albernheiten. Und vom Kaiser verlangen die Christen, daß er fromm und gerecht sei, — beides ist er aber, wenn er tanzt, nicht nach der Pfeife des lebenslustigen Pan, sondern nach der traurigen Pfeife des gekreuzigten Christengottes. Die Gladiatorenspiele sollen abgeschafft werden, — die Theater sollen geschlossen werden, — die letzte Felicitas soll zerstört werden; denn dies Alles sind Stätten ruchloser Frevel in den Augen der Christen. — — Nun frage ich euch, Bürger, was würde aus dem liberalen

Staate, wenn er im Sinne der Christen umgestaltet würde? Wer könnte noch leben und sich freuen? Was hätte ein reicher, freier, liberaler Mann voraus vor einem elenden Sklaven? Würde das ganze Reich nicht zu einem Bergwerk, in dem Jeder Lasten tragen und Niemand sich ergötzen dürfte?"

„Nieder mit dem Christenthum!" schrieen zornige Stimmen. „Die Christen sind Feinde der Götter, — Feinde des Reiches!"

„Ich sage euch, Bürger," rief Silvan, „das Braten und Rösten eines Christen kitzelt meinen liberalen Gaumen mehr, als zehn Schauspiele im Amphitheater."

„Und mich stimmt es fröhlicher," rief ein Anderer, „als ein Sieg über die Sarmaten; denn nicht einmal die Barbaren sind reichsfeindlicher, als die Christen."

„Einen Christen verbrennen zu sehen, ist Götterlust für meinen liberalen Geschmack," versicherte Demetrius. „Ich tolerire Alles, nur die Christen nicht. Ein Nazarener ist Abzehrung meinem Geldbeutel, Gift meinem Gewerbe und Gräuel meinen Augen."

„Ah seht, — nun geht es los!" sagte Felix, die Straße hinabdeutend, die zum Palaste führt. „Eben

kommt der Hof, — wahrhaftig der Kaiser und Cäsar Galerius!"

„Und die Prinzen, — der tapfere Constantin, der lustige Maxentius und die Hauptleute der Prätorianer!" sagte Silvan.

„Constantins Freund, der hübsche Grieche Alexander, ist auch dabei," bemerkte ein Anderer.

Gewohnheit und Geschmack der gebildeten Heidenwelt, grausame Schauspiele mit Genuß zu betrachten, fanden die Gegenwart des Kaisers beim Rösten eines lebendigen Menschen zwar nicht auffallend, dennoch erregte Diocletians Erscheinen Aufsehen. Frühere Kaiser pflegten sich unter das Volk zu mischen, auf Straßen und öffentlichen Plätzen mit demselben als Gnadenspender, Gönner, Götter oder Mörder zu verkehren, sogar bei Gladiatorenspielen persönlich als blutdürstige Schlächter aufzutreten. Obwohl Niemand gern mit manchen Kaisern in Berührung trat, weil man nicht wußte, ob Tod oder Leben der Göttliche zu spenden geneigt sei, so gehörte es doch zum Herkömmlichen, den Beherrscher des Reiches in den Straßen zu sehen. Diocletian hingegen bildete hievon eine Ausnahme. Er verschloß sich in seinen Palast, wie Jupiter in seinen Tempel. Höchst selten

war es den Sterblichen in den Straßen gestattet, den Jovischen zu sehen. Daher Staunen und Ueberraschung, als Diocletian nach dem Forum schritt. Ebenso bildete seine gegenwärtige Tracht eine Ausnahme von der Tracht früherer Kaiser, die in bürgerlicher Kleidung öffentlich erschienen. Der Soldatenfreund Diocletian trug Helm und Panzer, und an der Seite das Schwert. Finster blickte sein Auge, und seine Haltung war jene eines Menschen, der sich seiner Weltmacht nicht allein bewußt, sondern auch entschlossen ist, dieselbe rücksichtslos zu gebrauchen.

Ihm zur Linken schritt Cäsar Galerius, gleichfalls in Helm und Panzer. Dann folgten die Prinzen, Constantin in seiner goldenen Rüstung, dessen stattliche Gestalt alle Augen fesselte, und der Wüstling Maxentius, ein tiefer Schatten neben dem lichtvollen Sohne des edlen Cäsaren Constantius Chlorus. An diese schloß sich ein glänzendes Gefolge von hohen Offizieren und Beamten.

Noch war Diocletian einige hundert Schritte vom Forum entfernt, als eine Abtheilung Soldaten von der entgegengesetzten Seite anrückte. Bei dem Gerassel der Waffen wich die Menge zur Seite. Die

Soldaten bildeten einen weiten Kreis um das eiserne Ruhebett, den Andrang des Volkes abzuhalten.

Als Diocletian das Forum betrat, stimmten die Hofspione, allenthalben unter der Menge zerstreut, die üblichen Zurufe an, und das Volk schrie nach.

„Io, Diocletian, — Io, Gebieter des Erdkreises! — Allzeit Siegreicher, — Einziger, dem Keiner der Vorwelt gleichkommt! Io, persischer Siegesheld! — Io, Sohn des Jupiter [1])!"

Während diese stürmischen Rufe über das Forum rauschten und an den umliegenden Gebäuden wiederhallten, grüßte der Kaiser mit gnädigem Kopfnicken das Volk und schritt nach der für ihn bestimmten Erhöhung. Diese war von Brettern errichtet, mit rothen Tüchern belegt und etwa sechs Schritte von dem eisernen Ruhebett entfernt. Dort ließ er sich in einen Sessel nieder. Auf einem zweiten Sitze nahm Galerius Platz. Die Prinzen stellten sich unmittelbar hinter den Kaiser, an diese schloß sich das übrige Gefolge. Mark Trebon blieb im Hintergrunde, lauernd, wie ein Fuchs, alle Vorgänge beobachtend, und durch eine Handbewegung seine Tochter

1) Dio Cassius IV, LXI, 32. LXIII, 20.

grüßend, die innerhalb des von den Soldaten gebildeten Kreises in ihrer Sänfte saß.

Und nicht allein heidnische, sondern auch christliche Frauen und Männer waren gegenwärtig. Die Christen pflegten beim Martyrium ihrer Glaubensgenossen zahlreich zu erscheinen. Dies thaten sie keineswegs in der Absicht, ein Schauspiel zu betrachten, das ihre liebenden Herzen zerriß, sondern den Gemarterten Muth einzusprechen, dieselben zur Standhaftigkeit in der Blutzeugenschaft für Christus zu mahnen, oder ihre Fürbitte anzuflehen.

Kaum hatte Maxentius Bernice erspäht, als er deren Sänfte nahte, um seine Huldigungen darzubringen. Sie empfing ihn überaus gnädig, und ihrem Stolze schmeichelten die öffentlichen Huldigungen des Kaisersohnes.

„Für mich," sagte Maxentius, „ist das Schauspiel eines bratenden Christen um so genußreicher, weil Deine schönen Augen auf denselben Gegenstand gerichtet sind."

„Noch schönere Augen, als die meinigen, folgen demselben Ziele," erwiederte sie, mit einem Anfluge glühender Rachsucht.

„Ich schwöre bei Venus Kybele, Deine Augen leuchten heute feuriger, als die Sonne des Orients," versicherte er.

„Aber die schönsten Frauenaugen sind sie nicht, — man muß Anderen Gerechtigkeit widerfahren lassen," entgegnete sie. „Dort siehe, — uns gerade gegenüber, — bemerkst Du jenes göttlich schöne Mädchen?"

„Jene in der violetten Stola? Wahrhaftig, — ein hübsches Wesen, — ein göttlich schönes Kind! Nur etwas gar zu jung und zart. Wer mag sie sein? Wie mag sie heißen?"

„Albina ist's, die Tochter des Kämmerers Gorgonius," antwortete sie mit einem unaussprechlich boshaften Seitenblick auf Alexander.

„Eine Christin also!" sagte Maxentius, dessen leidenschaftlich lodernden Blicke auf der zierlichen Gestalt ruhten. „Beim Zeus, — Du hast Recht, — etwas Schöneres habe ich niemals gesehen! Aber eine Christin, — das ist fatal!"

„Weßhalb, mein Prinz?"

„Weil christliche Jungfrauen selbst die Keuschheit unserer Vestalinen in Schatten stellen," antwortete er mit einer Bewegung des Verdrusses.

Alexander hatte die Aufmerksamkeit des Prinzen für Albina bemerkt und erschrack heftig. Als jetzt in der Menge eine große Bewegung entstand, indem Marcellin auf dem Forum erschien, verließ er seinen Platz und drängte durch die Masse. Zehn Minuten später war Albina verschwunden.

Wie Marcellin für Christus stirbt.

Bischof Anthimus hatte mit Gorgonius und anderen Christen den Verurtheilten im Gefängnisse besucht.

Der junge Mann zeigte frohen Muth und sprach begeistert von dem Glücke, mit Blut und Leben Zeugniß für Christus ablegen zu dürfen. Anthimus rühmte zwar diese Gesinnung, tadelte jedoch die Uebereilung Marcellins, die kaiserliche Bekanntmachung abgerissen zu haben.

„Deine Meinung war gut und edel, mein Sohn!" sprach der greise Bischof. „Aber die Heiden sollten auch nicht den mindesten Anlaß haben, uns der Auflehnung gegen die Obrigkeit zu beschuldigen."

„Du hast Recht, mein Vater!" erwiederte der Ritter. „Und mich drängt es, diesen Fehler, nebst

anderen Sünden, im heiligen Sakramente der Buße zu bekennen."

Die anwesenden Christen zogen sich zurück. Marcellin kniete nieder und der Bischof wartete seines heiligen Amtes.

In der Frühe des folgenden Morgens erschien abermals der Bischof im Gefängnisse. Wieder kniete Marcellin nieder und empfing den sakramentalen Leib des Herrn, dessen Genuß ihn mit übernatürlichen Kräften begnadete.

Daher kam es, daß Marcellin nicht wie ein Mensch auf dem Forum erschien, der zu einem höchst qualvollen Tode verurtheilt ist, sondern wie ein von Siegeszuversicht getragener Held in der Rennbahn.

Ihm zur Seite schritt Anthimus, dann folgten Gorgonius und andere angesehene Christen. Diese Männer betraten mit dem Verurtheilten den Kreis, verbeugten sich vor dem Kaiser und blieben in nächster Nähe des eisernen Ruhebettes stehen.

Diocletian betrachtete mit forschenden Blicken den Beleidiger seiner göttlichen Majestät. Weniger das Vergnügen an den Qualen des Christen hatte ihn hiehergeführt, als die Erwartung, diesen unbeugsam Trotzigen kleinmüthig jammern zu hören und in un-

erträglichen Qualen sich krümmen zu sehen. Unangenehm berührte ihn deßhalb die unerschrockene Haltung des Christen, zumal er auch die Bewunderung des Volkes für den Tapferen bemerkte.

Marcellin trat vor das Marterbett, verbeugte sich abermals vor dem Kaiser, und begann mit fester, weithin vernehmbarer Stimme.

„Kaiserlicher Herr, — werthe Mitbürger! Bevor ich dieses irdische Jammerthal verlasse, gebietet mir Christenpflicht, vor Dir, kaiserlicher Herr, und vor dem ganzen Volke, Abbitte zu leisten für eine Handlung, die leicht mißdeutet werden könnte. Wir Christen sind im Gewissen verbunden, der Obrigkeit in allen Stücken zu gehorchen, welche den Geboten Gottes und der Kirche nicht widersprechen. Deßhalb war es meinerseits gefehlt, Dein Edikt abzureißen, insofern diese That als Verachtung der Obrigkeit genommen werden könnte. Obwohl ich den höchst ungerechten Inhalt des Ediktes verdammen muß, fehlte ich doch durch die unberechtigte Abnahme eines öffentlichen Anschlages. In diesem Sinne bitte ich Dich, kaiserlicher Herr, um Vergebung! Auch meine Mitbürger bitte ich um Verzeihung wegen des etwa gegebenen Aergernisses. — Zu meiner Rechtfertigung

möchte ich nur anführen, daß die That nicht ruhiger Ueberlegung, sondern dem Drange begründeter Entrüstung entsprang."

Während noch Marcellin sprach, trat Mark dicht hinter den Kaiser, klugen Rath ihm einzuflüstern.

„Zeige stolz Deine göttliche Größe, — nicht den Beleidiger strafst Du, wohl aber den Christen."

Diocletian begriff den Sinn der Worte.

„Ich tödte keinen stechenden Floh," versetzte der Jovische, die Hand in die Seite gestemmt, den Kopf hoffährtig nach dem Nacken geworfen und mit hochgehobenem Kinn. „Von meinem erhabenen Standpunkte betrachtet, wäre das Abreißen eines beschriebenen Blattes durch Dich nur der Stich eines eckelhaften Insektes. Nicht deßhalb stirbst Du, — vielmehr wird der reichsfeindliche Christ lebendig geröstet. Opfere den Göttern und lebe!"

„Du kennst meine Ansicht von den Göttern, o Kaiser!" erwiederte Marcellin. „Irrlichter sind alle Götzen, — Irrlichter in der Nacht des Heidenthums, lebend von Sümpfen wüster Laster. Einziger Gott ist Jesus Christus, der Schöpfer aller Wesen. Ihm sei Ruhm und Preis mit dem Vater und dem hei-

ligen Geiste. Christus ist mein Leben, sterben mein Gewinn."

„So röstet ihn, damit die freche Zunge ihm vergehe," gebot Diocletian.

Marcellin umarmte und küßte Anthimus, Gorgonius und die übrigen Christen seiner Umgebung. Darauf nahm er sein Obergewand von den Schultern und gab es einem Henker mit den Worten: „Nimm es zum Andenken an den Kindersucher!"

„Seht diesen Menschen!" sprach Diocletian verwundert. „Keine Spur von Bangigkeit. Heiter ist er und guter Dinge. Seine Haltung könnte glauben lassen, er sei eben im Begriffe, nicht auf glühendes Eisen, sondern auf ein weiches Ruhebett sich niederzulegen."

„Warte nur, — die Heiterkeit soll ihm bald vergehen," versetzte Galerius vergnügt. „Schüret die Gluth!" befahl er den Henkern. „Seht ihr nicht, daß Mücken auf dem Roste herumlaufen? Und wenn sich Mücken die Füße nicht verbrennen, wie sollte eine dicke Christenhaut braten?"

„Schwaches Feuer wurde uns befohlen," antwortete ein Henker.

„Esel, — Dein schwaches Feuer ist aber kein Feuer!“ rief Galerius.

Die Knechte schütteten Kohlen auf und ihre Blasbälge arbeiteten.

Marcellin hatte einige Christen unter den Zuschauern bemerkt, denen er Lebewohl zuwinkte. Dann hob er die Augen zum Himmel, breitete die Arme aus und betete laut: „Herr Jesus, verleihe mir Kraft und Gnade, Zeugniß abzulegen für Dich und Deine heilige Lehre! Mein Jesus, mein Gott, mich drängt es, die Schönheit Deines Wesens zu schauen, darum hilf mir zu Dir!“

Er stieg auf das Marterbett und legte sich nieder, die Hände über der Brust gefaltet und die Blicke zum Himmel gerichtet.

Und jetzt wiederholten sich dieselben Vorgänge, wie bei der Leidensgeschichte Jesu und dem Martyrium vieler seiner Jünger: — die Ungläubigen warfen Spott und beißende Reden nach dem Leidenden.

„Nun wollen wir sehen, was Dein Gott vermag,“ rief Diocletian. „Wenn er wirklich ein Gott ist und kein betrügerischer Jude, so darf er Dich elend nicht umkommen lassen.“

„Du täuschest Dich, Kaiser!“ sprach der wohl-

gelaunte Galerius. „Der Christengott ist ein Freund von geröstetem Menschenfleisch.“

„Der Nazarener kann so wenig seinen dummgläubigen Anbetern helfen, als er selbst vom Kreuze herabzusteigen vermochte,“ sprach Maxentius. „Rufe Deinen Gott an, Marcellin! Bitte ihn, er möge uns blinden Heiden seine Macht sehen lassen.“

Als die Zuschauer den Hohn der Cäsaren bemerkten, ergriff auch sie ein Drang zu Spottreden, deren widerlicher Geist zugleich die Grausamkeit der Herzen offenbarte.

„Hätte nicht gedacht, daß uns Marcellin ein so genußreiches Schauspiel bieten würde,“ sagte Lucius. „Liegt er nicht da, so geduldig, wie ein gebundenes Schaf auf dem Roste? Und wenn das Eisen glühend wird, dann sollt ihr das Opferlamm blöcken hören.“

„Das Geheul eines Christen gewährt meinen Ohren die lieblichste Musik,“ versicherte Silvan. „Sehe ich aber einen Christen froh und heiter, so erregt mir das die Galle.“

„Er hat uns lange genug mit seiner Kindersucherei geärgert,“ sagte ein Anderer. „Erfreut uns jetzt der christliche Ritter durch den Wohlgeruch seines braten-

den Fleisches, so ist dies ein längst verdienter Genuß von unserer Seite."

„Seht einmal über die Köpfe, wie genau man die Christengesichter unterscheiden kann!" rief Lucius. „Die Verehrer unserer lustigen Götter sind alle heiter und vergnügt, — und die Christen schneiden alle Gesichter, als tränken sie Wermuth."

Aehnliche Stich- und Spottreden wurden von allen Seiten laut. Bald aber änderte sich die Scene.

Der Martyrer lag unbeweglich, eine tiefe Ruhe in den Zügen. Um seinen Mund spielte sogar ein Lächeln, das im Laufe der Peinen nicht einen Augenblick verschwand, und dieses unverwüstliche Lächeln begann, dem Kaiser Furcht und Grausen einzuflößen [1]).

„Marcellin," höhnte Prinz Maxentius, „Dein Gott zögert, Dir beizuspringen. Schon dampft Deine Tunica; — kommt er nicht bald, so habt ihr Recht, einen Eselskopf anzubeten."

Bei diesem rohen Witze stieß Galerius ein wieherndes Gelächter aus.

„Der Christengott," sagte er, „hat wohl einen

---

1) Cantu, B. IV, S. 486 f.

eigenen Geschmack, er freut sich der Qualen seiner Anbeter, — auch hierin ein Gegensatz zu unseren lebensfrohen Göttern."

Der Martyrer wandte sein Haupt nach den Spöttern.

„Du hast nicht ganz Unrecht, Cäsar!" sprach er. „Ohne ein vergeltendes Jenseits, wäre des Christen Leben bittere Täuschung, ein elendes Dasein. Anbeter des Gekreuzigten sind wir, der gesagt hat: „Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!" Und wieder hat der Herr gesagt: „Gehaßt werdet ihr sein von Allen um meines Namens willen. Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt euch lieben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch auserwählt habe von der Welt, deßhalb hasset euch die Welt." — Ja, der Welt Haß ist des Christen Antheil! Verfolgt sind wir, verläumdet, wie Auskehricht behandelt, bis zum Tode gemartert, — weil wir Fremdlinge sind in einer Welt, die Gott nicht kennt. Und mir ist es in diesem Augenblicke recht klar, daß es für den Christen keinen höheren Ruhm gibt auf Erden, als den Haß der Welt."

„Wahr gesprochen, Marcellin!" rief Galerius.

„Wir hassen euch Christen aufrichtig. Hättet ihr Alle nur einen Kopf und ich dürfte ihn herunterschlagen.“

„Dein Blutdurst soll gestillt werden, Cäsar!“ entgegnete der Martyrer. „Nicht aber wird gestillt werden Dein ewiger Durst im Abgrunde des Jenseits, wo Du endlos heulen und zähneknirschen wirst.“

„Lieber mit lustigen Heiden ewig heulen, als mit frommen Christen ewig beten,“ versetzte lachend Galerius. „Unser ist die Welt mit ihren Freuden, das genügt; — das Jenseits macht uns keine Sorgen.“

Das Eisen begann, zu glühen. Die Glieder des Gemarterten krümmten und dehnten sich in furchtbaren Schmerzen.

„Harre aus, mein Sohn!“ bat der greise Bischof. „Bald wird der Herr mit der Siegeskrone Deine Stirne schmücken.“

„Sei unbesorgt, mein Vater!“ versetzte der Martyrer. „Frei und heiter ist mein Geist, nur der Körper leidet; denn Christus lebt in mir mit seiner Macht.“

Aus Diocletians Zügen wich aller Uebermuth. Mit Schauder sah er auf einen Menschen, der ohne Klagelaut, ohne Wehegeschrei langsam röstete. Er

sah das Lächeln des Friedens, und ein Grausen packte seine Seele.

„Wie ist das möglich?“ sprach er mit dumpfer Stimme. „Der Christ bratet lebendig und hört nicht auf, zu lächeln.“

„Sehr natürlich, Kaiser!“ antwortete Galerius. „Die Christen sind eben die verkehrte Welt, — Leiden sind ihnen Freude.“

„Wahr gesprochen, Cäsar!“ entgegnete Marcellin. „Leiden, um der Gerechtigkeit willen, sind unsere Freude, unsere Krone. Wenn wir mit Christus leiden, werden wir mit Christus verherrlicht werden.“

„Geträumte Herrlichkeiten im Reiche der Schatten seien euch gegönnt, bleibt uns nur die Lust, auf Erden euch zu treten und zu plagen,“ erwiederte Galerius, der mit satanischer Wollust die krampfhaften Zuckungen des gemarterten Körpers beobachtete.

Marcellin richtete seinen Blick in strafendem Ernst auf den Unhold.

„Dein Geschlecht, Cäsar, ist jenes Unkraut, welches der Menschenfeind unter die Weizensaat geworfen,“ sprach er ohne Beben der Stimme, aber mit zunehmender Schwäche. „Wachsen wird Dein Geschlecht und nicht vergehen, bis zur Scheidung der

Geister bei des Herrn Wiederkunft. Dein Geschlecht, das Unkraut, die höllische Saat, die Partei Satans, wird die Kirche Gottes befehden durch Jahrtausende. Die Waffen Deines Geschlechtes werden sein die Lüge, — die Verläumdung, — die Gewalt, — die Heuchelei, — das Haupt Deines Geschlechtes wird immer des Teufels Erstgeborener sein, — der Hochmuth, — und die Füße Deines Geschlechtes sind die Fertigkeit zu jeder Ruchlosigkeit. Wehe Dir und Deinem Geschlechte! Den Heiligen bereitet ihr himmlische Kronen, — euch selber ewiges Verderben."

Er ließ das Haupt zurücksinken auf die glühende Platte. Er lag einige Augenblicke unbeweglich. Dann breitete er die Arme aus, und sein Leib bildete ein Kreuz. Allmälig umflossen sein Haupt verklärende Lichter, und seine Augen, sehnsüchtig emporgerichtet, waren zwei leuchtende Sterne, die überirdischen Glanz ausstrahlten.

Mit wachsendem Erstaunen beobachteten die Heiden die Erscheinung. Sie sahen einen Menschen, der auf glühenden Eisenplatten ausgestreckt lag, lächelnd in den schrecklichsten Schmerzen. Dann sahen sie den Wiederschein einer übernatürlichen Welt, ein Meer von Wonne und Entzücken in den Zügen des Ge-

marterten. Der Spott verstummte, und das sichtbare Walten höherer Mächte erweckte Frösteln und Bangen in den Gemüthern.

Auf die Christen hingegen machte die Erscheinung den entgegengesetzten Eindruck. Was sie Wunderbares gelesen und gehört über Blutzeugen vergangener Zeiten, stellte sich gegenwärtig ihren Augen dar. Eine Naturkraft war durch Gottes Allmacht gehoben, das Feuer hatte seine peinvollen Wirkungen verloren. Wie ein siegreicher, froher, triumphirender Held lag der sterbende Martyrer auf dem glühenden Bette. Sein Angesicht leuchtete, und das Entzücken seiner Seele spiegelte sich in glückstrahlenden Zügen. Eine unaussprechliche Stimmung ergriff die Christen. Viele jubelten laut, Andere riefen dem Sterbenden zu:

„Marcellin, bitte für Severin, — Bruder Marcellin, gedenke meiner, gedenke Sejans, — Marcellin, empfehle uns dem Herrn!"

Unter ähnlichen Rufen drängten die Christen immer näher, und die Soldaten hatten Mühe, den Andrang zu dämmen.

Bischof Anthimus und seine Begleiter knieten betend am Boden.

Constantin sah mit weit geöffneten Augen auf

ein Schauspiel, welches dem Philosophen zur Erklärung keine natürlichen Anhaltspunkte darbot.

Galerius biß grimmig die Zähne zusammen; Diocletian saß entsetzt und schaudernd.

Da hob der Martyrer beide Arme nach oben, wie zum Gruße. Ein verstärktes Leuchten und Strahlen übergoß seine ganze Gestalt, und mit unaussprechlichem Entzücken sprach er leise: „O mein Jesus!“

Die Arme sanken herab. Marcellin war todt.

Diocletian erhob sich scheuen Blickes und flüchtete, wie ein Verbrecher, vom Forum nach seinem Palaste.

Mit stürmischem Frohlocken durchbrachen die Christen die Kette der Soldaten, das Marterbett umringend.

„Heil Marcellin, dem Siegeshelden!“ riefen sie. „Heil Marcellin, dem triumphirenden Blutzeugen! Heil Marcellin, dem glorreichen Vollender!“

Galerius stand hoch aufgerichtet und sah mit wilden Blicken in das Gedränge.

„Warte nur, verfluchte Christenbrut, — ihr alle sollt brennen!“ rief er mit gehobener Faust. „Schergen,“ befahl er, „werfet den Leichnam in die Flam-

men, damit er zu Staub werde und den Christen zur Verehrung kein Ueberrest bleibe."

Er beobachtete den Vollzug seines Befehles und verließ mit einem Fluche das Forum.

„Das Schauspiel war wohl unterhaltend," sagte Lucius unzufrieden. „Aber es wäre nach meinem Geschmack wirklich schön gewesen, wenn der Christ nicht geglänzt, sondern geheult hätte."

Kunstgriffe eines kirchenfeindlichen Staatsmannes.

Während die Christen des siegreichen Helden Marcellin sich freuten, erfüllte die begonnene Verfolgung den jugendlichen Alexander mit Furcht und Entsetzen.

Aus geschichtlichen Berichten früherer Christenverfolgungen wußte er, daß Frauen und Mädchen dem Belieben heidnischer Gewaltthat preisgegeben wurden. Er dachte an Albina, und die Sinne vergingen ihm.

Verband sich mit diesem furchtbaren Gedanken die Erinnerung an die Blicke des Wüstlings Maxentius, so griff es mit glühenden Zangen in die Seele des edelsinnigen Griechen. Beständig quälten ihn die entsetzlichsten Möglichkeiten und Vorstellungen. Er

vertraute seine Angst dem Freunde, und dieser fand sie begründet.

„Von Maxentius, dessen viehische Neigungen der Göttin Aphrodite alle Ehre machen würden, ist allerdings jede Schandthat zu befürchten," sagte Constantin. „Sei indessen beruhigt," fuhr der Prinz fort. „Vorläufig schützt noch Diocletian Ehre und Leben der christlichen Frauen. Hat des Kaisers Gerechtigkeit schuldlose Menschen für rechtslos erklärt," schloß er im Tone tiefster Verachtung, „so dürfte wohl seine Menschlichkeit nicht anstehen, die Schmach der Gerechtigkeit durch Milde und Schonung zu sühnen."

Alexander fand jedoch keine Ruhe. Immer sah er die glühenden, glotzenden Augen des Thieres Maxentius auf Albina gerichtet.

Am folgenden Morgen eilte er nach dem Hause des Gorgonius. Als er die Gasse betrat, sah er von Ferne, in ununterbrochener Kette, arme Leute das Haus des Kämmerers verlassen. Fast alle trugen kleine Bündel unter den Armen, oder sahen auf die flache Hand, als zählten sie Geldstücke. Gorgonius selber stand im Atrium, um ihn her ein dichter Kreis von Armen, Lahmen, Einarmigen, Blinden und Elen-

den aller Art. Der Kämmerer vertheilte Kleidungsstücke, Weißzeug, Geld, sogar häusliches Geräthe.

Alexander stand bei Seite und beobachtete das Thun, bis der letzte Arme beschenkt davongegangen. Jetzt trat er grüßend vor den Hausherrn, dessen Angesicht von Glück strahlte.

„Was hast Du gethan?“ frug der Grieche, indem Beide nach dem Familiensaale gingen.

„Was Matrosen vor dem nahen Sturme thun, — ich habe das Schiff erleichtert,“ antwortete Gorgonius.

„Mithin glaubst Du an Fortsetzung und Verschärfung der begonnenen Christenverfolgung?“ frug der Jüngling.

„Gewiß, mein Freund! Ein Sturm wird losbrechen, wie noch keiner die Kirche Jesu angefallen. — O wie herrlich, wie gnadenvoll hat sich der Herr an unserem Bruder Marcellin erwiesen! Sieggekrönt herrscht und triumphirt er mit Christus in alle Ewigkeit.“

„Ich bin Heide und verstehe Deine Gefühle nicht,“ sprach Alexander. „Aengste quälen mich und Schrecken, beim Gedanken an Albinas Geschick.“

Der Kämmerer las in den Zügen des Jünglings und versuchte, ihn zu beruhigen.

„Die göttliche Liebe und Erbarmung wird der Unschuld niemals Schutz und Beistand versagen," sprach er vertrauensvoll. „Stirbt Albina für Christus, — Heil ihr!"

„Du täuschest Dich! Schrecklicheres droht ihr, als der Tod," und er berichtete seine Wahrnehmung auf dem Forum.

Ein tiefer Ernst legte sich über das Angesicht des Kämmerers.

„Albina hat mir gesagt, Du habest sie gestern von dem Forum nach Hause genöthigt; — nun begreife ich Deine kluge Vorsicht und danke Dir. Du hast Recht; — was Maxentius sinnen mag, wäre allerdings schrecklicher, als der Tod. Der Allmächtige möge uns Alle schirmen!"

„Mir fehlt Deine wunderbare Ruhe, Gorgonius!" versetzte erregt der Grieche. „Eine Vorsehung, die Marcellin qualvoll verbrennen ließ, könnte auch Albina in die Klauen jenes Elenden gerathen lassen. Der Gedanke an diese Möglichkeit zerreißt mir die Seele. Ich weiß es, — ich kenne ihn, — er wird seine verruchte Hand nach ihr ausstrecken. Und ich

sage Dir, Kämmerer," fuhr er mit flammenden Augen fort, „wenn Dein Gott Albina nicht schützt, — wenn die Unthat geschieht, — dann werde ich mit dieser Hand das Ungeheuer Maxentius niederstoßen."

„Mein Freund, fasse Dich, — Du redest im Wahnsinn!" sprach Gorgonius. „Nicht Maxentius, noch sonst ein Bösewicht, vermag es, die Unschuld meines Kindes zu rauben. Nur mit Einwilligung geht jenes Kleinod verloren, — Albina wird aber niemals in Schmachvolles einwilligen. Deßhalb beruhige Dich, und Gott verzeihe Dir Deine Mordgedanken."

„Die Bestrafung eines Scheusales bedarf keiner Verzeihung," rief der Grieche. „Bei meiner Ehre, — beschmutzt der Unflath Maxentius die Reinheit Albinas, so stirbt er! Meine ganze Habe, mein Leben könnte ich einsetzen für Albina, — aber sie straflos entehren lassen? Nein, — dies kann ich nicht!"

Der Kämmerer sah das glühende Gesicht und die wilden Blicke des Jünglings, und empfand innige Theilnahme für den Fassungslosen, auf dessen Entschließungen christliche Grundsätze keinen Einfluß hatten.

Ein Diener meldete Mark Trebon. Der Grieche erhob sich rasch, um ein Begegnen mit dem Vertrauten des Kaisers zu vermeiden. Er betrat einen Gang, der mit dem Atrium in Verbindung stand. Als er diesen Gang verließ, schaute er nach dem Tablinum zurück und gewahrte, wie Marks Sklave einen Gegenstand vom Boden aufhob, der seinem Herrn entfallen war.

Mark grüßte mit meisterhaft erheuchelter Freundschaft den Kämmerer, und berührte sofort den vorgeblichen Zweck seines Besuches.

„Mich freut Deine Ruhe und Fassung," sprach er. „Ein harter Schlag hat die hiesige Christengemeinde getroffen. Ich fürchte, des Kaisers Zorn dürfte noch weitere Opfer fordern. Deßhalb bin ich hieher gekommen, Dich zu bitten, Du möchtest Deinen Einfluß zur Beruhigung der Gemüther benützen. Man beugt sich in Geduld dem Sturme, bis er vorbeigebraust. Widersetzlichkeiten aber und Schmähungen, wie sich Marcellin erlaubte, würden vielleicht den Sturm zu einem Orkan gestalten."

Gorgonius kannte theilweise die feindseligen Umtriebe Marks gegen die Christen, wenn auch lange nicht in vollem Maße; dennoch verrieth sein Be-

nehmen nicht die mindeste Verbitterung gegen den Elenden.

„Du bist selber Christ," sprach er, „und kennst unsere Verpflichtungen gegen die Obrigkeit. Niemals können wahrhafte Christen des Kaisers gerechten Zorn verdienen. Unsere Reichsfeindlichkeit ist eine abgeschmackte Verläumdung."

„Natürlich!" bestätigte Mark. „Weil aber diese sinnlose Beschuldigung alt und eingebürgert ist unter den Heiden, eben darum sollte auch jeder Schein zu ihrer Rechtfertigung vermieden werden. Der Kindersucher hat dies leider übersehen."

„Marcellin hat sich wohl vergessen, — oder vielmehr, seine edle Entrüstung hat ihn fortgerissen, des Kaisers Schande zu entfernen."

„Des Kaisers Schande?" wiederholte Mark, mit den Zeichen eines staatsmännischen Schreckens.

„Ja!" antwortete gelassen der Kämmerer. „Denn jenes Edikt schmäht und beschimpft des Kaisers Gerechtigkeit."

„Wie, — solche Reden führt der sanfte Gorgonius?" rief verwundert der Kahlköpfige. „Hat sich die Welt verändert? Läßt das Lamm von seiner Art und wird zum bellenden, bissigen Hunde?"

„Dein Gleichniß hinkt ebenso, wie Deine christliche Gesinnung," versetzte der Kämmerer. „Dem Christen ziemen Geradheit und Wahrhaftigkeit. Du solltest sagen: den Wolf freut es, beim Löwen das wehrlose Schaf verklagen zu können, weil es in Klagelauten seinen Mund geöffnet."

Die letzte Bemerkung überraschte den Staatsmann; denn sie charakterisirte treffend seine tückischen Absichten. Er blickte flüchtig nieder und dachte: „Wie, — könnte er mich durchschaut haben?"

„Oder sollen wir Christen nicht einmal klagen dürfen?" fuhr Gorgonius fort. „Es soll uns verwehrt sein, unter Fußtritten zu stöhnen? Schuldig sollen wir sein, beim Aufschrei des Schmerzes, beim Erwürgen unseres Rechtes, unserer Menschenwürde?"

„Ich staune! Bist Du Gorgonius? Der milde, sanfte, niemals murrende Gorgonius? Bist Du es, der sein Haupt schmähend wider den Kaiser erhebt?"

„Keine Verdrehung, Mark! Unrecht, Leiden, Qualen, mir persönlich angethan, weiß ich ergeben zu ertragen. Doch, was geschieht? Der Kaiser, zum Hort der Gerechtigkeit von Gott bestimmt, wüthet gegen das Heiligthum des Herrn. Er läßt alle Kirchen niederreißen, die heiligen Gefäße und Schriften

rauben, alle Gläubigen wie Verbrecher behandeln, — nein, nicht einmal wie Verbrecher; denn keinem Missethäter ist zur Vertheidigung der Mund geschlossen, wie dem Christen. Und jetzt schickt sich der Kaiser an, die Auserwählten, die Kinder Gottes, zu tödten, zu martern, zu verbrennen? Und dies Alles thut der Kaiser kraft des Gesetzes? — — Wer nicht laut diesen Mord der Gerechtigkeit verdammt, verdient den Christennamen nicht."

„Der Kaiser ist Heide und nicht Christ," erwiederte Mark. „Unbeschränkt ist seine Macht und sein Wille höchstes Gesetz."

„Eine fadenscheinige Rechtfertigung!" erwiederte Gorgonius. „Auch den Heiden verpflichtet das Naturrecht, — auch dem Heiden sind Gottes Gesetz und heiliger Wille in die Brust gelegt. Handelt er gegen sein Gewissen, so ist er schuldig vor dem Allerhöchsten."

„Darüber will ich mit Dir nicht zwecklos streiten; denn wo Grundanschauungen weit aus einander gehen, gibt es keinen versöhnenden Ausgleich," sagte Mark.

„Ich dächte, unsere Grundanschauungen seien die gleichen; denn wir Beide stehen auf christlichem Boden," erwiederte der Kämmerer.

„In vorliegendem Falle kann ich nur Vertreter des Staatsgedankens sein," versetzte Mark. „Dennoch geht mir das Geschick der Christen nahe. Liegt auch Dir das Wohl unserer Glaubensgenossen am Herzen, so vereinige Deinen Einfluß bei der hiesigen Gemeinde mit meinen Bemühungen, des Kaisers Zorn zu besänftigen."

„Wie könnte dies geschehen?" frug Gorgonius.

„Durch rückhaltlose Unterwerfung, durch blinden Gehorsam gegen des Kaisers allerhöchsten Willen," antwortete Mark, und begann, Vorschläge zu machen, von denen er wußte, daß sie nicht bestehen vor christlichen Anschauungen und Lehren. Im Grunde sollten seine Vorschläge auch nur den wirklichen Zweck seines Besuches verhüllen, welcher darin bestand, durch einen gelungenen Kniff Diocletians Grimm gegen die Christen noch mehr zu reizen.

Inzwischen war Alexander unter die Säulenhalle des Atriums getreten und hatte einen Diener beauftragt, Albina zu grüßen. Er stand harrend, ob sie etwa einer Unterredung ihn würdige. Und als er den bekannten leichten Tritt in den Räumen des oberen Stockwerkes hörte, und ihre zierliche Gestalt

die Treppe herabstieg, da stürmten Liebe und Schrecken in seiner Seele.

„Nur eine Frage, Alexander!“ begann sie nach gegenseitiger Begrüßung. „Du hast mich gestern des Segens beraubt, beim verdienstvollen Zeugnisse unseres Bruders Marcellin gegenwärtig zu sein. Darf ich nach dem Grunde fragen? Schon gestern habe ich deßhalb Dich gefragt; Du gabst ausweichende Antworten. Auch war Dein Wesen so fremd, so ungestüm, daß ich nicht wagte, näher in Dich zu dringen. Nun rede, — enthülle den Grund Deines auffallenden Benehmens.“

Er stand verwirrt, verlegen. Durfte er die wirkliche Ursache angeben? Er hob das Auge nach ihrem Antlitze, dessen feine, vollendet schöne Formen zugleich das Wesen ihrer fleckenlosen Seele wiederspiegelten. Und diesem unschuldigen, arglosen Kinde sollte er die Absichten eines Wüstlings enthüllen? Nein, — unmöglich! Er senkte den Blick und suchte Ausflüchte.

„Erlasse mir gütig die Antwort, Albina!“ bat er.

Sie betrachtete ihn mit großen Augen.

„Du erschreckst mich, Alexander! Drohte mir etwa Gefahr?“

„Vielleicht, — wahrscheinlich, Gute, Edle! Du standest ja in der Nähe sehr schlechter Menschen."

„Meinst Du, die gottlosen Menschen hätten mir ein Leid gethan?"

„In der That, — dies habe ich gefürchtet! Du weißt, nach des Kaisers Edikt ist jedes Unrecht, jede Unbill gegen die Christen erlaubt. Deßhalb bitte ich Dich recht inständig, meine Albina, ohne mein Geleite auf der Straße Dich nicht zu zeigen, damit Dir nichts Schimpfliches begegne."

„Wenn ich um meines Glaubens willen beschimpft werde, so gereicht mir dies zum Segen," erwiederte sie.

„Wohl! Aber, — nun, — es gibt Menschen, die aus anderen Gründen Dich schimpflich behandeln könnten."

„Aus anderen Gründen? Was könnten dies wohl für Gründe sein?"

Er betrachtete die Steinmalerei des Bodens und fingerte um sein Gewand.

„Ich verstehe nicht den Sinn Deiner Worte, Alexander!"

„Weil Du nicht die Bosheit der Menschen ahnst," erwiederte er. „Deßhalb wiederhole ich mein Flehen:

— verlasse nicht den Schutz dieses Hauses ohne mein Geleite."

Sie gewahrte seine Angst, seine rührende Theilnahme, und ihren Mund belebte das holdselige Lächeln eines glücklichen Kindes.

„Du hättest Deine Gründe mir sagen können, — magst Du aber nicht, so hast Du Recht, meine Neugierde nicht zu befriedigen; eine Christin muß Entsagung lernen. Wenn ich aber Kleines mir nicht versagen will, wie sollte ich Größeres überwinden?"

„Bist Du mir böse, weil ich Dir Entsagung aufnöthige?"

„O nein, — gewiß nicht, — im Gegentheil, ich danke Dir! Entsagung des Eigenwillens in der Absicht, denselben Gottes Willen zu unterwerfen, ist ein sicherer Pfad zum Hafen inneren Friedens und Glückes, — hat mich Vater Gorgonius gelehrt."

Der Philosoph vernahm staunend Worte aus ihrem Munde, welche die Weisheit eines Aristoteles geziert haben würden.

„Grundsätze tiefsinniger Lebensweisheit im Gedächtnisse zu bewahren und damit die Rede zu schmücken, ist weit leichter, als dieselben zu üben," versetzte er. „Deßhalb gefällt mir Dein Gedächtniß, wie ein rei=

ches Schatzkästlein mit kostbaren Dingen; Deine Fertigkeit hingegen, die Kostbarkeiten zu verwerthen, erweckt meine Bewunderung."

„Du sollst mich nicht loben," sprach sie erröthend. „Das Lob ist den Schwachen gefährlich, der Tadel nützlich."

Er schaute sie achtungsvoll an und bedachte den entwickelten Verstand ihrer Jahre.

„Willst Du heute ausgehen, Albina?"

„Heute nicht, — aber vielleicht morgen."

„Ich werde täglich anfragen und mein Geleite anbieten."

„Deine Güte beschämt mich, Alexander!"

„Die kaum nennenswerthe Mühe entspricht keineswegs der Dankespflicht, die ich meiner Lehrerin schulde," entgegnete er.

„Und die Fortschritte meines Schülers entsprechen keineswegs meinen Absichten, ihn für Christus zu gewinnen," erwiederte sie lächelnd. „Ich erkenne mein Ungeschick im Lehren. Wärest Du nicht verhindert worden durch Deine Aufmerksamkeit für mich, den Heldentod Marcellins zu bewundern, die Theilnahme an den Leiden des Martyrers hätte Dich viel weiter gefördert, als dies meine Worte vermögen.

— Der edle Marcellin! Wie mag er sich jetzt freuen bei Gott und seinen Heiligen! Wie ruhmvoll ist es doch, ein tugendhaftes Leben so großartig zu beschließen!"

„Auch Du würdest nicht zögern, für Deinen Glauben in den Tod zu gehen?" frug er ängstlich.

„Gewiß nicht!" antwortete sie ohne Bedenken. „Das Zeugniß für den Herrn und Heiland ist ein grenzenloses Glück, welches jedoch kein Christ trotzig herausfordern darf; denn Gott versagt der Vermessenheit seinen Beistand, wie der fromme Vater Anthimus lehrte. Würde ich aber vor den Richter gezwungen, dann würde mich der Herr Jesus gewiß begnaden, für ihn sterben zu können."

Wieder drückten Aengste um ihre Ehre, um ihr Leben, mit Bergeslast auf seine Seele.

„Dein Gott möge Dich schützen, Albina!"

Aus dem Saale klangen nahende Männerstimmen.

„Ich bedauere Deine Weigerung," sagte Mark, „meinem Rathe zu folgen. Du kennst die Leidenschaften des Volkes und die Neigung der Cäsaren für Schauspiele. Verweigern die Christen hartnäckig ihre Theilnahme an denselben, so werden sie das Volk erbittern und den Kaiser beleidigen."

„Wir dürfen keine Zugeständnisse machen an die Grausamkeit,“ entgegnete Gorgonius. „Nach christlicher Anschauung sind die Schlächtereien des Amphitheaters Verbrechen, unmenschliche Frevel, und diese sollten wir beklatschen?“

„Das Christenthum ist hierin zu engherzig,“ behauptete Mark. „Eingebürgerte Sitten und Gebräuche zu achten, kann nicht verstoßen gegen die Menschlichkeit.“

„Unmenschliche Sitten werden durch Herkommen nur unmenschlicher,“ sagte Gorgonius. „Wie tief muß ein Volk gesunken sein, dem Unmenschlichkeiten zur Gewohnheit, zum Genusse geworden?“

„Ich bleibe dabei, — das Christenthum greift hier störend in den gewohnten Gang des Volkslebens,“ sagte Mark.

„Und ich behaupte, wo das Christenthum aufhört, fängt die Entmenschlichung an,“ versetzte der Kämmerer.

„Ich bin zu Ende, — lebe wohl!“ sagte Mark, und eilte durch das Atrium.

In der Gasse angelangt, zog er das Obergewand fester um die Schultern, und schritt mit seinen beiden Sklaven wie ein Mensch nach seiner Villa, dessen

Gang und Haltung verrathen, daß ihn lichtscheue Plane und schwarze Thaten beschäftigen.

Am folgenden Morgen eilte er mit großen Schritten nach dem kaiserlichen Palaste, wo Cäsar Galerius den Verbündeten ungeduldig erwartete.

„Kommst Du endlich!“ rief ihm Galerius entgegen. „Unsere Sache steht schlecht. Der Christenbraten hat meinen schwachsinnigen Schwiegervater dermaßen erschreckt, daß er spricht und faselt wie im Fieber.“

„Nun, — was ist denn los?“ stieß Mark neugierig hervor.

„Alle Gespenster der Unterwelt sind los und dem göttlichen Kaiser, dem allmächtigen Beherrscher des Erdkreises, in den Leib gefahren. Ist das nicht närrisch?“ rief voll Aerger der Cäsar. „Wie ein alter Soldat, an Blutgeruch und Schlachtfelder gewöhnt, so ganz Kind, so ganz Weib werden kann, dünkt mir noch abgeschmackter, als fabelhaft. Fast ohne Unterbrechung schreitet er durch seine Gemächer; — zuweilen steht er, sieht nach oben, wie ein Zeichendeuter nach Krähen und Eulen, — beschreibt mit seinem Arm einen Bogen, dupft mit dem Mittelfinger auf die Stirn und spricht: „Sterben und lächeln, —

nein! — Lebendig gebraten werden und lächeln, — lächeln auf glühendem Eisen, — nicht einen Klagelaut ausstoßen, nicht einen einzigen, — immer lächeln! Und was für ein Lächeln? Das Lächeln eines glücklichen Kindes, — das Lächeln der höchsten Glückseligkeit, — auf glühenden Platten? Ja, ihr Götter, auf glühenden Platten! — Auch kein Zorneswort für mich, nicht einmal ein Blick der Verachtung! Oder, wenn er doch ewig lächelt, — nicht einmal ein Lächeln der Geringschätzung! Nein, leere Luft bin ich ihm, ein Feind, dem er gewiß lächelnd danken würde für den süßen Genuß, geröstet zu werden, — wenn dieser Feind ihm nur existirte. Welche Wunder, — welche Schmach! Welche Größe, — welche Erniedrigung!" — — — Solches Zeug spricht der Sohn des Jupiter ohne Aufhören, und zwar mit Geberden und Mienen, die seine Furcht und Feigheit deutlich verrathen."

„Du urtheilst falsch, Cäsar! Nicht Furcht und nicht Feigheit sprechen aus dem Kaiser, sondern stark Dreiviertheil gekränkter Stolz und etwas Verwunderung über die Wirkungen der altbekannten christlichen Zaubermittel. Einen Menschen braten und dabei lächeln sehen, erscheint allerdings etwas unge-

wöhnlich, — heulen und jammern über dem Feuer, wäre natürlicher. Doch, — wie gesagt, die Zauberei der Christen spielte ja in früheren Verfolgungen schon eine so bedeutende Rolle, daß sich Viele hiedurch täuschen und verwirren ließen, bis zur Annahme des Christenthums. Uebrigens hätte Marcellin immerhin lächeln mögen, wäre ihm nur ein Zorneswort gegen den Kaiser entfahren. Hätte er gar geschimpft, wenn auch lächelnd geschimpft, über eine Tyrannei, die ihm Leib und Leben nahm, — der Kaiser wäre zufrieden. Aber sich gänzlich unbeachtet zu sehen von einem Feinde, weder Zorn, noch Mißfallen, nicht einmal Verachtung dem Feinde einzuflößen, — dies erscheint dem Jovischen unerhört, ganz unerträglich!"

„Eine seltsame Auslegung!" sprach kopfschüttelnd der Cäsar. „Nun, es gibt eben allerlei Narren in der Welt. Meinestheils frage ich nach dem Zorne der Nazarener ebenso wenig, wie nach deren völliger Mißachtung meiner Person. Wenn nur der letzte Christenkopf vom Rumpfe fliegt, — das ist die Hauptsache. Dahin aber gelangen wir mit diesem alten, grillenhaften, schwachsinnigen Manne nicht."

„Doch, Cäsar, doch!"

„Nein, — nein! Mein hasenherziger Schwieger-

vater ist ganz Betäubung, ganz Verwirrung. Zur Erneuerung der alten, weisen Blutgesetze gegen die Christen rafft er sich nimmer auf. Ich möchte den Alten prügeln."

„Du begreifst nicht des Kaisers Wesen, Cäsar! Ein Löwe, der einen Augenblick betroffen einhält in der blutigen Laufbahn, weil er das Krähen eines Hahnes vernommen, hört deßhalb nicht auf, Löwe zu sein. Grimm und Blutdurst lebt fort im Löwen; nur muß man die Kunst verstehen, den Löwen zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen."

„Und Du besäßest diese Kunst?" frug zweifelnd Galerius.

„Ich besitze diese Kunst!" antwortete sicher der Kahlköpfige. „Ich sage Dir, Diocletian wird strenger mit den Christen umspringen, als Nero und Decius! Hat der Löwe nur einmal die Beute gepackt, dann sollst Du ihn morden und würgen sehen."

„Gebrauche Deine Künste, Mark!"

„Hieran soll es nicht fehlen," versicherte der Staatsmann. „Vor Allem müssen wir den Spruch des Apollo abwarten, der in wenigen Tagen eintreffen wird."

„Eines günstigen Spruches bin ich sicher," ent-

gegnete Galerius. „Schon unser Gold wird den Gott nach Wunsch reden lassen, geschähe es auch nicht aus Haß gegen die Christen.“

„Einverstanden, Cäsar! — Und dann bedarf ich eines klugen, zuverlässigen und verschwiegenen Sklaven; — könntest Du mir einen solchen verschaffen?“

„Wozu?“

„Ich habe den Brandstiftungsplan umständlich erwogen, Cäsar, und denselben unseren Absichten förderlich gefunden.“

Galerius kam in starke Bewegung.

„Hast Du, — nicht wahr, ein Götterplan?“ rief er. „Den Kaiserpalast anzünden und die Christen der Brandlegung beschuldigen, — ha, — ha, — das wird unseren Jovischen vorwärts treiben[1])!“

„Der Plan ist bewunderungswürdig, Cäsar, — vielleicht auch etwas gefährlich in der Ausführung. Hätte ich nur einen tauglichen Sklaven!“

„Ich verschaffe ihn Dir, — einen verschmitzten Kerl. Auch für seine Verschwiegenheit stehe ich; — ist's geschehen, dann wird ihm mein Dolch die Zunge lähmen.“

---

1) Lactantius, de mort. pers. XIV.

„Gut, — sehr gut, — Vorsicht schadet niemals! Schicke mir den Sklaven morgen nach meiner Villa, damit ich ihn abrichte. Für heute ist noch Einiges fertig zu stellen, damit uns der Dinge Lauf nicht unvorbereitet finde. — — Ermüde nicht, edler Cäsar, den Kaiser zu bearbeiten, namentlich schrecke ihn durch die erbitterte Volksstimmung gegen die Feinde des Staates. — Lebe wohl!“

„Ein brauchbarer Mann, — ein höchst brauchbarer Minister!“ lobte Galerius, nachdem Mark weggegangen. „Fertig zu jeder That, — zu Dingen bereit, die wohl Manchen bedenklich machen könnten. Doch Mark weiß nichts von Bedenken. Dabei ist er schlau, beredt, gewandt, furchtlos, nichts fragend nach dem Zorne der Götter und der Menschen, — kurz, ein Mann, wie ein Kaiser ihn brauchen kann. — Wenn ich einmal den Erdkreis beherrsche, — und dahin geht mein ganzes Streben, — dann soll Mark mir Kopf und rechte Hand sein.“

Drei Tage später kehrten die Zeichendeuter von Milet zurück. Der Spruch Apollos lautete:

„Verhaßt sind mir und allen Göttern die Christen.

Wer die Christen vertilgt, der ehrt die Götter und rettet den Staat.“

Auf Diocletian machte der Spruch einen tiefen Eindruck; denn er war überzeugt von der unbestechlichen Wahrhaftigkeit des Gottes von Milet. Dennoch schwankte er, dem deutlichen Winke Apollos zu gehorchen. Was noch von Rechtssinn und Menschlichkeit in ihm lag, sträubte sich gegen den Befehl, die Christen zu vertilgen, Millionen niederzumetzeln, das Angesicht der Erde durch gräuliche Mordscenen und Schlächtereien zu schänden.

Da erschien Mark vor dem Schwankenden, sein ganzes Wesen in Besorgniß, Angst und Trauerbotschaft gekleidet.

„Jovischer Herr!“ begann er mit erkünstelten Zeichen des Schreckens. „Dich zu warnen, bin ich da. Sei auf Deiner Hut, — verdopple Deine Wachen, — die Christen sinnen Arges wider Dich. Soeben wurde ein Mensch am östlichen Thore ergriffen, der einen Dolch bei sich trug und frech bekannte, den Tyrannen ermorden zu wollen. Hier die Mordwaffe, — dazu geschliffen, Dein göttliches Leben dem Staate zu rauben.“

Der Kaiser betrachtete mit scheinbarer Ruhe die dargereichte Meuchlerwaffe.

„Die Klinge, von dem Schurken für mich ge-

schliffen, gebe ihm den Tod, — er sterbe unverweilt!"

„Verzeihung, Großer, Göttlicher! Der Elende entwischte. Als ihn die Wache festnahm, rief er höhnisch: „Was wollt ihr? Ein Christ bin ich, zum Morde des Tyrannen bereit. Meine gottgefällige Absicht habt ihr zwar vereitelt, aber mein Verdienst, für die gute Sache zu sterben, könnt ihr nicht rauben. Und was mir nicht gelang, wird hundert Anderen sicher gelingen." — So rief er in vermessener Frechheit. Dennoch hat er lügnerisch geprahlt; denn plötzlich, als sich die Wache dessen nicht versah, ließ er sein Obergewand fahren, entsprang und konnte nicht wieder eingefangen werden."

„Eine tölpelhafte Wache!" zürnte Diocletian. „Solch einen Schurken entwischen zu lassen, — die Schafsköpfe!"

„Gewiß, — ohne Zweifel, — sie haben ihn nicht freiwillig entwischen lassen," sprach Mark, und als Diocletian den verdeckten Sinn der Worte nicht begriff, fügte er im Tone leisen Zweifels bei: „Es müßten denn gerade heimliche Christen unter den Prätorianern sein."

„Die Christen wurden ausgeschieden,“ entgegnete der Kaiser.

„Ich sage, heimliche Christen, mein göttlich großer Herr!“

„Heimliche Christen gibt es nicht; denn niemals verheimlichen Christen auf Befragen ihren Glauben. Im Gegentheil, die Nazarener sind darauf versessen, mit ihrem Glauben zu prangen und zu prahlen.“

„Mir geziemt es nicht, Deiner Majestät zu widersprechen,“ versetzte kriechend der Kahle. „Aber die Milde Deiner Gesinnung und die Güte Deines Herzens sind Kostbarkeiten, an Menschen verschwendet, deren Undankbarkeit schwarz ist, wie Winternächte des eisigen Nordens, und mir schmerzhaft, wie giftiger Natterbiß. Niemals hätte ich geglaubt, daß Menschen solche Meister sein könnten in Verstellung und Heuchelei, — solche Erzschurken gegen ihren Vater, ihren Wohlthäter, ihren Kaiser! — Vergebung, jovischer Herr, wenn ich mich vergaß, wenn mir Entrüstung einen lauteren Ton erpreßte, als dem Knechte ziemt in Deiner göttlichen Nähe!“

„Wovon sprichst Du denn eigentlich?“

„Von einer Schändlichkeit, so groß, so abgründig, so mißgestaltet, daß nur meine Treue und Deine

Sicherheit mich zwingen können, dieselbe zu enthüllen."

„Laß die Verbrämung bei Seite, — kurz zur Sache!" befahl ungeduldig der Kaiser.

„Mir wurde durch meine Späher hinterbracht," begann mit scheinbarer Ueberwindung der Staatsmann, „Marcellins gerechte Bestrafung habe die Christen erzürnt, erbittert, zu Rachegedanken getrieben. Da ich den Einfluß des Gorgonius in der Christengemeinde kenne, so ging ich zu ihm, mit warmen, freundlichen Worten ihn zu bestimmen, er möge die Christen beruhigen, dieselben von Aufruhr und geheimen meuchlerischen Thaten abhalten. Treiben es die Christen, — sagte ich ihm, — bis zum Frevel offener Empörung, oder bis zum Verbrechen meuchelmörderischer Nachstellungen auf des Kaisers Leben, dann wird auch die Milde des Jovischen nicht mehr den Grimm des Volkes zügeln können. Das Volk wird sich erheben zur Rettung des Staates. — So redete ich zu Gorgonius. Alles vergebens. Der Kämmerer sprach von himmelschreiender Ungerechtigkeit des Ediktes und von ruchloser Tyrannei. Und was ich nimmermehr geglaubt hätte, mußte ich erkennen, — klar, bestimmt, unwidersprechlich erkennen:

— die Theilnahme des Gorgonius an einer Verschwörung gegen den Kaiser."

„Du bist ein Thor, Mark!" rief Diocletian. „Der biedere, ehrenhafte Gorgonius ein Verschwörer? Nicht möglich!"

„Ganz so beurtheilte auch ich den Mann, — ich irrte! Hier ist der schlagende Beweis von des Gorgonius Schuld," sprach er, dem Kaiser einen Brief überreichend. „Wenn der Beste, der Ehrenhafteste aller Christen zum Verbrecher wird, — wie weit mag erst der großen Christenmasse Frevelsinn reichen?"

Diocletian sah auf das Schreiben, dessen Handschrift so unleserlich und chaotisch war, daß Geduld und Studium dazu gehörte, dieselbe zu enträthseln.

„Wie kamst Du zu dem Briefe?"

„Mein Sklave fand denselben in einer Ecke des Atriums, als ich Gorgonius besuchte."

„Und was enthält das Schreiben?" frug er, dem erfindungsreichen Staatsmanne den Brief zurückgebend.

Mark las:

„Theurer Bruder in Christo dem Herrn! Das Uebel meiner Füße verhindert mich, zu Dir zu kom-

men. Was Du und die Brüder mir gesagt, habe ich reiflich erwogen und billige Alles. Der Tyrann muß sterben, — das ist klar. Unseren Bruder Marcellin hat er lebendig braten lassen, — Rache! Und nicht blos Rache, sondern auch Abwehr; denn Diocletians Grausamkeit wurde nicht befriedigt, sondern nur gereizt. Der Bösewicht wird gegen alle Christen wüthen und dieselben zu vertilgen trachten. Kommen wir ihm zuvor. Seid vorsichtig und klug. Schaffet ihn geräuschlos bei Seite; — das ist meine Ansicht, bester Gorgonius! Lebe wohl! Johannes."

Des Kaisers Augen flammten, und aufsteigender Grimm entstellte sein Gesicht.

Mark ließ die Hand sinken, welche den Brief hielt, beugte das Haupt zur Brust herab und stand schweigend, offenbar zerknirscht über die Kühnheit, einen solchen Brief der Majestät vorgelesen zu haben. In Wirklichkeit lauschte der Staatsmann nach außen. Der Augenblick war gekommen, eine Hauptmine springen zu lassen. Ein fernes Geräusch drang kaum vernehmbar herein. Das Getöse wuchs, und das Wort „Feuer" entzündete in Marks kaltem Gesicht ein Aufleuchten höchster Zufriedenheit.

Diocletian hörte nichts, Grimm und Wuth brann=

ten in seiner Seele. Aber sein Stolz bemühte sich, die kochende Leidenschaft niederzudrücken; denn nach Ansicht des Göttlichen durften so geringe Geschöpfe, wie Gorgonius und dessen Bruder in Christo, des Jovischen Zorn nicht erregen.

„Mir dünkt es doch sonderbar,“ sprach er, „wie jener Christ Johannes ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit und Gefährlichkeit einem Briefe anvertrauen konnte.“

Diese Bemerkung, welche dem gesunden Menschenverstande des Kaisers Ehre machte, brachte indessen Mark nicht in Verlegenheit. Ein geriebener Staatsmann von Trebons Gesinnung findet in jeder Lage Hinterthüren.

„Quem deus vult perdere dementat, — wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand,“ sagte er. „Der Göttervater Jupiter hat es gefügt, Dich, seinen erhabenen Sohn, warnen zu lassen.“

„Man muß die Sache genau untersuchen,“ sprach Diocletian. „Wird Gorgonius schuldig gefunden, so stirbt er.“

Allein der schlaue kaiserliche Rathgeber und Schöpfer gefährlicher Attentate fand eine Untersuchung nicht gerathen.

„Deinem Scharfblick, Unüberwindlicher, möge nicht entgehen, daß Gorgonius in diesem Punkte nicht zu überführen ist," sprach er. „Der Brief ist nicht von ihm, sondern an ihn geschrieben. Vielleicht hat er von dem Schreiben nicht einmal Kenntniß, das ja in jene Ecke seines Atriums gelangt sein konnte, bevor es ihm zu Gesichte kam. Deßhalb glaube ich, es sei klug, vorläufig zu schweigen, sich zu stellen, als wüßte man gar nichts. Hiedurch werden die Christen kühner, frecher, sie treten bestimmter mit ihren fluchwürdigen Planen hervor, die Schuldigen enthüllen sich und werden greifbar."

„Du hast Recht, Mark!" versetzte Diocletian nach einigem Nachdenken. „Aber horch! — Was ist das?"

Ein wildes Getöse jagte durch entfernte Theile des Palastes. Man hörte die Hornsignale der Prätorianer. Ein geängstigter Diener stürzte herein.

„Kaiser, Dein Palast brennt!" rief er.

„Wo brennt es?"

„Im östlichen Flügel. Das Feuer ist groß, — aber die Soldaten löschen."

„Wie entstand der Brand?"

„Durch die Hand der Christen, — wie es heißt.

Es wurden Christen dort gesehen, kurz vor Ausbruch des Feuers."

Cäsar Galerius kam herein, scheinbar unruhig und bestürzt, in Wirklichkeit erfreut über die geschickte Durchführung des Brandplanes.

„Dein Haus brennt, Kaiser!" rief er. „Das haben die Christen gethan, — ich schwöre es!"

„Fort, Mark, zur Brandstätte!" befahl der Kaiser. „Berichte, wie es steht."

Der Kahle und der Diener verschwanden.

„Du siehst," sprach Galerius im Tone des Tadels, „die Christen sind schneller in der Rache, als die strafende Gerechtigkeit des Kaisers. Kaum hast Du einen christlichen Verbrecher nach Gebühr gezüchtigt, so steht Dein Haus in Flammen. Hohe Zeit ist's, Deine grenzenlose Milde in Strenge zu verwandeln."

„Keine sinnlosen Vorwürfe, Cäsar! Ich habe bisher den Christen nichts verziehen, weil ich dieselben nicht schuldig gefunden."

„Obschon die Reichsfeindlichkeit der Nazarener von Deinem Rathe schlagend dargethan wurde, — obschon das erbitterte, heftig erregte Volk laut genug

die Anwendung alter Gesetze gegen die Reichsfeinde fordert."

Diocletian antwortete nicht. Er schritt unruhig durch das Gemach, stand zuweilen lauschend und horchte auf das Getöse.

„Und wie lautet der Orakelspruch des Gottes Apollo von Milet?" fing Galerius wieder an. „Stimmt nicht der Spruch jenes Gottes zusammen mit dem Spruche des Staatsrathes und den gerechten Forderungen des tief erregten Volkes? Greifst Du nicht ein, so fürchte ich das Schlimmste."

Mark Trebon kehrte zurück.

„Der Brand ist gelöscht, — Dank den übermenschlichen Anstrengungen Deiner getreuen Prätorianer," berichtete er.

Diocletian befahl, sämmtliche christliche Hofbeamten, die im Palaste anwesend seien, auf die Folter zu spannen, um ihnen das Geständniß der Schuld zu erpressen. Allein die Christen ertrugen standhaft die Folter und beharrten auf ihrer Unschuld [1]).

„Immer unschuldig sind die Nazarener, wenn man sie selber hört," bemerkte höhnisch Galerius.

---

1) Stolberg, IX, 330.

„Hört man aber die Götter und das geängstigte Volk, dann verschulden sie alles Unglück und verderben den Staat."

Einige Tage später brach abermals Feuer aus, diesmal den kaiserlichen Gemächern so nahe, daß sich dieselben mit Rauch füllten. Während des Löschens trat Galerius mit erheucheltem Schrecken vor den Schwiegervater.

„Kaiser, lebe wohl!" rief er ihm zu. „Mich treibt es fort aus diesem Hause; denn ich habe keine Lust, lebendig verbrannt zu werden[1])."

Diocletian hielt seine Hand fest und sah aus wild flammenden Augen auf den Eidam.

„Sei nicht feiger Flüchtling, — warte!" sprach er mit unheimlich bebender Stimme.

„Feigling?" wiederholte der Cäsar. „O — ich hätte Muth genug, alle Christen eigenhändig zu erwürgen! Mit wollüstigem Behagen wollte ich alle Reichsfeinde schonungslos niedertreten, — wenn dies nur die grenzenlose Milde des Kaisers erlaubte."

„Warte, — sag' ich!"

„Bis meine Verluste noch größer, und meine

---

1) Lactantius, de mort. pers. XIV.

Enttäuschungen noch bitterer werden?" versetzte Galerius.

„Welche Verluste?"

„Den getreuesten, den geschicktesten Sklaven haben mir die Christen getödtet," antwortete der Cäsar. „Eben, — vor einer halben Stunde, — wankt mein Sklave blutend in mein Gemach und erzählt mit hinsterbender Stimme, er sei dazu gekommen, als zwei Christen Feuer anlegten, habe laut aufgeschrieen und sei dann mit einem Dolche von ihnen durchbohrt worden. Dies sagte er und starb[1]. — Wie kannst Du nun von mir verlangen, in einem Hause zu weilen, wo Brandstifter und Meuchelmörder ungestraft ihr Wesen treiben? Nein, — nein, — fort von hier!"

„Höre mich, Cäsar!" begann Diocletian mit dumpfer Stimme. „Den Christen hatte ich Freiheit gewährt, weil ich sie achten zu müssen glaubte. Nun aber brennt ein so wildes Feuer der Rache in meiner Brust, — der Rache gegen die Feinde der Götter und des Reiches, daß ich aller Christen Untergang

1) Thatsächlich beschuldigte Galerius die Christen der Brandlegung, die Art der Begründung dieser Beschuldigung ist aber nicht historisch bewiesen.

schwöre bei mir und Jupiter! Eine Verfolgung soll anheben, wie keine zweite die Geschichte kennt. Tod allen Christen im ganzen Reiche! Morgen wirst Du sehen, wie gründlich meinen Palast ich reinige, — und das ganze Reich soll rein werden von dieser fluchwürdigen, staatsgefährlichen Rotte. Dann kehre heim und handle nach meinem Edikt."

„Kaiser, Du sollst leben in Ewigkeit!" rief Galerius, kaum fähig, seine teuflische Freude zu bemeistern.

Zweiter Theil.

Diocletians Opfer.

Nach Herkommen wurden alle großen Staatsaktionen durch feierliche Opfer eingeleitet, den Segen der Götter zu erflehen.

So unverwüstlich wurzelt das Bewußtsein der Abhängigkeit von einem allerhöchsten Wesen in der Menschenbrust, daß nicht einmal das Zeitalter des tiefsten Zerfalles dasselbe zu ersticken vermochte.

Nach heidnischen Begriffen waren die Anbeter Jesu staatsgefährlich, Feinde des Reiches und Verderber öffentlicher Verhältnisse. Ihre Ausrottung wurde betrachtet als eine rettende, staatsweise That der Regierung, im Interesse des Gemeinwohles. Darum leitete Diocletian die grausamste und blutigste aller Christenverfolgungen ein durch feierliche Opfer,

den Göttern des Olymp, wie jenen der Unterwelt gebracht.

Ein glänzender Festzug begab sich vom kaiserlichen Palaste nach dem Forum, dessen kreisförmige Fläche ein prachtvoller Tempel des Göttervaters Jupiter abschloß.

Da sich Diocletian die Aufgabe gestellt, Roms Herrlichkeiten durch Prachtbauten seiner Residenz zu überflügeln, und auch den mannigfaltigen Göttercult mit sämmtlichen Priestercollegien von Rom nach Nicomedien verpflanzt hatte, so entwickelte sich bei dem kaiserlichen Opfer in feierlichster Weise das volle, düstere Gepränge des Götzendienstes. Hiebei waren jene öffentlichen Schamlosigkeiten und unsittlichen Darstellungen ausgeschlossen, welche namentlich die Götterfeste des Dionysos und der Kybele begleiteten, weßhalb das Ganze wenigstens einen anständigen Verlauf hatte.

An der Spitze des Zuges schritten zwei Reihen Trompeter in kriegerischer Tracht, deren Instrumente feierliche Fanfaren durch die Straßen schmetterten. Dann folgte eine Schaar Prätorianer, in ihren glänzenden, mit Gold und Silber ausgelegten Rüstungen. An diese schloß sich das Priestercollegium der Salier,

zwölf Männer, von kriegerischem, fast wildem Aussehen. Die salischen Priester vollzogen den Cult des Kriegsgottes Mars, und ihr Aeußeres entsprach ihrer Stellung. Ueber der Tunica picta trugen sie einen ehernen Panzer, darüber die Toga prätexta, im gabinischen Knoten geschürzt, auf dem Haupte den Helm, in der Rechten eine Lanze mit langem Schaft. Im Monate März, dem Gotte Mars geweiht, pflegten die Salier die Straßen zu durchziehen und vor jedem Heiligthum ihre Waffentänze aufzuführen, wobei sie mit ihren Lanzen an die Schilde schlugen und Kriegsgesänge anstimmten. Auch Wesen und Haltung der Salier entsprach dem Geiste ihres blutdürstigen Götzen. Sie schritten einher, wie schlagfertige Männer, die es nach Kampf und Streit gelüstet.

Auf die Salier folgte das einflußreiche Priestercollegium der Auguren, fünfzehn Männer in weißen Obergewändern, ohne Kopfbedeckung, mit Lorbeerkränzen um die Stirnen, lange, knotenlose und oben gebogene Stäbe in den Händen. Keine Staatshandlung, im Kriege oder Frieden, durfte ohne vorausgegangene Berathung der Auguren stattfinden. Daher die ursprünglich höchst wichtige Stellung dieser Priesterkaste und ihr Einfluß auf den Gang politi-

scher Begebenheiten. Seit die Religion eine Staatsanstalt geworden, vollzogen freilich auch die Auguren nur den Befehl des Kaisers. Den Willen der Götter erforschten sie im Blitze, im Fluge und Schreien der Vögel. Die von links kommenden Blitze galten als glückverheißende, jene von rechts als unglückliche Auspicien. Die Vögel unterschied der Augur in solche, welche durch ihren Flug, und in solche, deren Geschrei bestimmte Zeichen gab. Zu ersteren gehörte der Adler, der Habicht und Geier, zu letzteren der Rabe, die Krähe und die Nachteule. — Solcher kindischer Mittel bediente sich das Heidenthum, den göttlichen Willen zu erforschen, so lange nicht das Licht vom Himmel, die Offenbarung durch Jesus Christus, die Geistesfinsterniß durchbrochen hatte. Und ähnlichem Aberglauben verfällt zu allen Zeiten der Menschengeist, sobald er den religiösen Unglauben dem leitenden und erleuchtenden Glauben vorzieht[1]).

An die Auguren schlossen sich die Vestalinen, eine Schaar weißgekleideter, der Göttin Vesta ge-

1) Beweis für diese Thatsache sind auch im Zeitalter moderner Aufklärung die zahlreichen und vielbenützten Zeichendeuterinen und Wahrsagerinen im entchristlichten Berlin, der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches.

weihter jungfräulicher Priesterinen. Schon mit dem sechsten Lebensjahre trat das Kind in diese merkwürdige Körperschaft. Es mußte von ehelicher Geburt und ohne körperliche Gebrechen sein. Nach vollendeter Prüfungszeit wurde ihm das Hauptshaar geschoren. Es wurde in weiße Gewänder gehüllt und auf dreißig Jahre dem Dienste der Vesta geweiht. Nach Ablauf dieser Zeit, konnte die Vestalin zurückkehren in das bürgerliche Leben und heirathen, oder im Dienste der Göttin verbleiben. Jede Vestalin mußte das Gelübde der Keuschheit ablegen. Die Hochachtung, in welcher diese Jungfrauen standen, bewies die Fähigkeit des Heidenthums, die glänzende Tugend der Keuschheit zu würdigen. Die Gesetze schirmten die Vestalinen gegen jede Unbill und Versuchung. Eine Beleidigung ihrer Person hatte den Tod des Beleidigers zur Folge. Niemals durfte ein Mann ihre Wohnung betreten. Erschienen sie öffentlich, so schritt ein Lictor vor ihnen her, und Jedermann, selbst die höchsten Würdenträger des Staates, wichen ehrfurchtsvoll der Jungfrau zur Seite. Bei öffentlichen Spielen wurden ihnen Ehrenplätze eingeräumt. Begegnete ein zum Tode verurtheilter

Verbrecher auf seinem letzten Gange einer Vestalin, so war er frei und straflos.

Diese angedeuteten gesetzlichen Bestimmungen kennzeichnen die Hochschätzung der Heidenwelt für die jungfräulichen Vestalinen. Der moderne heidnische Staat weiß nichts von dieser Würdigung gelobter Jungfräulichkeit. Aber die Fälle sind nicht selten, daß jungfräuliche barmherzige Schwestern in Städten beschimpft und verhöhnt werden. Spötter dieser Art würde das Heidenthum mindestens für Barbaren gehalten haben, — der moderne Zeitgeist zählt solche Leute zu den Gebildeten.

Die Tracht der Vestalinen entsprach ihrem Ordensgelübde der Keuschheit. Ein blendend weißes Gewand umhüllte züchtig ihre Gestalt. Um die Stirne schlang sich, wie ein Diadem, ein breites Band, von welchem weiße Bänder herabfielen, und ein weißer Schleier bedeckte ihr Angesicht.

Zu ihrem priesterlichen Dienste gehörte zunächst die Unterhaltung des ewigen Feuers im Tempel der Vesta. Auch hatten sie tägliche Gebete für das Wohl des Volkes zu verrichten.

Brach eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit, so wurde sie auf einer Bahre vor die Stadt ge-

tragen, daselbst mit Ruthen geschlagen und dann lebendig eingemauert.

In züchtiger Haltung schreiten die weißgekleideten, dicht verschleierten Jungfrauen einher, laut redende Zeugen fast unglaublicher Widersprüche in der Menschennatur. Die schönste Tugend der Christen verpflichtet die reinen Mägde der Vesta, das Heidenthum beugt den starren Nacken ehrfurchtsvoll vor dieser Tugend und bestraft deren Verletzung mit einem furchtbaren Tode. Neben Vesta steht aber Venus, und derselbe Mensch, der so hohe Bewunderung für die Keuschheit besitzt, wälzt sich schamlos, in wüster Entartung, im Dienste der göttlichen Kybele!

Den Vestalinen folgte das Priestercollegium der Flaminen, oder der Opferpriester, fünfzehn Männer in der Toga prätexta, die nicht zusammengegürtet sein durfte, sondern durch Fibulä am Körper befestigt werden mußte. Auf dem Kopfe trugen sie hohe Mützen, Pillus genannt, an deren Spitze ein Oelzweig mit einem weißwollenen Faden befestigt war. Am Tage durfte der Opferpriester die Mütze niemals abnehmen, da er stets im Dienste der Gottheit sich befand. Fiel ihm die Mütze vom Kopfe, so mußte er sein Amt niederlegen. Im Gürtel trug

er ein blankes, scharfes Opfermesser und in der Hand eine Ruthe, um die andrängenden Leute beim Opfer zurückzutreiben.

Für den Opferpriester bestanden strenge und lästige Gesetze, die Erhabenheit seiner Würde ihm stets lebendig zu erhalten. Er durfte kein Pferd besteigen, keinen Schwur leisten, kein bewaffnetes Heer sehen, keine Nacht außerhalb seines Hauses zubringen. Seine Hand durfte nichts Unreines berühren, keinem Todten und keiner Grabstätte durfte er nahen, nicht einmal die tägliche Beschäftigung der Menschen durfte er schauen, weßhalb stets ein Lictor ihm vorausschritt, Jeden nöthigend, seine Arbeit einzustellen. Unauflöslich war seine Ehe. Der Anblick jeder Fessel war ihm untersagt, sogar der Ring seines Fingers mußte gebrochen sein. Vom Kriegsdienste war der Opferpriester befreit und jeder Gefesselte frei, der sein Haus betrat.

In solcher Weise brachte das Heidenthum die Priesterwürde deren Trägern zum Bewußtsein und achtete die auserwählten Diener der Götter, — im beschämenden Gegensatze zum Geiste des modernen Heidenthums, welches die Priesterwürde mißachtet,

gerne beschimpft und deren Träger sogar zum Kriegsdienste zwingt.

An die Flaminen reihte sich das höchste Priestercollegium, die Pontifices. Es zählte gleichfalls fünfzehn Mitglieder, mit einem Opferkönig, — rex sacrorum, — an der Spitze. Sie trugen die weiße Toga prätexta, gleich dem Kaiser und den höchsten Staatsbeamten. Dieses Collegium bildete den Mittelpunkt der römischen Staatsculte. Sein Haupt war der Kaiser, als pontifex maximus. Es bewahrte das geistliche Staatsarchiv, in dem alle Ereignisse von religiöser Bedeutung niedergelegt wurden. Von ihm ging die jährliche Verkündigung der Staatsgelübde aus, und bei allen religiösen Handlungen der Magistrate gab es die Entscheidung; denn es allein besaß die Kenntniß der jedem Gotte gefälligen Opfer. Auch die Pontifices waren vom Soldatendienste befreit, ebenso von bürgerlichen Aemtern und Lasten.

Auf das Collegium der Pontifices folgte das erste Opferthier, ein hübsches Rind, vor der Wahl genau untersucht, ob es ohne Makel sei. Das Thier war rein gewaschen und von glänzend weißer Farbe. Seine Hörner waren vergoldet, mit seidenen Bändern umwunden, und Perlenschnüre hingen daran hinab.

Auch über den Rücken waren sehr breite Bänder, in schreienden Farben, ausgebreitet.

Dem Opferthiere zur Seite gingen die Opferschlächter, victimarii genannt, welche das Rind an den Hörnern festhielten, die Häupter bekränzt und blitzende Beile in den Gürteln.

Darauf kam ein bekränzter Knabe, der ein kunstvoll gearbeitetes Kästchen, Weihrauch enthaltend, mit beiden Händen vor der Brust trug.

An den Knaben reihten sich die Musikanten, auf ihren Doppelflöten blasend und die Cithern schlagend.

Nach einem kurzen Zwischenraum folgte das zweite Rind, ganz schwarz von Farbe, ebenso geschmückt und geleitet, wie das erste [1]).

Unmittelbar nach dem letzten Opferthiere folgte der Kaiser, baarhaupt, in weißer Toga prätexta, mehr in finsterer, als würdevoller Haltung einherschreitend. Ihm zur Seite ging Cäsar Galerius; dann folgten die Prinzen, die Hofbeamten und höchsten Offiziere, alle baarhaupt und in weißen Togen. Aber die christlichen Kämmerer und Palastbeamten fehlten.

---

1) Guhl u. Koner, S. 688—703.

Sie alle waren im Palaste eingeschlossen und sollten, nach Vollendung des feierlichen Opfers, den Göttern Weihrauch streuen, oder sterben.

Diese Gefahr, der auch Albinas Ziehvater Gorgonius entgegenging, mochte Alexander lebhaft vorschweben; denn gedrückt und sorgenvoll war seine Haltung, das gewöhnliche Leuchten seiner Augen erloschen, sein schönes Angesicht die Schrift quälender Seelenangst.

Auch Constantin lag im Banne schwerer Besorgniß. Das Haupt etwas gebeugt und stets vor sich hinsehend, hob er selten den Blick, und wenn dies geschah, flammte es wie Entrüstung in den Augen des stattlichen Tribuns.

Der Festzug war vor dem Jupitertempel angelangt. Nach vorgeschriebener Ordnung umstanden in weitem Kreise die Priestercollegien einen mit Blumen und Laubgewinden bekränzten Altar, über dem eine hohe Flamme loderte. Im Vordergrunde stand der dienstthuende Opferpriester, heute der Opferkönig selber, ihm gegenüber der Kaiser mit seinem Gefolge. Das Forum hatte eine summende, gaffende Volksmenge besetzt.

Nach forschenden Blicken auf die Gegenwart und

richtige Stellung aller beim Opfercult wirkenden Personen und nothwendigen Dinge, rief der Opferkönig mit lauter Stimme: „Favete linguis, — redet nichts Unheiliges!“

Sofort verstummte das Gesumme. Tiefe Stille trat ein. Der Kaiser zog einen Theil der Toga schleierartig über den Hinterkopf. Seinem Beispiele folgte die höfische Begleitung.

„Beginne ich?“ wandte sich der Opferschlächter an den Priester.

„Beginne!“ lautete die Antwort.

Bei diesen Worten hob der Kaiser seine Hände flehend zum östlichen Himmel und begann seine Gebete zu den Göttern des Olymp.

Der Opferkönig nahm aus dem Kästchen des Knaben Weihrauch und streute denselben auf den Kopf des Thieres. Darauf schnitt er, mit scharfem Messer, einen Büschel Haare zwischen den Hörnern ab und warf sie in die Flammen des Altares. Dann zog er mit dem Messer einen Strich über den Rücken des Thieres, von der Stirne bis zum Schweife. Durch diese Ceremonie war das Opfer reif, — macta est. Nun trat der Victimarius heran, einen schweren Hammer in den Händen, und tödtete das Rind mit

wuchtigen Streichen. Dumpf stöhnend brach das Thier zusammen. Der Victimarius trat zurück. Opferdiener brachten das erschlagene Rind in die gewünschte Lage, worauf der Priester mit einem Messer dessen Bauch öffnete. Das hervorstürzende Blut wurde in Schalen aufgefangen und theils in die Flammen, theils um den Altar gegossen.

Zwei Haruspices erschienen, deren Amt darin bestand, aus den Eingeweiden der Opferthiere den Willen der Götter zu erforschen. Mit kleinen Messern schnitten sie Herz, Lunge und Leber heraus, dieselben einer genauen Prüfung unterwerfend. Die Prüfung ergab ausgezeichnete Erfolge, wie man schon den Mienen und Bewegungen der Haruspices entnehmen konnte.

„Kaiser,“ rief der Opferkönig mit lauter Stimme, „den Göttern ist Dein Opfer wohlgefällig! Sie billigen Dein Vorhaben nicht allein, sie fordern dessen Ausführung.“

„Den Göttern Dank!“ antwortete Diocletian, indem er die Hände sinken ließ.

Der Opferkönig besprengte die Eingeweide mit Wein und verbrannte sie, wobei sämmtliche Priestercollegien laute Gebete sprachen, die Flötenbläser und

Cithernspieler musicirten, — ein Lärm von Stimmen und Tönen, die nach christlichen Begriffen keineswegs zur Andacht stimmten.

Das schwarze Rind wurde herangeführt, unter denselben Ceremonien geschlachtet und geopfert, wie das weiße. Nur hob jetzt der betende Kaiser die Hände nicht himmelwärts, er senkte dieselben zu Boden und berührte wiederholt mit den Fingern die Erde, weil den Göttern der Unterwelt das Opfer gebracht wurde.

Und die Haruspices fanden ganz dieselben günstigen Zeichen in den Eingeweiden des schwarzen Rindes. Auch die Götter der Unterwelt forderten die Vertilgung der Christen.

Sämmtliche Priestercollegien stiegen zum Tempel des Jupiter empor. Diocletian kehrte mit seinem Gefolge nach dem Palaste zurück, das üppige Mahl einzunehmen, mit dem alle feierlichen Opfer schlossen.

Während der Kaiser schwelgte, wurde auf dem Forum, unter lärmendem Beifall der Heiden, folgendes Edikt angeschlagen:

„Diocletian, der Kaiser, der Sohn des Jupiter, der Vater des Vaterlandes, befiehlt für den Umfang des ganzen Reiches der Römer:

„Alle Bischöfe und christlichen Priester werden in das Gefängniß geworfen und sollen durch die Folter gezwungen werden, den Göttern zu opfern.“

„Ueber alle Christen, welche den Göttern nicht opfern wollen und sich hiezu nicht zwingen lassen, ist die Todesstrafe verhängt.“

„Das Vermögen aller Christen gehört dem Staate und Jenen, welche verborgene Christen den Statthaltern und Richtern anzeigen [1]).“

Sofort begann zu Nicomedien eine entsetzliche Christenhetze. Bischof Anthimus wurde mit seinen Diakonen und sämmtlichen Priestern ergriffen und in das Gefängniß geworfen. Heidnisches Gesindel brach raubend und plündernd in die Christenhäuser. Andere schleppten unter Spottreden, Hohngelächter und Mißhandlungen, die Gläubigen durch die Straßen nach den Gefängnissen. Viele Christen verbargen sich oder flüchteten aus der Stadt.

Mittlerweile belustigten sich der Kaiser und seine Gäste an schlüpferigen Tänzen, welche schön gestaltete und sehr dürftig gekleidete Mädchen im Speisesaal aufführten. Namentlich schwelgten die Wüstlinge

---

1) Lactantius, de m. p. X sq.

Maxentius und Galerius im Anblicke schändlicher Scenen und Figuren. Der Kaiser trank und lachte viel, riß Schnurren und streute dazwischen Flüche gegen die Christen. Der zartfühlende Constantin litt sehr unter dem Zwange seiner eklen Umgebung, und noch mehr beim Gedanken, an das Gräßliche der Dinge, die sich im ganzen Reiche entwickeln sollten.

Endlich winkte Diocletian die Tänzerinen fort.

„Deine griechischen Mädchen sind überaus schön, sie reizen und berauschen durch ihre Pantomimen," rühmte Maxentius die Tänzerinen des Kaisers. „Was kostet so eine thessalische Nymphe?"

„Achttausend Denare," antwortete Diocletian. „Hohe Preise für so flüchtige Blüthen."

„Unsere Römerinen blühen länger, wenn sie auch nicht ganz so schön sind," versetzte Maxentius.

„Ich mag weder die Römer, noch die Römerinen," erwiederte Diocletian, der eine starke Abneigung gegen Rom in sich trug. „Natürlich mit geringen Ausnahmen," setzte er nach einem Blicke auf Constantin bei, den Sprößling einer alten römischen Kaiserfamilie.

„Das Mahl meines Schwiegervaters ist zwar fein und kostbar, wie immer," sagte Galerius. „Seine

theuren und schönen Tänzerinen würzen die süßen Platten, — mich aber freut heute ganz vorzüglich der Nachtisch, den uns der Kaiser im Tempelhofe vorsetzen wird."

Die Berührung der nahe bevorstehenden Peinigung der christlichen Palastbeamten, die im Tempelhofe den Göttern opfern, oder qualvoll sterben sollten, trieb eine dunkle Zornesgluth über Constantins Gesicht. Diocletian bemerkte diese Erregung des Prinzen und errieth deren Ursache.

„Wir haben das christliche Element zu lange wachsen und Wurzeln schlagen lassen," sprach der Kaiser. „Ohne bedeutende Anstrengungen und viel Blutvergießen wird es nicht zu vertilgen sein."

„Pah, — wir haben die Macht und werden sie gebrauchen!" rief Galerius. „Nach einem Jahre sind alle Christen todt, oder Verehrer der Götter."

„Unser tapferer Tribun Constantin ist nicht dieser Meinung," sagte mit einem forschenden Blicke der Jovische.

„Du kennst meine Ansicht, Kaiser!" erwiederte der freimüthige Prinz. „Dein Edikt von heute wird viel Jammer und Verwirrung dem Reiche bringen, das Christenthum aber doch nicht ausrotten."

Diese kühne Verurtheilung des kaiserlichen Erlasses beleidigte Diocletian.

„Nicht? Und warum nicht, mein Bester?" frug er mit zornig funkelnden Augen.

„Weil das Christenthum eine geistige Macht ist, herrschende Ideen aber mit Schwertern und Lictorenbeilen nicht todtgeschlagen werden können," antwortete Constantin.

„Das riecht wieder nach Philosophie," rief Galerius höhnisch. „Sollen wir etwa mit Lehrsätzen des alten Aristoteles die Christen tödten?"

„Wenn das Christenthum falsch und deßhalb vertilgbar ist, so könnte dies allerdings nur durch die Wahrheit geschehen," antwortete gehalten der Prinz. „Ist aber das Christenthum wirklich die Wahrheit und zwar eine göttliche, dann wird die beginnende Christenverfolgung ebenso wirkungslos bleiben, wie es alle früheren gewesen sind."

Die gegenwärtigen Offiziere vernahmen mit Zeichen der Beistimmung diese Worte ihres Waffengenossen; denn auch sie schätzten und bewunderten die Geistesklarheit und den Muth des Prinzen.

Galerius sah mit grimmigen Augen auf Constantin, ohne jedoch seiner Leidenschaft freien Lauf

zu lassen; denn er fand es nicht gerathen, in Gegenwart der höchsten Offiziere, den Stolz und Liebling des Heeres zu beleidigen.

„Vom wissenschaftlichen Standpunkte hat der edle Constantin vollkommen recht," sagte Mark. „Aber die Philosophie gefällt sich in sehr langsamen Entwickelungsstufen, und wir können nicht warten, bis Irrthümer durch die Wahrheit besiegt werden. Gegen die Katholiken hilft nur Blut und Eisen. Ich sage, gegen die Katholiken! Gegen die übrigen christlichen Sekten, die sich vom römischen Papste losgesagt, gegen die Montanisten, Aloger, Novatianer, Gnostiker und viele Andere, wäre es allerdings nicht der Mühe werth, das ganze Reich unter die Waffen zu rufen. Diese christlichen Sekten tragen die Keime raschen Zerfalles in sich selbst. Aber die Katholiken, in klug berechneter Organisation um den Papst und die Bischöfe geschaart, sind eine gefährliche, — eine höchst gefährliche Macht für den Staat. Sie müssen mit dem Aufgebot aller Reichskräfte rasch und schonungslos vertilgt werden. Nicht mit Philosophie, sondern mit Blut und Eisen zerstören wir den Katholicismus."

„Reichen Blut und Eisen nicht aus," rief Ga=

lerius, „dann nehmen wir noch Wasser und Feuer dazu. Unsere Seen, Ströme und Meere sind weit und tief genug, alle Christen zu verschlingen. Auch bin ich der Meinung, große Scheiterhaufen zu errichten, auf denen die Reichsfeinde nach Hunderten auf einmal verbrannt werden können."

„Dein Gedanke ist praktisch, Cäsar!" sprach kopfnickend Diocletian, der sich, nach Marks richtiger Beurtheilung, in einen blutdürstigen Löwen verwandelt hatte.

Er hob das Mahl auf und begab sich mit seinem Gefolge in den Tempelhof.

Inzwischen hatten Lictoren und Henker im Tempelhofe Vorbereitungen zu einem entsetzlichen Schauspiele getroffen. Sie hatten Aufbewahrungsräume geöffnet und denselben verschiedene Marterwerkzeuge entnommen, mit denen in früheren Zeiten gegen die Christen gewüthet worden.

In Mitte des Hofes stellten sie einen niederen eisernen Rost mit vier Füßen, geräumig genug, daß ein Mensch ausgestreckt darauf liegen konnte. Unter den Rost streuten sie Holzkohlen und Pechstücke. Auch Blasbälge legten sie zur Hand, die Gluth zu schüren. Ein großer Korb enthielt reichliches Material zur

Speisung des Feuers. Weiterhin lagen am Boden einige jener schrecklichen Geißeln, Scorpionen genannt, mit denen die Leiber der heiligen Martyrer zerfleischt zu werden pflegten. Diese Scorpionen bestanden aus einem etwa zwei Fuß langen dicken ledernen Riemen, an dessen Seiten mehrere Zweige hervorsprangen und das Ganze einem dürren Baumaste ähnlich machten. An den Enden der Seitenzweige befanden sich eiserne scharfe und spitzige Häckchen, welche beim Hiebe in das Fleisch eindrangen und beim Zurückziehen des Marterwerkzeuges die Haut aufrissen. Neben den Scorpionen standen Gefäße mit Essig und Salz, dazu bestimmt, in die Wunden gespritzt zu werden und so die ohnehin unmenschliche Peinigung zu steigern. Auch Stricke lagen da, die Christen zu erdrosseln, und Pechfackeln, um die Seiten und andere Körpertheile der heiligen Blutzeugen zu brennen. Ueber einem schweren Fußgestell erhob sich eine kurze hölzerne Säule mit verschiedenen Löchern. An dieser Säule wurden die Christen festgebunden, wenn sie mit Scorpionen zerfleischt oder mit den Fackeln gebrannt werden sollten.

Diese wenigen Gegenstände hatten die Henker aus dem reichhaltigen Vorrathe der mannigfaltigsten Mar-

terwerkzeuge ausgewählt, um die kaiserlichen Hofbeamten zum Götzenopfer zu zwingen, oder dieselben in gräßlicher Weise zu Tode zu martern.

Den Marterwerkzeugen entsprachen die Henker. Gefühllose Menschen, mit harten Gesichtern, mit stark gebräunten, entblößten Armen und abschreckenden Blicken.

Im Mittelpunkte zwischen beiden Tempeln stand ein kleiner Altar und hinter demselben ein Götzenbild von Marmor, der geflügelte Merkur. Einige Schritte vom Altare entfernt, waren für den Kaiser und den Cäsar bequeme Ruhesessel hingestellt.

Drei langgezogene Trompetenstöße verkündeten das Nahen des Kaisers. Bei den ehernen Klängen flammte es grausam in den Augen der Henker, und ihre ganze Haltung erinnerte an blutdürstige Bestien, welche ihre Opfer erwarten.

Diocletian schritt mit seinem Gefolge durch den Portikus, stieg herab in den Tempelhof und ließ sich mit Cäsar Galerius in die bereit stehenden Sessel nieder. Das Gefolge umstand im Halbkreise die beiden Herrscher.

An der entgegengesetzten Seite öffnete sich ein Thor. Die christlichen Hofbeamten traten ein, an

ihrer Spitze der greise Oberkämmerer Dorotheus, dann Gorgonius, Petrus und vier weitere höhere Beamten. Sie schritten an den Marterwerkzeugen vorüber nach dem Götzenaltar, und blieben mit einer tiefen Verbeugung stehen.

Diocletian musterte schweigend diese Männer, die eine Reihe von Jahren ihm treu und gewissenhaft gedient, die er achten gelernt und deren Verhalten ihm niemals zu Tadel Anlaß geworden. In dem Tyrannen mochte sich ein menschliches Fühlen regen; denn ein Gemisch von Trauer und Verlegenheit bewegte vorübergehend sein Mienenspiel.

Galerius hingegen sah mit höllischer Freude und satanischem Lächeln auf die verhaßten Nazarener, die ihm zur Augenweide schauerlich verbluten sollten.

Constantin stand abgewandt, scheinbar mit der genauen Besichtigung der korynthischen Säulenknäufe beschäftigt, in Wirklichkeit aber alle Kraft sammelnd, seine Fassung zu bewahren. Es drängte ihn, zu flüchten von dieser Stätte der Grausamkeit, wo ihn das höfische Ceremoniell unerbittlich festhielt.

„Nach meinem Edikt,“ hob der Kaiser an, „sollen alle Christen opfern, oder sterben. Ich hoffe und wünsche, daß ihr meinem Befehle gehorcht, zumal ich

euch immer treu und gehorsam gefunden habe. Opfert ihr den Göttern, dann sollt ihr nicht allein in euren bisherigen Aemtern bleiben, sondern auch mit Gnaden und Ehren überhäuft werden. Verachtet ihr hingegen die großen Götter, und seid ihr ungehorsam gegen meinen Befehl, dann sehet dorthin," — er deutete nach den Marterwerkzeugen. „Erwäget, was euch bevorsteht! Wer nicht opfert, der stirbt eines höchst qualvollen Todes," und der Kaiser entwickelte die schauerliche Reihe von Qualen. „Zuerst wird er nackt an jene Säule gebunden und mit Scorpionen zerfleischt. Dann wird Essig und Salz in seine Wunden gegossen, damit die Pein verstärkt werde. Die Seiten werden ihm mit glühenden Fackeln gebrannt, und endlich wird er auf jenem Roste lebendig gebraten. Bedenket die Unerträglichkeit dieser Qualen! — Deßhalb seid vernünftig! Entsaget dem gekreuzigten Nazarener, dessen Ohnmacht euch nicht retten kann, und opfert den ewigen Göttern."

„Kaiser, führe uns nicht in Versuchung!" sprach mit fester Stimme der Kämmerer Petrus. „Deine Götter sind Wahngebilde, beseelt und belebt durch dämonische Kräfte. Niemals werden wir unsere Seelen besudeln mit Götzenopfern. Jesus Christus

hingegen, den wir anbeten, ist wahrer Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, und außer ihm ist kein Gott."

„Dies sagst Du mir in's Gesicht?" rief zornig der Kaiser. „Greifet den frechen Lästerer der Götter, — an die Säule mit ihm!"

Die Henker traten heran.

Petrus hob Augen und Arme zum Himmel und rief: „Herr Jesus, verleihe mir Gnade, für Dich zu leiden und zu sterben!"

Und nun begann ein Schauspiel, so grausenhafter Art, daß menschliches Empfinden schon durch eine oberflächliche Schilderung des Entsetzlichen beleidigt würde.

Petrus blieb standhaft unter den gräßlichsten Martern. Er betete laut, und im bebenden Tone seiner Stimme lag der Ausdruck dessen, was er litt.

Der grausame Galerius schwelgte im Anschauen der Unmenschlichkeiten. Selbst Diocletian, über die Standhaftigkeit des Blutzeugen ergrimmt, sah mit wachsender Härte die Peinen des Christen.

Constantin wandte nicht ein einziges Mal seinen Blick nach einer Stätte, wo die Menschlichkeit geschändet wurde.

Auf die gegenwärtigen Christen brachte das Martyrium einen wunderbaren Eindruck hervor. Weit

entfernt, durch den Anblick des Schauerlichen geschreckt und entmuthigt zu werden, ergriff sie eine glühende Begeisterung, für Jesus zu leiden und zu sterben. Dem spähenden Mark entging dieses Walten übernatürlicher Kräfte nicht; denn keineswegs naturgemäß dünkte ihm das Verhalten der Christen. Er trat dicht zu Galerius heran.

„Betrachte die Nazarener!“ flüsterte er. „Siehe, wie ihre Gesichter leuchten. Sie hungern und dürsten nach Qualen. Das ist's, was ich fürchte: — eine unheimliche Geistesmacht, die aller Peinen spottet, und die bei allen Verfolgungen vergangener Zeiten die Christen zu erfassen pflegte.“

„Schon recht!“ erwiederte Galerius, der mit voller Hingabe seiner grausamen Sinnesart die Torturen beobachtete und Marks Rede nicht begriff. „Sieh' nur, wie der gute Kämmerer über dem Roste schmort! Wie seine Glieder zucken und hüpfen! Köstlich, — höchst genußreich!“

Da erfaßte Gorgonius ein unwiderstehlicher Drang, für Jesus und seine Lehre Zeugniß abzulegen.

„Kaiser,“ rief er, „weßhalb peinigst Du nur unseren Bruder Petrus? Theilen wir nicht mit ihm denselben Glauben, denselben Vorsatz [1])?“

1) Quid est, imperator, quod hujus condemnata sen-

„Ah, — blödsinniger Thor! Du spottest meiner Strafen?“ rief grimmig der Kaiser. „Auch Du sollst ächzen und stöhnen.“

Petrus hatte vollendet.

Gorgonius wurde entkleidet und an die Säule gebunden. Die Peinigungen nahmen denselben Verlauf bei ihm, wie bei allen Uebrigen.

Dann lagen im abendlichen Dämmer des Tempelhofes sieben heilige Leiber, in einer schauerlichen Reihe, gräßlich zerfleischt und gebraten.

Diocletian befahl, die Leichen seiner Hofbeamten anständig zu begraben, wahrscheinlich aus Rücksicht zu den Aemtern, die sie begleitet hatten. Bald aber ließ er die Leiber wieder aus den Grüften reißen und in das Meer werfen, damit sie von den Christen nicht verehrt werden könnten[1]).

Dennoch gelangte der Leib des heiligen Gorgonius später nach Rom, wo er anfänglich an der via latina, zwischen zwei Lorbeerbäumen, begraben wurde. Papst Gregor IV. ließ endlich die Gebeine des Heiligen in der Basilika des Apostelfürsten beisetzen[2]).

tentia, quae nobis cum eo communis est, unum illum punis? Istius nostra etiam est fides, idem propositum. Breviarium rom. p. ant. IX. Sept. — 1) Eusebius, eccl. hist. VIII, 6. — 2) Brev. rom. p. ant. IX. Sept.

Bernices Rache.

In den herrlichen Gartenanlagen der väterlichen Villa harrt Bernice der Ankunft des Prinzen Maxentius. Sie sitzt auf der Bank von weißem Marmor. Ueber ihr die prachtvolle Wölbung, von vier Säulen aus karystischem Marmor getragen. Vor ihr der sprudelnde Quell. Um sie her Duft und Schmelz der schönsten Frühlingsblumen. Offenbar spinnt ihr Geist an einem Gewebe, dessen schlau erdachte Maschen sie ergötzen; denn es glitzert katzenartig in den dunklen Augen, und den Mund verunstaltet ein rachsüchtiges Lächeln. Ihre Hand hält ein Buch, in dem sie aber nicht liest, sondern vor sich hinsieht.

Um die Blumenbeete ist ein Gärtner beschäftigt, dessen blondes Haar und hohe starke Gestalt den

Deutschen verräth. Seine Bewegungen bei der Arbeit begleitet ein stetes Klirren und Rasseln, von Ketten herrührend, die seine Handgelenke umspannen, lang hernieder hängen und mit Fußschellen verbunden sind. Auch um den Hals trägt er ein eisernes Band, an dem ein schwerer Holzklotz hängt. Diesen Holzklotz sollte er eigentlich, dem Herkommen gemäß, am Fuße nachschleppen, weil aber das Schleppen die Pfade und Gelände des Gartens verderben würde, so trägt er den Klotz am Halse. Der Sklave hat sich eines Fehlers schuldig gemacht, daher Ketten und Klotz, vom Actor, oder Sklavenaufseher, über ihn verhängt.

Der deutsche Sklave arbeitet fleißig und mit Umsicht, ganz dem Charakter seines Volkes entsprechend. Aber die Ketten und der Holzklotz belästigen und peinigen ihn, weßhalb er zuweilen Flüche und Verwünschungen murmelt. Er war dem Sitze Bernices nahe gekommen, bemerkte deren gute Laune und ein Entschluß reifte in der Seele des Unglücklichen. Immer näher führte ihn die angewiesene Arbeit zu Marks Tochter. Sie beachtete die Gegenwart des gefesselten Sklaven nicht im Geringsten; denn hart und grausam wurden diese menschlichen Haus=

thiere des Heidenthums behandelt. Wegen leichter Vergehen wurden sie mit Prügeln, Stöcken oder Peitschen — fustis, virga, mastix — geschlagen, sie mußten den Holzklotz schleppen oder die Furca tragen. Letztere war ein gabelförmiges Instrument, in welches der Nacken eingepreßt wurde. Zur Verschärfung der Strafe, wurden die Arme an die beiden vorstehenden Schenkel der Furca festgebunden. Widerspenstige Sklaven fesselte man mit Ketten und Handschellen, warf sie in unterirdische Casematten, pistrinum genannt, die auf den Landgütern zu diesem Zwecke angelegt waren, oder schickte die Gefesselten zu harter Frohnarbeit in Steinbrüche. Flüchtigen und diebischen Sklaven wurden an der Stirne mit glühenden Eisen die Anfangsbuchstaben des Verbrechens eingebrannt, dessen sie sich schuldig gemacht, und diese Bestraften nannte man stigmosi. Als Todesstrafe war für Sklaven die Kreuzigung bestimmt, bei welcher ganz dasselbe Verfahren in Anwendung kam, welches bei der Leidensgeschichte Jesu Christi eingehalten wurde. Auch in die Vivarien, oder Zwinger mit reißenden Thieren, wurden schuldige Sklaven geworfen. Sie mußten im Amphitheater mit wilden Bestien kämpfen und sich von den-

selben, zur Augenweide der Zuschauer, zerfleischen lassen [1]).

Der umsichtige Mark schickte jedoch seine strafbaren Sklaven weder in Steinbrüche, die er nicht besaß, noch in das Amphitheater, sondern benutzte die Sträflinge zur Arbeit. Deßhalb waren für Bernice Klötze schleppende und Ketten tragende Sklaven kein ungewöhnlicher Anblick.

Der Arme hatte wiederholt auf die Sitzende hingesehen und in deren Zügen gelesen. Jetzt trat er plötzlich heran und kniete einige Schritte vor ihr nieder, die Hände über die Brust gekreuzt und das Haupt tief herabgebeugt. Sie blickte forschend auf den Menschen, der sich neuer Strafen ob solcher Kühnheit schuldig machte. Allein die Tochter Marks befand sich gerade in vortrefflicher Laune und übersah die Frechheit eines Menschen, der sich ungeheißen ihr zu nahen wagte.

„Was willst Du?“ frug sie fast im Tone der Theilnahme.

„Möge es meiner Herrin gnädigst gefallen, mit dem Hauche ihres Mundes diese Ketten und den

---

1) Guhl u. Koner, S. 665.

Klotz hinwegzunehmen," antwortete demüthig der Mann.

„Was hast du begangen?"

„Geringes, meine gnädigste Herrin! Aus Versehen hab' ich meinen Spaten zerbrochen."

„Wenn Gartenwerkzeuge unter deinen Händen zerbrechen, so ist dies kein Wunder; denn Glieder hast Du, wie Herkules. — Du bist ein Germane?"

„Ja, meine gnädigste Herrin!"

„Du warst ursprünglich ein Kriegsgefangener?"

„Ja, meine gnädigste Herrin!" antwortete er, und ein tiefes Athemholen hob die breite Brust des Mannes.

„Ihr Deutschen trotzt immer unseren Adlern! Wilde Menschen seid ihr, zügellose Barbaren, — ihr müßt gebändigt werden," sprach sie stolz. „Einmal gezähmt, werdet ihr schuldige Botmäßigkeit lernen. Ich habe gehört, gezähmte Deutsche seien die unterwürfigsten Knechte, stets gehorsam den Winken ihrer Herren. Ist dies richtig, dann wird auch das deutsche Volk, wenn es einmal soldatisch gedrillt und schulmäßig gebildet worden, in lobenswerthem Knechtssinn die Füße seiner Zwingherren küßen."

Wieder seufzte der Mann, und noch tiefer sank sein Haupt zur Brust.

„Indessen, — heute sollst du nicht vergeblich meine Gnade angerufen haben," fuhr sie fort. „Gehe zum Actor; heiße ihn auf meinen Befehl Ketten und Holzklotz lösen, — kehre aber nicht mehr hierher zurück."

„Alle Götter mögen dir lohnen!" sprach der Sklave, erhob sich und verschwand.

Bernice kehrte zur Betrachtung ihres Gewebes zurück, und noch boshafter wurde der Ausdruck rachsüchtigen Empfindens.

„Nicht einmal mein Vater, in Plänen erfinderisch und niemals verlegen, seine Freunde zu täuschen oder Feinde tödtlich zu treffen, hätte etwas Hübscheres ausgedacht, sprach sie. Warte nur, stolzer Athenienser, — bildschöner Alexander, — mich verschmäht zu haben, wirst du schmerzlich büßen! Mit tausend Dolchstichen will ich dein Herz durchbohren, — dieses Herz, das schlägt und fühlt für eine Rechtslose, für eine der Schmach und dem Tode Verfallene, für eine Christin! — — Wo bleibt nur Maxentius, das Werkzeug meiner Rache? Ist er heute zum ersten Male säumig, oder täuscht meine brennende Ungeduld?"

Als Beantwortung der Frage, glitten rasche Tritte über den Sand, und Maxentius trat grüßend vor die Harrende.

„Willkommen Prinz!" sprach sie, durch eine Handbewegung zum Niedersitzen einladend. „Was Neues am Hofe? Ist Cäsar Galerius abgereist?"

„Diesen Morgen ist er fort, — fort nach Thracien, mit allen Furien im Leibe und gierig, die Christen zu verschlingen," rief Maxentius lachend. „Das wird ein lustiges Gemetzel im Reiche! Und Deinem staatsklugen Vater gebührt das Verdienst, vor dem Kaiser die inneren Reichsfeinde in voller Gefährlichkeit entlarvt zu haben."

„Ich hörte allerdings oft von verschiedenen Seiten behaupten, mein Vater sei ein scharfblickender Staatsmann," erwiederte sie stolz.

„Das ist er ohne Zweifel," bestätigte Maxentius. „Dazu ein sehr praktischer Staatsmann. Eben komme ich vom Forum, wo auf seinen Befehl einige Dutzend Christen mit eisernen Keulen todtgeschlagen wurden. „Das Rösten und Geißeln hält zu lange auf, und die Gefängnisse sind überfüllt, — also muß man die Christen kurz abschlachten," — sagte dein verständiger Vater. Auch will er Schiffe mit Christen beladen,

dieselben auf das hohe Meer bringen und dort ersäufen lassen. Muß gestehen, eine kurz angebundene Procedur! Auf solchen Wegen wir das Reich bald von den Anbetern des Eselskopfes befreit sein."

„Warst Du bei der Hinrichtung des Gorgonius zugegen?"

„Ja! Er starb, wie alle Nazarener, — freudigen Muthes. Ich sage, eines Muthes, der einer ernsten Sache würdig wäre."

„Und seine Tochter Albina?" frug sie gleichgültig.

„Ah, — das reizend schöne Kind!" rief der Prinz. „Bei allen Göttern, sie thut mir leid!"

„Wirklich, Prinz?"

„In der That, Bernice! In einigen Jahren hätte sie den strengsten Schönheitskritiker befriedigen müssen. Nochmals — schade — jammerschade um sie!"

„Nun, — weßhalb verhütest Du nicht diesen beklagenswerthen Schaden?"

„Ich? — Wieso? Warum?"

„Weil Du die seltenen Vorzüge jenes Mädchens würdigest."

„Nun ja, — allerdings! Albina ist aber Christin. Das Edikt fordert ihren Tod, und meine Ge-

walt reicht nicht so weit, kaiserliche Befehle aufzuheben.“

„Auf geradem Wege wohl nicht, — aber auf Umwegen, sagte Bernice. Wäre ich an Deiner Stelle, Albina müßte mein werden.“

Er blickte sie forschend an, und der nahe gelegte Gedanke schlug sofort Wurzeln im Geiste des Wüstlings.

„Auf Umwegen? Wie meist Du, kluge Bernice?“

„Sehr einfach! Albina wird auf den Sklavenmarkt gebracht, dort kaufst du sie. Mittel und Wege, Deine Sklavin gegen die Griffe der Lictoren sicher zu stellen, gibt es ja viele.“

„Ein prächtiger Plan!“ rief der Prinz leidenschaftlich. „Wie aber Albina auf den Sklavenmarkt bringen? Wie dort sie kaufen, ohne Verdacht zu erregen? Denn ich möchte doch nicht auf einer That ertappt werden, welche dem kaiserlichen Edikt eine Nase dreht.“

„Selbstverständlich, Prinz! Du mußt im Hintergrunde bleiben, Andere für Dich handeln zu lassen. Und dies wäre so leicht, — so einfach!“

„Leicht, — einfach? — Mir fällt wahrhaftig gar

nichts Passendes ein!" versicherte Maximus nach flüchtigem Nachsinnen.

„Wenn es einen listigen Streich gilt, müßt ihr Männer uns Frauen berathen," scherzte sie wohlgelaunt, beim Anblicke seiner glühenden Augen. „Ja, Frauenlist dünkt die Sache nur Kinderspiel."

„Rede, — sprich! Wie meinst Du?"

„Das Ding verläuft glatt und ohne Gefahr für Dich folgendermaßen: — Lictoren greifen Weib und Tochter des Gorgonius. Du kennst die Macht des Geldes. Ich glaube, die Geldmacht ist noch stärker, als die Weltmacht des Jovischen. Geld wird also die Lictoren leicht bereden, Albina entschlüpfen zu lassen."

„Wie kann ich mit Lictoren in solchem Falle verhandeln?" warf er ein.

„Warte nur, — höre! Ich sage, ein Anderer wird Alles pünktlich besorgen. Dieser Andere ist Felix, ein Späher meines Vaters, ein schlauer, gewandter und auch ein angesehener Mann, — wenigstens bei den Lictoren. Ich werde also Felix anweisen, den Handel zu betreiben, die Lictoren nach dem Hause des Gorgonius zu führen und ihnen dann Albina abzukaufen. Felix wird das Mädchen zu dem Skla-

venhändler Tryphon bringen, dessen Markt gewöhnlich mit den zahlreichsten und auserlesensten Sklaven versehen ist. Du bestimmst einen Preis, um den Felix die Christin an Tryphon verkauft. Ein Theil dieses Preises sei ausbedungen als Lohn für die Bemühungen des Felix. Beim nächsten Markttage schickst Du einen Deiner verläßigsten Sklaven, kaufst Albina und bringst sie in sicheren Verwahr. — In dieser Weise geht die Sache glatt ab und Deine Person bleibt aus dem Spiele."

„Beim Amor, ein göttlicher Plan!" rief Maxentius. „Aber Felix soll dem Tryphon befehlen, Albina gut zu behandlen, ihr an nahrhaften Speisen nichts abgehen zu lassen, ihr nicht grob zu begegnen, sie heiter und lustig zu stimmen."

„Dies und Anderes magst Du Felix selber sagen, Prinz! Ich werde den Menschen Dir heute noch schicken."

„Ist Felix auch verschwiegen?"

„Wie das Grab! Sorge nicht, der Mann hat ganz andere Aufgaben im Dienste meines Vaters zu lösen, als solche Kleinigkeiten."

„So geht's, — so geht's wirklich, — so muß es gehen!" sprach unternehmend der Prinz. „Albina,

— die vollendet schöne Albina, mein Eigenthum, meine Sklavin, — meine Glückseligkeit! Ha — ha! Ich danke Dir, weise Bernice!"

Er rieb vergnügt die Hände, saß bald auf der Ruhebank, bald trieb es ihn wieder empor.

Sie dachte an Alexander und ein häßliches Lächeln spielte um den bemalten Mund.

„Du hast mir Feuer in die Adern gegossen, Bernice! Es brennt unter meinen Füßen. Meine Gegenwart darf nicht länger Deinen Verkehr mit Felix hindern. Ich eile nach Hause, — schicke mir sogleich den Mann. Lebe wohl!"

Und fort war er.

„Ein eifriger Retter!" höhnte sie. „Der Christin mag eine solche Rettung schrecklicher sein, als der Tod. Und wenn sie in des Prinzen Gewalt und spurlos verschwunden ist, dann will ich dem Griechen das Schicksal der Verehrten enthüllen. Dann mag der keusche Jüngling in rasenden Schmerzen sich winden, — in ohnmächtiger Raserei mag er aufheulen. Ah, — wie mag seine gequälte Phantasie ihm Albinas Elend vormalen unter den Fäusten eines Maxentius!"

Sie ballte die Hände und giftig glitzerte es in

ihren Augen. Sie erhob sich endlich und verließ den Garten.

Albina ahnte nicht das Herannahen des Schrecklichsten. Der Martyrertod ihres Ziehvaters hatte sie zwar betrübt, zugleich aber auch erfreut; denn er war gestorben um Christi willen und eingegangen zur ewigen Wonne.

Auch Eutropias Thränen um den Gatten fanden Linderung in dem Bewußtsein, daß er für das Höchste gelitten, daß er die Palme des Sieges im Reiche der Seligen trage, und daß die Trennung nur vorübergehend, vielleicht sehr kurz sei. Zugleich galt es für einen hohen Ruhm, das Weib eines Martyrers zu sein. Christliche Frauen hatten in diesem Sinne Eutropia beglückwünscht. Als jedoch in den nächsten Tagen die Verfolgung mit unerhörter Wuth losbrach, christliche Männer und Frauen, selbst Kinder, durch die Gasse nach den Gefängnissen geschleppt wurden, da erfaßte zuweilen Eutropia ein geheimes Grauen. Ohne Zagen wollte sie zwar sterben für Jesus und seine Lehren, ein glühendes Verlangen nach dem Martyrium erfüllte in manchen Augenblicken ihre Seele. Es kam zuweilen über sie wie Freudenrausch bei dem Gedanken, ergriffen und auf einem Wege aus der

Welt geleitet zu werden, der zum Himmel, zur Anschauung Gottes, zu ihrem verklärten Gatten und zu den Glückseligkeiten der Siegreichen führt. Aber auch das natürliche Empfinden erhob seine Ansprüche, Angst und Schrecken waren ihr nicht erspart. Das wilde Getöse der Straße, das wüste Schreien und Lärmen der Heiden entsetzte sie, und die schwebende Ungewißheit war ihr peinvoller, als das wirkliche, jede Minute erwartete Erscheinen der Lictoren und Henker.

In ähnlicher Lage befand sich Albina, wenn auch ihr kindliches Gemüth die Furchtbarkeit der Tage nicht in gleich starkem Maße empfand, wie Eutropia. Sie fasteten und beteten zusammen, wie gläubige Menschen zu thun pflegen, die sich zum Eintritte in die Ewigkeit vorbereiten.

Alexander kam jeden Tag einige Male. Er bat Albina, das Christenhaus zu verlassen und beim Vater sich zu verbergen. Sie lehnte die Zufluchtstätte ab, weil sie von der lieben Ziehmutter sich nicht trennen wollte. Aber sie gewahrte die Angst des Jünglings um sie, seine innige Liebe, so behutsam er auch beide Regungen zu verbergen strebte, und diese Wahrnehmung gestaltete ihr das Scheiden aus der Zeitlichkeit zum schmerzlichen Opfer.

Es ist spät am Abend. Finsterniß liegt über der Stadt. Das Getöse der Straßen schweigt. Eutropia und Albina knieen betend im oberen Stockwerk. Da schlägt es stark an die Pforte. Rauhe Männerstimmen begehren Einlaß. Die Betenden schrecken empor.

„Sie kommen, meine Tochter, — da sind sie!“ sprach Eutropia, als Waffengerassel durch das Atrium schallte. „Sei stark, mein Kind, sei muthvoll! Kurz sind die Qualen, ewig die Freuden. Gedenke der Worte unseres göttlichen Meisters: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib zwar tödten, die Seele aber nicht tödten können. — Freuet euch, euer Lohn ist groß im Himmel!“ — O, welches Glück, für Gott und die Wahrheit sterben zu dürfen! Ermanne Dich, Albina, — gehen wir ihnen entgegen!“

So sprach Eutropia, während Albina zitternd und bebend an ihrer Brust lag.

„Mein Jesus, — mein Jesus,“ flehte sie, „mache stark mich schwaches Kind!“

Und der Herr säumte nicht. Entschlossenheit und Fassung kamen über sie. Beide stiegen die Treppe hernieder nach dem Atrium, wo vier Lictoren im Begriffe standen, in die Frauengemächer einzudringen.

Im Hintergrunde sah man im matten Lichtschein die verschwommene Gestalt des Felix.

„Bist Du Eutropia, des Gorgonius Weib?“ frug ein Lictor.

„Ja, ich bin Eutropia!“ antwortete sie fest.

„Und eine Christin?“

„Ich habe die Gnade, eine Christin zu sein.“

„Ha, — ha, — immer die gleiche Antwort!“ rief roh auflachend ein Lictor, das Beil mit dem Ruthenbündel auf den Boden stoßend. „Das ist doch eine närrische Gnade, gegeißelt, gebraten, oder geköpft zu werden!“

„Und Du bist Albina?“ frug der erste Lictor.

„Ja!“ antwortete die Gefragte mit sanfter Stimme.

„Auch eine Christin?“

„Gott sei Dank, ich bin eine Christin!“

„Folgt uns!“ befahl der Lictor.

Zwei Bewaffnete schritten voran, zwei folgten. Im Vestibul stand der Janitor, Thränen in den Augen.

„Lebe wohl, Clemens!“ sagte Eutropia im Vorübergehen.

Clemens fuhr mit den Händen nach den Augen.

Der Mann schluchzte laut. Da fühlte er seine Hand leise berührt. Albina stand vor ihm.

„Clemens, ich habe noch einen Auftrag für Alexander!“ sprach sie. „Sage ihm meine letzten Grüße, und ich würde noch freudiger sterben, wenn ich hoffen dürfte, ihn bei Gott und seinen Auserwählten wiederzusehen. — Hast Du mich verstanden, guter Clemens?“

Der Janitor nickte schluchzend mit dem Haupte.

„Lebe wohl, Clemens! Fürchte Niemand, als Gott allein,“ sprach die Scheidende und trat in die Nacht der Straße.

Zwei Bewaffnete nahmen sie in die Mitte. Dicht hinter ihnen folgte Felix. Vor ihnen her schritten die beiden anderen Lictoren, zwischen ihnen Eutropia. Schwer hallten die Tritte der bewaffneten Männer durch die Gassen. Albina wandelte wie im Halbwachen. Die Finsterniß, die Unruhe der vorausgegangenen Tage, das unheimliche Geleite, die Schrecken des Kommenden, — Alles umnebelte die Klarheit ihres Geistes.

„Wenn wir zu schnell gehen, Kind,“ hörte sie einen Lictor sagen, „so halten wir langsamen Schritt. Es hat keine Eile.“

Die Bewaffneten gingen langsamer, auffallend langsam. Die Geängstigte bemerkte dies ebensowenig, wie den Umstand, daß die Vorausgehenden in der Finsterniß verschwunden waren. Endlich hielt man vor einem hohen Hause. Albina sah an den schwarzen Wänden des vermeintlichen Gefängnisses empor. In Wirklichkeit war es kein Gefängniß, sondern das Haus des reichen Sklavenhändlers Tryphon, wie ein Schild mit den Worten meldete: „Tryphon, — Sklavenhändler, — stets vorzügliche Waare."

Albina drückte beide Hände auf die Brust, und ihr Geist rang aus der Tiefe des Unheimlichen empor nach Gott. Sie hörte die drei Männer geheim mit einander sprechen. Dann pochte Felix an eine niedere Thüre. Der Eingang that sich auf. Albina fühlte sich beim Arme sanft ergriffen und hinein geleitet. Sie stand in einem kleinen Hausgarten, wie solche im Peristyl reicher Leute gehalten zu werden pflegten. Sie gewahrte kaum, daß die Lictoren verschwunden waren. Vor ihnen her ging ein Sklave mit einem Licht. Er ging durch den Garten, betrat ein hübsches Gemach, zündete einen Leuchter an und verließ auf einen Wink des Felix das Zimmer. Albina stand in Mitte des Gemaches und schaute, wie

aus einem schweren Traum erwachend, mit ängstlichen Blicken umher.

„Wo ist meine Mutter?“ frug sie bangvoll.

„Nicht hier, mein Kind, nicht hier!“ antwortete Felix freundlich. „Aber ich hoffe, auch sie in Sicherheit zu bringen.“

Sie blickte auf den Fremden, dessen Gesicht kein Vertrauen einflößte.

„Führe mich zu meiner Mutter!“ bat sie. „Mit ihr will ich gemeinsam sterben für Christus.“

„Setze Dich in diesen Sessel, mein Kind, und höre mich an! Du sollst nicht sterben, und auch Deine gute Mutter soll nicht sterben. Ich will euch Beide retten. Nein, der grausame Diocletian, der Wütherich, soll euer unschuldiges Blut nicht vergießen. Leben sollt ihr und Gott dienen.“

„Wer bist Du?“

„Ich bin Felix, Dein Freund, Dein Bruder in Christo.“

„Bist Du ein Christ?“

„Gewiß, mein Kind, — aber im Geheimen! Du weißt ja, der Herr Jesus sagt: „Seid klug, wie die Schlangen!“ Also müssen wir klug sein in dieser blutigen Zeit.“

„Du bist ein Christ, Felix, und willst mir die Martyrerkrone rauben?“ frug sie in sanftem Tadel.

„Dies will ich wahrhaftig nicht, mein Kind! Hat nicht unser Herr Jesus gesagt: „Wenn sie in einer Stadt euch verfolgen, so fliehet in eine andere?“ Man soll demnach sein Leben zu erhalten streben, das ist Gottes Wille.“

Wieder betrachtete sie forschend den Fremden, der so christlich sprach, aber kein Zutrauen einflößte. Ihr Feingefühl ahnte den heuchlerischen Bösewicht.

„Du bleibst hier verborgen, bis der Sturm vorüber ist,“ sprach er. „Auch Deine gute Mutter will ich aus den Klauen der Henker zu retten suchen. Für Geld ist den Heiden Alles feil.“

„Wie kommst Du aber dazu, mich zu retten, da ich Dir fremd bin?“

„Ich handle im Auftrage eines jungen Mannes, welcher Dein Freund ist,“ antwortete er.

Diese Worte brachten auf Albina eine tiefe Bewegung hervor. Sie dachte an Alexander. Ja, — dies war sein Werk; — freilich nur das Rettungswerk eines unerleuchteten Heiden. Aber sie liebte ihn und konnte dem wohlmeinenden Jüngling nicht grollen. Dennoch hätte sie ihre gegenwärtige Lage gern ver=

tauscht mit strenger Kerkerhaft an der Seite ihrer Ziehmutter. Sie fühlte sich verlassen, hilflos, von Gefahren umgeben, und geringe Beruhigung gewährte ihr der Gedanke, daß sie mittelbar unter Alexanders treuer Hut stehe.

„In wessen Haus bin ich hier?“ frug sie.

„Bei Tryphon, einem Heiden; denn kein Christenhaus gewährt Sicherheit,“ antwortete Felix. „Du sollst gut gehalten und gepflegt werden, — ganz nach dem Gebote Deines Freundes. Nun beruhige Dich, mein Kind, und habe keine Furcht.“

Tryphon, ein kleiner hagerer Mann, mit listig schielenden Augen, trat grüßend ein. Kaum warf er einen forschenden Blick auf Albina, als die leicht lesbare Schrift in die Züge des Sklavenhändlers trat: „Ah, — ein prächtiges Stück, — ausgezeichnete Waare!“

Wieder verbeugte er sich, trat näher und sagte: „Willkommen in meinem Hause, gute Albina! Du sollst mit Deinem Gastwirth zufrieden sein. Du sollst eine getreue Sklavin zu Deiner Bedienung haben. Es soll Dir an gar nichts mangeln. Nur sollst Du in strengster Verborgenheit hier bleiben. Alle Götter stehet mir bei, — es wäre mein Ver-

derben, würde ruchbar, daß ich eine Christin verheimliche!“

Die verheißene Sklavin trat ein, den Tisch mit Speisen bestellend.

„Afra,“ befahl Tryphon in strengem Tone, „Du kennst Deine Weisung, — halte Dich genau daran und bediene Deine Herrin nach Vorschrift.“

Die Männer wünschten gute Nacht und gingen hinaus.

„Beim Zeus, ein reizend schönes Mädchen!“ rühmte Tryphon, nachdem sie in eine Stube getreten waren. „In vier — fünf Jahren könnte man sie um sechstausend Denare an einen Cäsar verkaufen, — ja, an einen Cäsar, — das ist fürstlich Gut!“

„Vorläufig meine hundert Silberdenare, — wie verabredet!“ sagte Felix.

„Gut, — wie verabredet, — hier sind sie!“ erwiederte der Sklavenhändler, zog einen langen Beutel aus einer Lade und zählte das Geld auf den Tisch.

Felix strich die Denare von der Platte in seine Hand, und schob sie mit befriedigtem Kopfnicken in die Tasche.

„Und ich erhalte dafür dreihundert Denare, — ein Spottgeld!“ sagte Tryphon.

„Du erhältst dreihundert Denare für einhundert Denare, — ein glänzendes Geschäft, meine ich," erwiederte Felix.

„Wohl, — aber Kost und Wohnung?"

„Werden Dir vergütet, — ich hafte dafür. Ich werde jeden Tag hieher kommen und nachsehen. Das Kind muß gut gehalten und auch mit freundlichen Worten bedient werden."

„Sorge nicht, — daran soll es nicht fehlen, — wir verstehen das!"

„Also am zweiten Tage der nächsten Woche ist wieder Markt?"

Tryphon nickte bejahend.

„Ich wiederhole kurz die Verabredung," fuhr Felix fort. „Ein Hofsklave wird kommen. Auf das Stichwort: „Für den Prinzen," — verkaufst Du ihm Albina, übergibst ihm den Kaufschein nach gesetzlicher Vorschrift und erhältst dafür dreihundert Denare."

„Für dreihundert Silberdenare, — Wohnung und Kost extra, — soweit in Ordnung, — gut! Auf wen lautend soll ich den Schein ausstellen? Es gibt mehrere Prinzen."

„Du magst ihn ausstellen auf den Prinzen Ma-

xentius, — den Sohn des Kaisers Maximian, der jedoch als Käufer nicht bekannt werden will."

„Wir verstehen und würdigen das! Also für den Prinzen Maxentius, den Sohn des Kaisers Maximian, — eine hohe Gesellschaft! Nun, das hübsche Ding ist auch für einen Prinzen."

„Ich habe Dir schon gesagt, der ganze Handel müsse geheim bleiben. Ich wiederhole die Warnung. Plauderst Du ein Wort, dann gebe ich keine Kupfermünze für Dein Leben. Verstanden, Meister Tryphon?"

„Sehr gut, Freund Felix! Wir machen ja nicht das erste Geschäft dieser Art und können schweigen, — Du weißt es."

„Jawohl, wir kennen uns, — wir sind zwei Leute, die an Pünktlichkeit einander zu übertreffen suchen, und zwar aus demselben Grunde: — wegen der Kundschaft. Darum sehe zu, daß der Kaufschein genau nach Vorschrift lautet. Meine Kundschaft ist darauf versessen, einen unanfechtbaren Titel auf seine Sklavin zu haben."

„Als kluger Mann solltest Du einen erfahrenen Kaufmann in solchen wichtigen Dingen zu mahnen, für überflüssig halten, — ich kenne meine Pflichten

und meine Stellung im Reiche," sprach Tryphon mit Selbstbewußtsein. „Ohne Sklaven kann das Reich nicht bestehen, — folglich auch nicht ohne Sklavenhändler. Und weil Dein Patron Mark ein so ausgezeichneter Staatsmann ist, darum begünstigt er die Sklaverei und natürlich auch die Sklavenhändler. — Ich werde also dem Prinzen Maxentius schriftlich geben, daß die elfjährige Albina, welche mir von Lictoren als abgängiges Staatsgut verkauft worden, des Prinzen gesetzlich erworbenes Eigenthum ist."

„Als Staatsgut? — Das Wort gefällt mir nicht. Lictoren haben kein Recht, Staatsgut zu verkaufen. Da käme der Prinz in die Patsche, und der Prinz möchte ja gerade einen gesetzlich unanfechtbaren Titel auf das hübsche Kind."

Tryphon machte eine Grimasse und dazu eine Handbewegung, was zusammen bedeutete: „Du bist ein Esel!" Dann räusperte er sich, warf den Kopf nach dem Nacken zurück, schlug mit der flachen Hand auf die Brust und sagte: „Das müssen wir verstehen! Willst Du im Geschäft klüger sein, als ich? Weißt Du, wer ich bin? Ein Mann, durch dessen Hände schon viele tausend Menschen gegangen sind. Wir kennen uns aus! Meinst Du, ich kaufe verbo-

tenes Staatsgut, verkaufe es wieder und liefere mich selber als Staatsgut den Quästoren aus? Für einen solchen Tölpel hältst Du den Tryphon?"

„Ich habe Dich immer klug und verständig gefunden," sagte Felix. „Aber Staatsgut verkaufen und quittiren, — nein, — nun, — ich will sagen, das verstehe ich nicht."

„Dies war gescheidt geredet: ich verstehe es nicht! Du bist ein weiser Mann, Felix, — dieweilen die Erkenntniß persönlicher Dummheit immer ein Beweis großer Weisheit ist. — Nur will ich Dir erklären, was Du nicht verstehst. Es gibt verschiedene Arten Staatsgut: Wälder, Felder, Städte, Dörfer, Meere, Flüsse, Menschen, Wasser, Luft, — kurz, im Grunde gehört Alles und Jedes dem Staate. Höchster Herr, Gebieter und Gott, ist der Staat. Mithin gehört jedes Ding, sei's lebend oder todt, dem Staate. Befiehlt heute der Kaiser und sagt: Tryphon, der Staat bedarf Deines Vermögens und Deines Lebens dazu, — siehst Du, dann muß ich von Rechtswegen Vermögen und Leben daransetzen. Das ist Staatsrecht, und Niemand hat ein Recht, das höher wäre, als das Recht des Staates."

„Das sind ja lauter bekannte, überflüssige Dinge,

— Du kommst zu weit von der Sache ab," drängte Felix.

„Durchaus nicht, — bin ganz bei der Sache! Wollte Dir nur zeigen, daß ich die Rechte des Staates sehr wohl kenne. — — Jetzt wieder zu den Staatsgütern! Weißt Du, welche Dinge im Staate am wenigsten Werth und Geltung haben? Nun, — die Menschen. Ja, die Menschen sind die billigsten Staatsgüter. Da kommt ein Quästor und sagt: Tryphon, wir haben da zwanzig Stück Sklaven gepfändet, von Staatsschuldnern, welche die Steuern nicht bezahlen konnten. Siehe die Sklaven Dir an, — Du erhältst sie billig. — — Ich betrachte mir also die gepfändeten Sklaven, visitire und wäge sie. Achtzehn von den Zwanzig finde ich käuflich, zwei nicht. Da sagt der Quästor: wir können zehrendes Staatsgut nicht brauchen, nehme die Zwei umsonst. Diese Zwei umsonst sind abgängiges Staatsgut. — Wenn ich nun dem Prinzen in den Kaufschein schreibe: die elfjährige Albina, welche als abgängiges Staatsgut erworben wurde, — so weiß jeder Geschäftskundige, was dies zu bedeuten hat. Setze ich dazu meine Unterschrift darunter und drücke mein Zeichen darauf, so kann Prinz Maxentius seine Sklavin Albina gegen

Jedermann gesetzlich behaupten, — nur gegen den Staat nicht; denn Alles gehört dem Staate."

„Dank für Deine Belehrung, bester Tryphon! Im Uebrigen bleibt Alles bei der Verabredung. Lebe wohl!"

Felix drückte dem Sklavenhändler die Hand und ging.

In der Frühe des folgenden Morgens eilte Alexander nach dem Hause des Gorgonius. Mit Zagen und banger Erwartung berührte er den Klopfer. Der Eingang that sich auf. Beim Anblicke des Hausfreundes, schlichen dem Pförtner Clemens Thränen in die Augen.

„Was gibt es? Wo ist Albina?" frug der bestürzte Grieche.

„Fort, — Albina und Eutropia! Gestern Abend kamen Lictoren," brachte der Janitor mühsam hervor.

Alexander stieß einen gellenden Schrei hervor, und seine Hände fuhren in die Haare. So stand er einige Sekunden, starr wie eine Bildsäule, rasenden Schmerz in seinen Zügen.

„Fasse Dich, Herr, fasse Dich!" bat der Janitor.

Wieder stieß der Jüngling einen herzzerreißenden Schrei aus und lehnte, wie gebrochen, an der Wand.

Dann raffte er sich plötzlich auf, die Betäubung wich und eine wilde Erregung schüttelte seine Glieder.

„Wohin wurden sie geführt, — in welches Gefängniß?“

„Ich weiß es nicht! Albina gab mir noch einen Auftrag. „Clemens,“ sagte sie, „ich habe für Dich noch einen Auftrag an Alexander. Sage ihm meine letzten Grüße, und ich würde noch freudiger sterben, wenn ich hoffen dürfte, ihn bei Gott und seinen Auserwählten wieder zu sehen.“ — So hat sie gesagt, und dann folgte sie ihrer Mutter Eutropia.“

„Oh — oh!“ stöhnte der Jüngling. „Mir vergehen die Sinne, — das ist tödtlich!“

Er verhüllte mit beiden Händen das Angesicht und wankte, wie ein Trunkener. Dann hob er wieder das Haupt und frug mit klangloser Stimme: „Wie hat Albina gesagt?“

Clemens wiederholte die Worte.

„Sterben? Nein, sie darf nicht sterben!“ schrie er, wie von Sinnen, und stürzte hinaus.

Am Abend desselben Tages saß Constantin vor Schlachtplänen. Der Tribun studirte eine Schlachtordnung des Julius Cäsar, in das Forschen so ver-

tieft, daß er Alexanders Kammersklaven nicht bemerkte, der ihm zur Seite getreten war.

„Edler Prinz, — verzeihe!“ sprach zögernd der Sklave.

Constantin fuhr auf und sah in das Gesicht eines im höchsten Grade bestürzten Menschen.

„Nun, — was ist's? Du stehst vor mir, wie das leibhaftige Unglück, — Dein Gesicht ist ein wohl geschnittenes Stück Schmerz. Was geschah?“

„Ach, edler Prinz, — mein Herr, mein guter, armer Herr!“

Der Tribun schnellte vom Sitze.

„Was ist's mit Deinem Herrn? Sprich!“

„Den ganzen Tag war er abwesend. Vor einer Stunde kam er heim, blaß, wie 'ne Leiche, mehr todt, als lebendig. Nun liegt er drüben auf dem Ruhebett, stöhnend und ächzend, wie ein Sterbender.“

Constantin schritt eilends hinaus und begab sich nach den Gemächern des Freundes, welche an die seinigen stießen. Dort fand er den Jüngling auf ein Ruhebett hingestreckt, vom Lichtglanze eines fünfarmigen Leuchters übergossen. Er lag, wie ein zum Tode Getroffener, die Augen matt, die blühenden Lippen farblos, das Gesicht wie weißer Marmor.

Der Prinz ergriff seine Hand, hob den Hingesunkenen sanft empor, ließ sich an seiner Seite nieder und legte dessen Haupt an seine Brust.

„Mein Alexander, was ist Dir begegnet?“ frug er liebevoll.

„Gräßliches, — Constantin, — Herzdurchbohrendes!“ antwortete er kaum hörbar. „Albina wurde gestern Abend verhaftet, von Lictoren weggeführt. Den ganzen Tag suchte ich nach ihr in allen Gefängnissen und konnte sie nicht finden. Stirbt sie, — wie kann ich leben?“

„Sie wird sich ja finden und retten lassen,“ versetzte Constantin. „Fasse Muth! — Den ganzen Tag bist Du umher geirrt ohne Trank und Speise, — völlig erschöpft und aufgerieben. — Claudius,“ befahl er dem Kammerdiener, „reiche mir dort jene Schale mit Speisen und fülle den Becher mit Wein.“

Wie eine Mutter, mit liebevollem Zuspruch, nöthigte er den Freund, zu essen und zu trinken. Der Erfolg war erstaunlich. Die körperliche Schwäche des Erschöpften wich, er lebte auf, wie ein Licht, dem neue Nahrung zugegossen wurde.

„Nun wird Dir besser, — nicht wahr?“ sagte

froh der Prinz. „Ein erfahrener Soldat kennt das. Der Tapferste erliegt dem Mangel. Du warst vom Rennen und Jagen völlig entkräftet."

„Und das Schwert, welches Albina tödtet, schlägt mir die Todeswunde. Verläßt die Holdselige gezwungen die Erde, dann werde ich es freiwillig thun. Ohne Albina ist das Leben mir Tod."

„Hat das reizende Kind mich ganz Deinem Herzen gestohlen? So wenig gelte ich Dir?" frug in sanftem Vorwurfe der Freund. „Unmännlich ist's, an Liebesgram sterben zu wollen. Wo ist Dein erleuchteter Wille, gestärkt und gestählt gegen das Schicksal in der Schule unseres weisen Meisters? Beherrsche Dich, wie ein ächter Philosoph!"

„Im Menschen liegt etwas, das er nicht beherrschen kann, — das Gemüth," erwiederte fassungslos der Grieche. „Das Gemüth aber ist die Seele des Geistes. Wenn diese Seele tödtlich krank darnieder liegt, wie soll der Geist leben?"

„Schrecken und Bestürzung verwirren Dein Denken, mein armer Freund!" sagte Constantin, „Wir suchen Albina und retten sie. Darum sei guten Muthes!"

„Wo suchen? Den ganzen Tag suchte ich vergebens in allen Gefängnissen.“

„Warst Du auch im alten Janustempel?“ frug der Prinz.

„Nein!“

„Dort ist sie gewiß. Jener Tempel, seit Jahren außer Gebrauch, wurde zur Aufnahme der Christen bestimmt, weil bereits alle Kerker überfüllt sind. Auch der Bischof Anthimus befindet sich dort mit seinen Priestern.“

„Gehen wir sogleich dahin!“

„Um diese Stunde? Vergebliches Bemühen. Die Prätorianer bewachen den Ort und haben strenge Befehle. Aber morgen.“

„Gut, — morgen!“ — und er sank in die vorige geknickte Haltung zurück.

Lange weilte Constantin bei dem Trostlosen und versuchte, ihm Muth einzusprechen. Und als er endlich von ihm schied und nach seinen Gemächern zurückkehrte, lag des Freundes Zustand schwer auf seiner Seele. Er sah keine Möglichkeit, die gefundene Christin zu retten. Mit Freuden hätte er seinen ganzen Einfluß aufgeboten, der bei Diocletian nicht gering wog. Allein der Kaiser war im höchsten Grade gegen

die Christen erbittert, die lieber sterben, als seinen Befehlen gehorchen wollten, — Grund genug zum Zorne für einen vergötterten Machthaber, der an blinden Gehorsam gewöhnt ist. Nach anderen Wegen zur Rettung Albinas suchte Constantin vergebens, und die Besorgniß, den edelsten Freund zu verlieren, zerwühlte ihm die Brust. Seufzend brach er in Homers Klage aus:

„Denn nichts Anderes wohl ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget.“

Im Kerker.

Einer Feuersbrunst vergleichbar, die ein wüthender Orkan durch Tannenwälder treibt, so raste die Christenverfolgung über Europa, Asien und Afrika dahin. Nur in Gallien, Britannien und Spanien, wo Constantins Vater, der gerechte Constantius Chlorus herrschte, floß nicht das Blut der Christen. Leider konnte auch Constantius nicht verhindern, daß einzelne Statthalter seines Reiches zuweilen das Blutedikt des Oberkaisers vollzogen. Allein diese Fälle waren höchst selten und hörten völlig auf, als Cäsar Constantius in schlagender Weise seine Hochschätzung der Christen kundgab. An seinem Hoflager befanden sich nämlich zahlreiche Christen, von denen manche hohe Aemter begleiteten. Nach dem Erscheinen des oberkaiserlichen Ediktes, ließ er die christlichen Hofbe-

amten zusammenkommen und stellte ihnen frei, entweder den Göttern zu opfern und im Besitze ihrer Ehren und Würden zu bleiben, oder das Götzenopfer zu verweigern, ihre Aemter dagegen zu verlieren und sich vom Hoflager zu entfernen. Nur sehr Wenige erklärten sich bereit, den Göttern zu opfern, alle Uebrigen verharrten treu im Glauben. Nun that Constantius das gerade Gegentheil von dem, was er sagte. Die Abtrünnigen entließ er des Dienstes. Er schalt ihre Feigheit und ihren Eigennutz. Die Glaubenstreuen rühmte er, schenkte ihnen noch mehr Vertrauen, als zuvor und erhob sie zu wichtigeren Aemtern.

„Wer sein Gewissen verletzt und seinem Gotte abtrünnig wird," sagte der einsichtsvolle Cäsar, „wird auch seinem Fürsten nicht mit wahrer Treue ergeben sein[1])."

Dieses kluge Verfahren des Constantius Chlorus erstickte die Christenverfolgung in seinem Reiche. Nur vorübergehend wurden die Kirchen geschlossen, um wenigstens einigermaßen das Edikt des Oberkaisers zu beachten.

---

1) Eusebius, de vita Constantini XVI.

Aber Diocletian, Maximian und Galerius überboten sich in der Christenvertilgung. Einzeln und in Massen wurden die Anbeter Jesu vernichtet. Sogar Theilnahme und Mitleid für sie war verboten und die Verheimlichung eines Christen mit dem Tode bedroht.

„Es ward bekannt gemacht," berichtet ein Zeitgenosse, „daß Niemand Theilnahme oder Mitleid für uns bezeige, sondern Jedermann sollte uns so anschauen und behandeln, als ob wir keine Menschen wären [1])."

„Man kerkerte die Priester ein," schreibt ein Augenzeuge, „und alle Diener der Religion. Ohne Untersuchung, ja ohne sie nur zu hören, schleppte man sie zum Tode. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes wurden die Christen zum Flammentode verdammt, und weil ihrer eine große Menge war, wurden sie nicht einzeln hingerichtet, sondern haufenweise auf die Scheiterhaufen gebracht. Die Sklaven wurden mit Steinen am Halse in das Meer geworfen. Die Verfolgung verschonte Niemand. Die Richter, in den Tempeln sitzend, zwangen Jeden, zu

---

1) Eusebius, eccl. hist. VIII.

opfern. Die Gefängnisse waren überfüllt. Man erfand neue Arten von Martern, und damit Niemand so vieler Grausamkeit entgehe, waren vor den Gittern der Gefängnisse und vor den Tribunalen Altäre aufgestellt, damit die Angeklagten vor ihrer Aburtheilung opfern sollten; so wurden sie nicht blos vor die Richter, sondern auch vor die Götter gestellt [1])."

Die Einwohner einer Stadt Phrygiens waren alle Christen. Sie weigerten sich ohne Ausnahme, den Göttern zu opfern. Diocletian ließ die Stadt mit Truppen umzingeln, damit Keiner der Eingeschlossenen entkomme. Dann ließ er die Stadt an verschiedenen Punkten anzünden; Alle verbrannten, Männer, Frauen und Kinder [2]).

Die Verfolgung bekränzte indessen nicht allein die Stirnen siegreicher Helden mit ewigem Lorbeer, sie reinigte auch die Kirche von faulen Gliedern und dem Verderbniß einer vieljährigen kampflosen Ruhe. Nicht nur Laien, sondern auch Diakonen und Priester, ja sogar Bischöfe, fielen ab, lieferten die heiligen Schriften aus und opferten den Götzen. Diese Abtrünnigen

---

1) Lactantius, d. m. p. XIV. — 2) Eusebius, eccl. hist. VIII, 1.

gehörten großentheils jenen christlichen Sekten an, die sich von Rom losgesagt, die Reinheit der Lehren gefälscht und die Autorität des Papstes befehdet hatten [1]).

Diese Abfälle sind zwar schmachvoll für die Betreffenden und kaum zu entschuldigen, finden jedoch ihre Erklärung im Zwange der Verhältnisse und in der Schwäche der menschlichen Natur, wenn sich dieselbe des göttlichen Beistandes unwürdig gemacht. Erschütterter und todter Glaube erzeugt keine Helden bei Verfolgungen. Außerdem war die Verfolgungsweise eine so grausame und schauerliche, daß nur Glaubensinnigkeit ohne Wanken bestehen mochte. Dagegen beweist die Geschichte, daß auch minder heftige Verfolgungen auf zagende Gemüther und im Glauben nicht gefestete Herzen die schlimmsten Eindrücke hervorbringen. Häufen sich Ungerechtigkeit und Gewaltthaten gegen die Kirche, so erwartet man das unverweilte Eingreifen der göttlichen Allmacht, zum Schutze der bedrängten Braut Christi. Zögert der Herr und tritt die Gefahr persönlicher Bedrängniß näher, dann regt sich in Vielen leises Murren gegen die säumige

1) Optat. I.

Vorsehung, und von diesem Standpunkte ist es nicht mehr weit bis zum Zweifel an die Göttlichkeit des katholischen Glaubens und die ewige Dauer der Kirche. Wer indessen auf der Höhe weltgeschichtlichen Schauens steht, die Entwickelung der Dinge betrachtet und die Wuth der Stürme gegen die Religion Jesu, — und wer die Erfolglosigkeit dieser Stürme seit achtzehnhundert Jahren und die Siege der Kirche über die Mächte der entfesselten Hölle erwägt, der bedarf keines unverweilten augenscheinlichen Eingreifens der Allmacht in die Zeitläufte der Gegenwart, um seine Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit der katholischen Kirche zu stützen. Und wem geschichtliches Wissen versagt, Glaubensfestigkeit aber gegeben ist der betrachtet mit derselben Ruhe die ohnmächtige Wuth der Kirchenfeinde, der Verheißung des Herrn vertrauend: „Die Pforten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen."

Diocletian verfolgte nicht allein die lebendigen, sondern auch die todten Christen. Er verbot, die Leichen der Gemordeten zu begraben und befahl, sie Tag und Nacht zu bewachen, damit sie von den Christen nicht weggenommen und beerdigt würden.

„Da hätte man keine geringe Anzahl Männer

sehen können," schreibt Eusebius, „welche diesen barbarischen Befehl ausführten. Einige wachten sogar, als ob dies eine hochwichtige und folgenschwere Angelegenheit wäre, auf einem Thurme, damit die Todten nicht gestohlen würden. Die ganze Stadt war rund herum mit menschlichen Eingeweiden und Gebeinen besät, so daß es einen gräulichen und eckelerregenden Anblick darbot."

Selbst die Bande des Blutes hatte ein wilder, fanatischer Haß gelöst. Die Christen sahen sich dem schmerzlichsten Verrath ausgesetzt.

„In diesen trüben Zeiten," berichtet Basilius der Große, „verrieth der Sohn den Vater, klagte der Vater sein eigenes Kind an. Der Sklave trachtete nach dem Eigenthum des Herrn, indem er ihn bei Gericht angab. Der Bruder strebte dem Bruder nach dem Leben. Kein Gefühl, kein Band der Menschheit wurde geachtet, Alle waren so vollständig mit Blindheit geschlagen, wie wenn sie vom Teufel besessen wären. Unreine Hände entweihten das Haus Gottes, die Altäre des Heiligthums wurden eingestürzt, kein reines Opfer, kein Weihrauch wurde dargebracht, keine Stätte für die göttlichen Geheimnisse gelassen. Die Priestercollegien waren zerstreut. Aus

Angst vor dem allwärts fließenden Blute konnte keine Synode, kein Concil zusammentreten. Die Häuser der Christen wurden zerstört, ihre Güter geraubt, ihre Leiber die Beute gefühlloser Lictoren, welche sie gleich wilden Thieren zerfleischten und christliche Matronen an den Haaren durch die Straßen schleiften. Die Dämonen feierten ihre Orgien und besudelten Alles mit dem Rauche und Blute ihrer Opfer [1])."

Nicomedien lag noch in tiefer Ruhe, als beim Morgengrauen der jugendliche Alexander durch die Straßen nach dem Janustempel eilte. Allenthalben begegnete er Spuren der Christenhetze und eines grausamen Gemetzels. Blutlachen standen in den Gassen, auf den Richtplätzen waren entseelte Körper in Haufen zusammengetragen, unheimliche, blutbefleckte Marterwerkzeuge, stumpfgeschlagene Schwerter und Beile lagen am Boden umher. Er sah nicht die Dinge des Grauens, von angstvoller Spannung und Schrecken nach dem Janustempel getrieben. Albina konnte ja heute die Erste sein, mit der Lictoren und Henker ihr schauerliches Tagewerk begannen. So betäubend war seine Angst, daß er nicht einmal die Frage auf-

---

1) Basilius, Orat. in Gordium Mart.

warf: ob und wie Albina gerettet werden könne? Finden wollte er sie, sein ganzes Vermögen zu ihrer Lösung einsetzen, oder mit ihr sterben. Diese unklaren Vorsätze tauchten zuweilen in dem wirren Strudel gänzlicher Fassungslosigkeit auf, in welchen Schrecken und peinvolle Erwartung sein Gemüth versetzt hatten.

Der Janustempel lag vor ihm, ein hohes Gebäude, mit doppelten Säulenhallen jonischer Ordnung. Breite Marmortreppen führten zu den Säulenhallen empor, aus denen gemessene Schritte der Wache herniederschallten. Soldaten schliefen am Boden auf geflochtenen Strohmatten, durch ihre Mäntel gegen die Frische des Morgens geschützt. Ihre Schilde und Speere lehnten an den Wänden, und die blanken Helme zierten die Füße der Säulen. Weinkrüge, aus denen sie wohl bis spät in die Nacht hinein gezecht haben mochten, standen geleert umher. Fest schliefen die Krieger, was ihre tiefen gedehnten Athemzüge bewiesen.

Die Wache, eine kurze kräftige Gestalt, in der Rüstung der Prätorianer, hatte sogleich den Busenfreund des Prinzen erkannt. Er begrüßte den Heraufsteigenden nach soldatischer Art, den Schild mit

der Lanzenspitze berührend; denn von jener hohen Achtung und Bewunderung, welche Constantin beim Heere genoß, fiel auch ein Theil auf seinen würdigen Freund.

„Sind hier Christen eingeschlossen?“ frug der Grieche.

„Eine ganze Menge und zwar lauter vornehme Leute, Männer und Frauen,“ antwortete der Prätorianer. „Und Alle sind schon munter; denn sie haben recht hübsche Lieder gesungen. Jetzt ist Alles stille. Manchmal hört man eine Stimme, wahrscheinlich die Stimme ihres Bischofes Anthimus.“

„Kannst Du mich einlassen?“

„Es geht schwerlich; denn wir haben noch Nachtwache,“ antwortete der Soldat, mit einem Blicke der Verwunderung in Alexanders ängstlich erregtes Mienenspiel. „Warte, wenn es Dir gefällt.“

„Warten ist bei mir so viel, als auf die Folter spannen,“ erwiederte der Athener. „Gestern schon suchte ich den ganzen Tag, wie ein verlorenes Kleinod, Albina, ein elfjähriges Mädchen. Sie wurde mit ihrer Mutter Eutropia, des Kämmerers Gorgonius Weib, vorgestern weggeführt und ist seitdem spurlos verschwunden. Ich bitte Dich, laß mich ein!“

„Albina heißt das Mädchen, — des Gorgonius Tochter? Und spurlos verschwunden? — Das Mädchen muß Dir theuer sein, Alexander!“

„Theurer, als mein Leben! — Oeffne, Freund! Bis ich Albina gefunden, hängt ein Himmel voll Damoklesschwertern über meinem Haupte.“

„Ich sehe, Du bist in schweren Nöthen, — möchte Dir wohl gern gefällig sein,“ sagte schwankend der Krieger. „Dazu bist Du Constantins Freund, — des edlen Constantin, des tapfersten Soldaten und menschenfreundlichsten Tribunen. — Ich will es unternehmen. Der Centurio wird gerade nicht kommen und die Nase hinein stecken. Welchen Schaden könnte es auch dem Staate bringen, wenn Jemand ein verlorenes Mädchen sucht?“

Bei diesen Worten zog er einen Schlüssel hervor und trat vor die Thüre. Alexander stand neben ihm, zitternd vor ängstlicher Spannung.

„Ich muß hinter Dir abschließen,“ sagte der Prätorianer. „Wenn Du wieder herauswillst, so klopfe nur an die Thüre.“

Er öffnete. Der Jüngling trat ein.

In dem weiten Raum des verlassenen Janustempels waren einige Hundert dem Tode geweihter

Christen eingeschlossen. Priester und Laien, Männer, Frauen und Kinder, saßen am Boden, oder lehnten an den Wänden, Alle mit Aufmerksamkeit den Worten des Bischofes Anthimus folgend. Keine Spur von Angst, nicht einmal von Unruhe war in dem Benehmen von Menschen zu finden, die einem sicheren, nahen und theilweise höchst peinvollen Tode entgegen gingen. Friede und Ergebung lagen auf jedem Angesicht. In vielen Augen glänzten Lichter freudiger Begeisterung, hervorgerufen aus der Wärme religiöser Ueberzeugung durch die Rede des Bischofes.

Anthimus stand auf einem Steinwürfel von mehreren Stufen, vormals das Fußgestell des Janus. Der Greis sprach mit Innigkeit, zuweilen mit Feuer und Kraft. So lebhaft hatte er seine Zuhörer gefesselt, daß nur jene Alexanders Eintritt bemerkten, welche der Thüre zunächst standen.

„Klar und bestimmt hat unser Herr Jesus die Verfolgungen seiner Gläubigen voraus gesagt," belehrte der Bischof. „Habet Acht vor den Menschen," warnt liebevoll der Herr; „denn sie werden euch an Gerichtshöfe überantworten und in ihren Synagogen euch geißeln, und vor Statthalter und Könige werdet ihr geführt werden um meinetwillen. Ueberantwor-

ten wird der Bruder den Bruder in den Tod, und der Vater sein Kind, und aufstehen werden Kinder wider Eltern und ihnen den Tod geben. Und gehaßt werdet ihr sein von Allen um meines Namens willen. Wer aber ausharrt bis zum Ende, der wird Heil erlangen [1])." — Wie genau erfüllen sich diese Worte unseres Herrn Jesu!" fuhr der greise Bischof fort. „Wir sehen es heute, daß Brüder ihre Brüder, Väter ihre Kinder, und Kinder ihre Väter angeben, dieselben ausliefern an die Heiden zum Tode. Und gehaßt sind wir von Allen um Jesu willen. Aber, Vielgeliebte, eine innere Nothwendigkeit ist der Haß der Welt gegen die Kirche Gottes; denn Widerspruch und Feindschaft ist der Geist dieser Welt gegen den Geist unserer heiligen Kirche. Diese Wahrheit hob Jesus hervor mit den Worten: „Wenn ihr von der Welt wäret, die Welt würde das Ihrige lieb haben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erlesen habe, darum hasset euch die Welt [2])." Was folgt nun, meine Vielgeliebten, aus dieser Gegensätzlichkeit der Welt zum Reiche Gottes auf Erden? Nichts anderes, als Leiden und Bedrängnisse der Kirche

1) Matthäus X, 17 ff. — 2) Johannes XV, 19.

und der Heiligen in dieser Welt. Jeden Augenblick wiederholen die Apostel in ihren Schriften diese Thatsache. „Alle, welche fromm leben wollen in Jesus Christus, werden Verfolgung leiden," schreibt St. Paulus an den Bischof Timotheus [1]). Und an die Thessalonicher schreibt derselbe Apostel: „Niemand möge erschüttert werden in diesen Bedrängnissen; denn ihr wisset, daß wir dazu bestimmt sind [2])." Ja, wir sind dazu bestimmt!" fuhr Anthimus mit steigender Wärme fort. „Unser Erbtheil hienieden sind Leiden und Verfolgungen. Mehr oder weniger bedrängt wird die Kirche sein bis zum letzten Gerichte, bis zur Scheidung der Guten und der Bösen, wenn es dem Herrn gefällt, das Scepter des Fürsten dieser Welt zu zerbrechen und dessen Herrschaft zu beschränken auf das grausige Reich der Hölle. — Aber, meine Geliebten, das Leiden um Christi willen ist der goldene Schlüssel zum Himmelreich. Durch Leiden wird die Buße vollendet und jene Gleichförmigkeit mit dem Herrn Jesus erlangt, nach welcher die Liebe zu ihm begehrt. Leiden sind der enge und rauhe, aber sichere Weg zum Leben. Leiden nehmen uns den Geschmack

1) II Timoth. III, 12. — 2) I Thessal. III, 3.

an den sündigen Freuden dieser Welt und verleihen die hoffnungsfreudige Anwartschaft auf die Palme des Sieges. Darum schreibt der heilige Apostel Paulus an den Bischof Timotheus: „Auch wer im Wettkampfe streitet, wird nicht gekrönt, wenn er nicht gesetzmäßig gestritten [1]).“ Und wir, meine Vielgeliebten,“ rief der Greis in freudiger Bewegung, „wir haben das Glück, mit Hilfe der göttlichen Gnade unsere irdische Laufbahn glorreich abzuschließen, indem wir Zeugniß geben mit unserem Blute für den Herrn Jesus Christus. „Wer sein Leben verliert um meinetwillen,“ spricht der Herr, „der wird es erhalten. Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden nähme an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, womit er seine Seele löse? Denn der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters, mit seinen Engeln, und dann wird er einem jeden vergelten nach seinen Werken [2]).“ — Und wie vergilt uns der göttliche Richter? Höret ihn selber, meine Geliebten! „Selig seid ihr, wenn euch die Leute hassen, euch verstoßen, euch schmähen, und wenn sie verabscheuen euren Namen,

---

1) II Timoth. II, 5. — 2) Matth. XVI, 25 - 28.

als einen bösen, des Menschensohnes wegen! Freuet euch an jenem Tage und frohlocket; denn, siehe, euer Lohn ist groß im Himmel[1])!" — Ihr kennt Alle die Menge der Verläumdungen wider uns. „Kindermörder und Kinderfresser" schelten uns die Heiden; „Reichsfeinde und Staatsgefährliche" nennen sie uns. „Wahnglauben und Anbetung eines Eselskopfes" werfen sie uns vor, und noch viele andere schändliche Dinge. Sollen wir deßhalb betrübt sein? Nein! „Freuet euch," spricht der Herr, „freuet euch und frohlocket; denn groß ist euer Lohn im Himmel!" Und St. Paulus schreibt: „Dulden wir mit Christus, so werden wir mit ihm herrschen." Darum bitte ich euch, Vielgeliebte, stehet fest im Glauben! Bekennet starkmüthig unseren Herrn Jesus, der gesagt hat: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde ich bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist. Wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den werde ich auch verläugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist[2])." Amen."

Der Bischof hob seine Hände zum Himmel und sprach mit lauter Stimme ein Gebet. Die Gläubigen

---

1) Lukas VI, 22, 23. — 2) Matth. X, 32, 33.

knieten nieder und folgten in andächtiger Sammlung den Worten ihres Hirten. Dann schloß der bischöfliche Segen diesen Gottesdienst innerhalb des Kerkers.

Alexander war bei der Thüre stehen geblieben. Von der Rede des Bischofes hatte er nicht ein Wort begriffen. Seine Augen forschten beständig nach Albina, und dem Gesichtssinne folgten alle Geisteskräfte. Er suchte vergebens. Da jedoch viele Frauengestalten verdeckt wurden durch andere, die vor ihnen standen, so konnte auch Albina seinen Blicken entzogen werden. Als sich die Gestalten, nach Vollendung der Andacht bewegten, erspähte er Eutropia. Nicht ohne Ungestüm drängte er durch die Menge und trat vor Albina's Ziehmutter.

„Alexander, sei gegrüßt!“ sprach freudig das Weib des Gorgonius. „Wurde auch Dir die Gnade des Heiles, — oder kommst Du zum Besuche?“

„Ich wollte Dich und Albina sprechen,“ entgegnete er mit ängstlich spähenden Blicken.

„Albina ist nicht hier. Sie wurde von mir getrennt und in einen anderen Kerker gebracht.“

„In welchen Kerker? Mein Gott, — alle Gefängnisse durchsuchte ich und fand sie nicht!“

„Du fandest sie nicht? Wohin sollten die Lictoren Albina gebracht haben?“

Er rang verzweifelt die Hände und stand sprachlos, wie ein Mensch ohne Rath und Fassung.

„Sei guten Muthes, Alexander!“ tröstete sie. „Der allmächtige und allgütige Gott wird wachen über diesem Kinde.“

Einige Frauen traten heran und nahmen Abschied. Sie umarmten und küßten Eutropia.

„Grüßet meinen lieben Gatten und Alle, die uns vorangegangen,“ bat Eutropia. „Vollendet mit Gott euer Martyrium.“

Eine freudige Bewegung herrschte unter den Gefangenen. Allenthalben Händedrücke, Worte herzlichen Abschiedes und froher Zuversicht auf baldiges Wiedersehen im Reiche der Seligen.

Fremd und ohne Verständniß sah der Heide in das heitere, an Entzücken grenzende Treiben der Christen.

„Bereits verurtheilte Brüder und Schwestern,“ erklärte Eutropia. „Sieh nur, wie freudig entschlossen Alle sind, Zeugniß abzulegen für Christus! Auch mir steht dieses Glück bevor,“ fügte sie wohlgemuth bei.

„Heute Nacht erschien mir im Traume mein trauter Gorgonius, strahlend von Lichtglanz und in himmlischer Verklärung. „Eutropia," sagte er, „in wenigen Tagen stirbst Du den Tod des Bischofes Ignatius." — Welche Ehre, welcher Ruhm, welche Seligkeit, um Christi willen von Löwenzähnen körperlich zermalmt zu werden! Dann darf auch ich sagen, frumentum Christi sum, — ein Getreide Christi bin ich."

Inzwischen hatte sich eine Schaar um den Eingang gestellt, die Lictoren erwartend, welche die Verurtheilten zum Tode führen sollten. Und Keiner von ihnen zagte oder trauerte. Beglückt und hoffnungsfreudig standen die Opfer satanischer Grausamkeit, wie Menschen, die nahe daran sind, unverwelkliche Schätze zu gewinnen.

Die Pforte öffnete sich. Ein Lictor trat unter den Eingang und las etwa sechszig Namen von einer Tafel. Die Abgelesenen winkten den Zurückgebliebenen das letzte Lebewohl und schritten hinaus.

Den Griechen trieb es fort. In abgerissenen, sinnlosen Worten nahm er Abschied von Eutropia.

„Sei nicht bange um Albina, der Herr ist mit

ihr," ermuthigte sie den Fassungslosen. „Und mit Dir sei Gottes Gnade."

Auf wiederholtes Klopfen öffnete ihm die Wache.

„Nun, — hast Du Albina gefunden?" frug den Heraustretenden der Prätorianer.

„Nein! — Wo soll ich suchen?" sprach er kaum hörbar.

Der Krieger sah den namenlosen Schmerz des Jünglings und empfand Theilnahme für Constantins Freund.

„Albina ist sicher den Lictoren entwischt und hält sich irgendwo verborgen," sagte der Soldat.

Die Worte fielen belebend in Alexanders Hoffnungslosigkeit. Anfänglich sah er den Prätorianer überrascht an, und jetzt durchzuckte ein leitender Gedanke seinen Geist.

„Entwischt! Dies hat ein wohlwollender Gott aus Dir gesprochen, — Dank, — tausend Dank!" rief er und eilte fort.

Der Soldat sah dem Stürmenden nach.

„Möge er sie finden!" murmelte er. „Ein höchst seltenes Mädchen muß diese Albina sein; denn für etwas Gewöhnliches will keinem jungen Manne das

Herz brechen, — und Alexander ist der Verzweiflung nahe. Ich beklage den Freund unseres Constantin."

Der Grieche hastete durch Straßen und Gassen. Endlich pochte es an die Thüre des Gärtners Elymas, der sofort öffnete und mit einiger Verwunderung Bangigkeit und Spannung im Gesichte des Besuches bemerkte.

„Ist Albina hier?"

„Hier? — Nein! Sie wird jedenfalls bei Gorgonius sein."

Der abgeschlossene, nur sich und seinem Erwerbe lebende Geizhals wußte kaum Allgemeines von den Vorgängen der letzten Tage.

„Bei Gorgonius? Weißt Du nicht, daß er starb auf des Kaisers Befehl?"

„Wie, — was?" rief der Gärtner. „Daß man die Christen wieder siedet und bratet, hab' ich schon gehört und mich dessen fast gefreut. Daß aber seine Kämmerer und Hausgenossen der Kaiser mordet, wäre mir im Traume nicht eingefallen."

Laut auf schrie er nun, als ihm Alexander in kurzen Worten Albina's Verschwinden und sein erfolgloses Suchen nach ihr berichtete. Sein Kind be-

klagte der Heide nicht, wohl aber den drohenden Geldverlust.

„Meine Tochter von Lictoren verhaftet und weggeführt? Alle Götter stehet mir bei! Und ich soll zehntausend Silberdenare verlieren? Ich armer Mann soll nicht kriegen, was mir gehört? Was, — zehntausend Siberdenare dahin? Hei, — hei!“ und er fuhr sich in die Haare. „Meine Tochter, — meine Denare! — Und Du hast sie gesucht in allen Gefängnissen und nicht gefunden? Wehe, — meine zehntausend Silberdenare, — mein Geld, mein vieles Geld! Ich will sie suchen, — ich werde sie finden, und müßte ich die ganze Stadt umkehren. Nur Geduld, — ich finde sie, — muß sie finden! — Du bleibst doch bei den zehntausend Silberdenaren?“

„Ich bleibe allerdings bei unserem Vertrage!“

„Gut! Fort! Wie ein verlorenes Kleinod suche ich sie. Frage morgen bei mir!“

Er drängte den Griechen nach der Thüre, verschloß dieselbe und rannte nach dem Forum.

Alexander kehrte nach dem kaiserlichen Palaste zurück, wo ihn der Prinz erwartete.

„Hast Du sie gefunden im Janustempel?“

„Eutropia, nicht aber Albina!“ antwortete er

und erzählte in tiefster Niedergeschlagenheit sein vergebliches Bemühen.

„Elymas wird sie finden," versicherte Constantin. „Diese Leute haben eine ganz eigenthümliche Gabe, Verlorenes aufzuspüren. Der Gärtner hat Verbindungen, Beziehungen, welche ihn auf die Spur der Verschwundenen leiten. Sei guten Muthes, er findet sie!"

Es wollte jedoch dem Prinzen keineswegs gelingen, den Freund aufzurichten. Er saß niedergedrückt und starrte vor sich hin.

„Ich folgte Dir nach dem Janustempel," fuhr Constantin fort. „Von der Wache erfuhr ich, Du seiest bereits weggegangen. Aber die Christenschaar sah ich sterben auf dem Marktplatze. Ohne Beben knieten sie am Boden, den Lictoren zum Todesstreiche die Häupter darbietend. Alle starben, wie Helden, ihr Leben willig einsetzend für das Kleinod ihrer religiösen Ueberzeugung. — — Allenthalben begegnet man Blut und Leichen, — ein grausiges Gemetzel, ein barbarisches Morden! Dazu eine ganz zwecklose Grausamkeit; denn mit eiserner Gewalt können nur Stümper in der Staatskunst geistige Mächte vertilgen wollen. — Und dieses herzlose Würgen breitet sich

aus über das ganze Reich! Maximian und Galerius, diese Wütheriche, werden schwelgen in Mordlust. — Und mein Vater? Ich weiß, er wird das ungerechte Blutedikt in seinen Ländern nicht vollziehen, — selbst nicht auf die Gefahr hin, mit den drei Cäsaren in einen Krieg verwickelt zu werden, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann."

Der Prinz stand mit verschränkten Armen und blickte ernst vor sich hin.

„Wäre der Gekreuzigte ein Gott, er könnte unmöglich das Hinschlachten der Seinen geschehen lassen," sagte Alexander.

„Urtheile nicht vorschnell, mein Freund!" erwiederte Constantin. „Die Wege der Gottheit sind nicht die Wege der Menschen. Jesus von Nazareth behauptete, die Welt überwunden zu haben nicht mit Heeresmacht, sondern durch seinen Kreuzestod. Leiden und Verfolgungen scheinen auch das Lebenselement seiner Kirche zu bilden. Seit dreihundert Jahren bluten seine Anhänger, — und merkwürdig, das Christenthum zerfällt nicht, es wächst. Einer Religion aber muß göttliche Kraft innewohnen, die sich vertieft und ausbreitet unter Verhältnissen, die ihr, nach menschlichem Ermessen, den Untergang bereiten müß-

ten. Deßhalb gelange ich zum geraden Gegentheil Deines Schlusses: — die Unbesiegbarkeit der wehrlosen, von brutaler Gewalt niedergetretenen christlichen Kirche, ist ein Beweis ihrer göttlichen Abkunft."

Am folgenden Morgen begab sich Alexander zu Albina's Vater. Der Mann empfing ihn mit vielem Klagen und Jammern, weil es ihm nicht gelungen, die kostbare Tochter zu finden. Der Grieche hörte ihm eine Weile zu. Dann ging er fort, ohne auch nur eine Sylbe gesprochen zu haben. Er wankte durch die Straßen, wie ein Schwerkranker, dessen innerstes Leben die Hand des Todes berührt hatte. Im Palaste angekommen, knickte er zusammen, an Leib und Geist gebrochen. Nicht eine Klage stieß er aus, aber tief und tiefer sank er in Trübsinn und Schwermuth.

Der Prinz sah bestürzt den kläglichen Zustand seines Freundes. Vergebens bemühte er sich, aus der geistigen Erschlaffung und Theilnahmslosigkeit ihn aufzurütteln. Er schien aller Sinne für die Außenwelt beraubt. Da sank er plötzlich in einen festen Schlaf, eine Erquickung, welche die vorausgegangenen Nächte dem Bekümmerten versagt hatten, und dieser Schlaf war von heilsamer Wirkung. Beim Erwachen

hörte er auf die Reden des besorgten Constantin und beantwortete gestellte Fragen. Und als der Prinz bemerkte, daß ihn jene Gegenstände lebhaft anzogen, die Albina berührten, so sprach er zu ihm über Albina's Glauben in einer Weise, die zugleich das kritische Denken des jugendlichen Philosophen reizen sollte.

„Gestern habe ich von der göttlichen Macht des Christenthums gesprochen, die keine menschlische Gewalt bezwingen kann, — nun erscheint mir, bei näherem Nachdenken, schon die Existenz des Christenthums ein stehendes Wunder. Betrachte den Ursprung dieser Religion. Wer hat es unternommen, die Altäre der Götter zu stürzen, — jener Götter, denen der ganze Erdkreis huldigt, die zugleich Freunde und Werkzeuge irdischer Machthaber sind? Wer ist so tollkühn, so unsinnig, einen religiösen Cultus vernichten zu wollen, der weiter nichts ist, als eine Einrichtung und Anstalt des römischen Reiches? Jesus Christus hat es gewagt, dem Bezwinger des Erdkreises, dem römischen Staate, den Krieg zu erklären. Und dieser Jesus von Nazareth war ein Jude, mithin ein Sprößling der verächtlichsten Menschenklasse, die zur Sklaverei geboren zu sein scheint, deren wunderliche Sitten

und Enthaltsamkeiten allen Völkern zum Gespötte geworden. Dieser Jesus führte nicht Scepter und Schwert, nicht einmal die Lyra oder den Griffel, um seiner Stiftung Geltung zu verschaffen. Endlich starb er des schmachvollsten Todes, den nur verbrecherische Sklaven sterben, des Kreuzestodes. Sein Werk aber übertrug er zwölf unwissenden Menschen, Schifferbänken und Werkstätten entnommen. Und diese zwölf Sendboten des Nazareners lehren theilweise aberwitzig scheinende Dinge. Sie behaupten, die Weisheit der Welt sei ein Uebel, Thorheit aber sei ein Gut. Sie predigen unfaßbare Geheimnisse und bestreiten der Vernunft das Recht, die Glaubensgeheimnisse zu ergründen. — Sollte man nicht meinen, eine solche Religion hätte gleich bei ihrem Entstehen spurlos verschwinden müssen? Dennoch kam es anders. Das winzige Senfkörnlein wurde bereits zum mächtigen Baum, der seine Aeste über einen großen Theil der Erde ausbreitet, — ganz so, wie es Christus voraus gesagt."

„Vollkommen wahr, — das Christenthum spottet jeder menschlichen Berechnung," sagte Alexander. „Es ist, wie ein Werk geheimnißvoll waltender Mächte."

Der Prinz freute sich, das Interesse des Niedergebeugten erregt zu haben.

„Und dann," fuhr er fort, „betrachte die Berge von Hindernissen, die sich selbst in der Menschennatur der Ausbreitung der christlichen Lehren feindselig entgegenstellen. Mit den Begriffen der Vielgötterei sind wir geboren und aufgewachsen. Die Götterculte sind innig verwebt mit unseren Jugendeindrücken, die wir bei öffentlichen Festen empfangen. Dazu kommen Erziehung und Schriften, die unseren Geist gebildet. Der Reiz mythologischer Bilder bestrickt die Phantasie der Jugend, und die Schönheit der bildenden Künste, welche den Göttercult verherrlichen, übt eine unendliche Macht. Hiezu kommt die Hauptsache, nämlich die Erlaubniß des Heidenthums, nach menschlichen Neigungen und Gelüsten schrankenlos leben zu können, sich Alles erlauben zu dürfen, Nichts versagen zu müssen. Diese sinnliche Richtung fesselt die großen Massen mit süßen und starken Banden an das Heidenthum. — Und das Christenthum? Von Allem bietet es das Gegentheil. Von Künsten muß sich der Christ ferne halten, weil Poesie, Musik, Malerei, Plastik und Alles die Götter feiert, oder wenigstens mit heidnischem Geiste befleckt ist. Deß-

halb darf der Christ nicht Theil nehmen an unseren Festen und Freuden, er darf keine Lorbeerkränze und Lampen an seine Thüre aufhängen, sich mit Blumen nicht schmücken, wenn an Götterfesten das ganze Volk bekränzt einhergeht. Ausgeschlossen ist der Christ von allem geselligen Verkehr, von allen berauschenden Genüssen. Einsam muß er leben, den lockenden Vergnügungen entsagen. Und wie das Heidenthum den menschlichen Neigungen zügellose Freiheiten gestattet, so gebietet die Lehre Jesu Bändigung der zum Bösen geneigten Natur. In Selbstverläugnung, Entbehrungen, Abtödtungen muß der Christ seine Aufgabe finden, um schließlich enthauptet, oder verbrannt zu werden. — Ich frage, wie ist, nach menschlichem Ermessen, die Ausbreitung einer Religion möglich, deren Erbtheil Kreuz und Leiden sind? Deren Stifter gelehrt hat: „Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz und folge mir nach!“ — Und dennoch, — dennoch erfaßt diese Religion die Geister! Ja, mir scheint es sogar, daß die Herrschaft einer künftigen neuen Weltordnung dem Christenthum gehöre.“

So sprach Constantin, und zwar mit günstigen Erfolgen. Alexander hielt sogar eine Lobrede auf

das Christenthum, dessen Geist ein so reines, herrliches Wesen, wie Albina hervorgebracht.

Spät am Abend legte Alexanders Kammerdiener einen beschriebenen Zettel vor seinen Herrn. Gleichgiltig griff dieser nach dem Zettel, las die wenigen Worte und gerieth in ganz außerordentliche Aufregung.

„Von wem der Zettel?“

„Ich weiß es nicht, Herr! Ein Mann begegnete mir eben im Dunkel des Portikus und fragt: Bist Du Alexanders Kammersklave? — Ja, der bin ich! — Gieb Deinem Herrn diesen Zettel, sage ihm aber, er solle schweigen.“

„Und Du hast ihn nicht erkannt?“

„Nein, Herr! Der Fremde hatte das Sagum über Kopf und Gesicht gezogen, was übrigens ganz überflüssig war wegen der Dunkelheit.“

Alexander hielt den Zettel, wie ein Kleinod, unzähliche Male die Worte lesend: „Im Amphitheater kannst Du morgen Abend erfahren, wo Albina zu finden ist.“

Er eilte zu Constantin mit dem Zettel.

„Seltsam!“ sprach der Prinz. „Wer mag dieser Fremde sein? Morgen ist große Vorstellung im

Amphitheater. Der Kaiser wird mit dem ganzen Hofe beiwohnen. Bin wirklich gespannt! — Nur ruhig, mein Alexander! Fasse Dich und schweige. Die Vorsicht des Fremden scheint zu sagen, daß Albina's Geschick von mächtiger Hand geschürzt wurde.“

H2

$\sqrt{H^2}$